

Reise

in den

Vereinigten Staaten

und

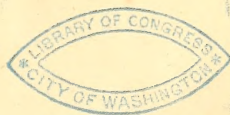
Canada

im Jahr 1837.

Von

L. de Wette, Dr. Med.

praktischem Arzte in Basel.



Leipzig,

Weidmann'sche Buchhandlung.

1838.

mlw

ST. 1. 1. 1. 1.

in 1881

Verzeichnis der

und

1881

1881

1881

1881

1881

E165
W54

1881

1881

1881

1
587
15
Seinem geliebten Bruder,

Herrn Dr. Karl Beck,

Professor der lateinischen Sprache an der Harvard-Universität in
Cambridge,

der Verfasser.

Als ich vor acht Monaten Amerika verließ, hatte ich noch nicht die Absicht eine Reisebeschreibung bekannt zu machen. Ich trug damals das Gefühl einer Schüchternheit und Unsicherheit in mir, das den Gedanken an etwas der Art fern von mir hielt; und vielleicht war dieß auch gut. Wäre ich mit dem Gedanken gereift ein Buch zu schreiben, so würde ich nicht die Unbefangenhait behauptet haben, die zu einer unparteiischen Beobachtung nöthig ist. Erst nach meiner Rückkunft im Schooße meiner Familie auf vieles Zureden meiner Freunde faßte ich den Entschluß, aus den während meiner Reise gemachten Bemerkungen ein Ganzes zusammenzuschreiben. Mit Hülfe der noch frischen Erinnerung wurde es mir leicht, die hier und da lückenhaften Notizen, die ich auf der Reise selbst gemacht hatte, zu ergänzen, und ich glaube so ziemlich die Eindrücke wiederzugeben zu haben, die ich an Ort und Stelle empfangen habe.

Daß ich Dir, lieber Bruder, die Beschreibung einer Reise widme, die ich Dir verdanke, auf der Du mich zum Theil begleitet hast, die ich durch Deinen Rath und Deine Leitung erst recht genossen habe, wirst Du natürlich finden, und nimm diese Blätter als ein Zeichen meiner brüderlichen Liebe und achtungsvollen Anhänglichkeit hin. Du wirst darin größtentheils die Meinungen und Urtheile finden, die ich früher gegen Dich geäußert habe. Du wirst nicht überrascht sein, wenn

im Ganzen meine Erzählung in einer für die Vereinigten Staaten günstigen Stimmung verfaßt ist; denn Du hast ja selbst gesehen, welchen Eindruck die neue Welt auf mich machte, hast meine Bedenklichkeiten und Vorurtheile durch Deine reifere Erfahrung und Deine größere Kenntniß des amerikanischen Volkes gehoben und mich aufgeklärt; und ohne Deine gütige Leitung und Deinen Rath wäre ich unter der Masse der fremdartigen und neuen Erscheinungen, die sich einem Europäer von allen Seiten her aufdrängen, erlegen.

So wie ich mich bei Abfassung dieses Reiseberichtes mit großem Vergnügen wieder in Alles versetzt habe, was ich gesehen und erlebt; so wirst auch Du bei Lesung dieser Blätter Dich der Tage lebhaft erinnern, die ich bei Dir zugebracht, und der gemeinschaftlichen Reise, die ich mit Dir gemacht habe; und darin werde ich einen süßen Lohn finden. Denn nichts wünsche ich bei der Trennung, die uns das Schicksal aufgelegt, mehr, als daß mein Andenken bei Dir immer frisch und lebendig sei und daß unsere Seelen sich in geistiger Gemeinschaft begegnen und durchdringen.

Basel, den 14. Juli 1838.

Dein Dich liebender Bruder
L. de Wette.

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Erstes Capitel.

Ueberfahrt nach Boston. Die Unterhaltung auf dem Schiffe. Die Seekrankheit. Besuch eines Haißfisches. Eisberge. Neufundlandbank. Gastfreundschaft zur See	1
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	---

Zweites Capitel.

Ankunft in Boston. Aufenthalt im Seebade Nahant. Matrosen-Prezidiger. Indianer	6
------------------------------------------------------------------------------------------	---

Drittes Capitel.

Reise nach Northampton in Massachusetts	13
---------------------------------------------------	----

Viertes Capitel.

Aufenthalt in Cambridge. Die Harvard-Universität	21
------------------------------------------------------------	----

Fünftes Capitel.

Die Heilanstalten in Boston. Der Begräbnißplatz	28
-----------------------------------------------------------	----

Sechstes Capitel.

Ausflug nach Portsmouth	33
-----------------------------------	----

Siebentes Capitel.

Cambridge. Thanksgiving-day. Schlittensfahrt. Eishandel . . .	36
---------------------------------------------------------------	----

Achstes Capitel.

Strafanstalt in Charleston. Arbeitshaus in Boston	40
-------------------------------------------------------------	----

Neuntes Capitel.

Geselliges Leben in Boston und Cambridge	44
----------------------------------------------------	----

Zehntes Capitel.

Theater und Musik in Boston	51
---------------------------------------	----

Elfstes Capitel.

Antritt einer großen Reise nach den südlichen und westlichen Staaten. Fahrt nach New-York. Amerikanische Wirthshäuser	55
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Zwölftes Capitel.

Aufenthalt in New-York, dessen Lage. Bauart der amerikanischen Häuser. Kosthaus-Leben. Die Verfasserin von Redwood. Dr. Follen	60
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Dreizehntes Capitel.

Abfahrt von New-York. Rückblick auf die Stadt und ihre Umgebungen. Ankunft in Philadelphia. Deutsches Aussehen der Stadt. Gastfreundschaft der Amerikaner	65
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Vierzehntes Capitel.

Die Strafanstalt in Philadelphia. Die medicinischen Lehranstalten	68
-------------------------------------------------------------------	----

Fünfzehntes Capitel.

Die Blindenanstalt. Die Wasserwerke. Das Armenhaus	72
------------------------------------------------------------	----

Sechzehntes Capitel.

Das größte Linienschiff der Welt. Clubs. Musikalische Gesellschaften. Weibliche Wohlthätigkeit	75
----------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Siebzehntes Capitel.

Abreise von Philadelphia. Ankunft in Baltimore	78
----------------------------------------------------------	----

Achtzehntes Capitel.

Baltimore. Die Kathedrale. Katholische Predigt. Die Washington-Säule. Der Telegraph. Oeffentliche Anstalten. Schönheit der Frauen	84
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Neunzehntes Capitel.

Abreise nach Washington. Die Gegend bis dahin. Ankunft daselbst. Nächtliche Sitzung des Congresses. Die Bauart der Stadt. Das Capitol	88
-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Zwanzigstes Capitel.

Sitzungsfälle und Sitzungen des Hauses der Repräsentanten und des Senats. Verhandlungen über Texas. Jackson. Die Gallerien und die Damen	91
----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Einundzwanzigstes Capitel.

Geselliges Leben in Washington. Der Präsident Jackson. Antritt Van Burens. Abreise von Washington	98
-------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Reise nach Fredericksburg und Richmond	103
--------------------------------------------------	-----

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Petersburg. Halifax. Fayetteville. Camden. Ankunft in Columbia	109
----------------------------------------------------------------	-----

Vierundzwanzigstes Capitel.

Columbia. Die Hausflaven. Colonel Hampton. Pferdezucht. Das Irrenhaus. Botanische Excursion	113
-------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Reise von Columbia nach Charleston. Der Weg bis Branchville. Die Eisenbahn von da bis Charleston	117
------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Sechszwanzigstes Capitel.

Charleston. Lage und Wohlstand der Stadt. Das Land- und gelbe Fieber. Die Bauart der Stadt	120
------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Charleston. Das gesellige Leben. Die Tafel	123
------------------------------------------------------	-----

Achtundzwanzigstes Capitel.

Charleston. Dr. Holbrook. Medicinische Schulen. Oeffentliche Anstalten. Dr. Bachmann. Audubon. Ein brennendes Schiff . .	126
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Neunundzwanzigstes Capitel.

Abreise von Charleston. Rückblick auf die Stadt. Die Insel Edisto und die Seebaumwolle. Eine Nacht unter dem südlichen Himmel. Ankunft in Savannah. Bauart der Stadt. Spiel. Kirchen .	129
----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Dreißigstes Capitel.

Die Reisepflanzung. Indian Mound	133
--------------------------------------------	-----

Einunddreißigstes Capitel.

Bemerkungen über das Sklavenwesen	139
---------------------------------------------	-----

Zweiunddreißigstes Capitel.

Besuch einer Seebaumwolle-Pflanzung	145
-----------------------------------------------	-----

Dreiunddreißigstes Capitel.

Die Blumenwelt in der Gegend von Savannah	147
-----------------------------------------------------	-----

Vierunddreißigstes Capitel.

Consumirter Ball. Aufgegebene Reise nach Florida. Zerstörung der Orangenwälder durch den Frost. Klima und Gesundheit der Luft	152
-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Fünfunddreißigstes Capitel.

Abreise von Savannah. Ankunft in Augusta. Bauart und Zustand der Stadt. Sandhills. Botanische Excursionen. Hamburg . .	157
------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Sechsenddreißigstes Capitel.

Abreise von Augusta. Ankunft in Milledgeville. Das Staatshaus. Macon	161
--------------------------------------------------------------------------------	-----

Siebenunddreißigstes Capitel.

Columbus	165
--------------------	-----

Achtunddreißigstes Capitel.

Abreise von Columbus. Reise durch das Creek-Gebiet	169
--------------------------------------------------------------	-----

Neununddreißigstes Capitel.

Ankunft und Aufenthalt in Montgomery. Fahrt auf dem Alabama-Fluß nach Mobile	173
----------------------------------------------------------------------------------------	-----

Vierzigstes Capitel.

Mobile. Die Lage und Umgebung der Stadt. Die auswandernden Indianer vom Stamme der Creek, ihr Ballspiel und Sitten . .	178
------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Einundvierzigstes Capitel.

Abreise von Mobile nach New-Orleans. Fahrt durch die Meerenge, die Seen Vergne und Pontchartrain und auf der Eisenbahn. Der Fluß Mississippi. Die Lage der Stadt 187

Zweiundvierzigstes Capitel.

New-Orleans. Die Verfassung und Polizei. Die Bauart. Exchange-Hotel. Die Theater. Die Creolinnen. Die beiden Börsen. Die Baumwollpressen 192

Dreiundvierzigstes Capitel.

Ausflug auf eine Zuckerpflanzung. Gastfreiheit der Creolen. Das spanische Dorf. Lage der Zuckerpflanzung. Beschreibung der Pflanzung. Bau des Zuckerrohrs 198

Vierundvierzigstes Capitel.

Bemerkungen über Gesundheit der Lage. Der spanische Ball. Botanische Ausflüge 205

Fünfundvierzigstes Capitel.

Reise nach New-Orleans den Mississippi hinauf. Gezwungene Rückkehr. Brand in New-Orleans. Die belebten Ufer. Baton rouge. Bau und Einrichtung des Dampfsbootes. Leben auf demselben . 211

Sechsendvierzigstes Capitel.

Fortsetzung der Reise auf dem Mississippi. Fort Adams. Natchez. Vicksburg. Mündung des Arkansas und des weißen Flusses. Veränderter Charakter des Mississippi. Memphis. New-Madrid. Mündung des Ohio. Selma. Ankunft in St. Louis 216

Siebenundvierzigstes Capitel.

Lage und Umgebung von St. Louis. Die Prairie. Das Leben in der Stadt 220

Achtundvierzigstes Capitel.

Reise durch die Prairies in Illionis. Schlechte Wege. Lawrenceburg. Die freundliche Kentuckerin 225

Neunundvierzigstes Capitel.

Vincennes in Indiana. Washington. Ankunft am Ohio und in Louisville in Kentucky. Liebliche Gegenden. Frankfort. Lexington, Maysville. Einschiffung auf dem Ohio 230

Funfzigstes Capitel.

Die Fahrt den Ohio hinauf. Portsmouth. Dampfsboot's-Ankethete. Guyandotte in Virginia. Charleston. Der Fluß Kenhawa. Das Felsenthal des New-River 236

Einundfunfzigstes Capitel.

Lewisburg. White sulphur springs. Die Alleghani-Berge. Sweet springs. Zincaisle. Buchanan. Die natürliche Brücke. Lexington 244

Zweihundfünfzigstes Capitel.

Weg nach Staunton. Das Irrenhaus daselbst. Woodstock. Winchester. Harpers ferry und Baltimore. Philadelphia 250

Dreihundfünfzigstes Capitel.

Easton. Bath. Homöopathische Anstalt zu Allentown. Bestreben der deutschen Einwanderer, deutsche Sprache und Nationalität beizubehalten 255

Vierhundertfünfzigstes Capitel.

Abreise von New-York. Das Eiland Hoboken. Fahrt durch den Sund nach New-Haven. Hartford mit seinen Anstalten. Rückkehr nach Cambridge 265

Fünfhundertfünfzigstes Capitel.

Antritt einer Reise nach dem Niagara. Rückkehr nach New-York über Hartford, den Connecticut hinunter durch den Sund. Bath auf Long Island. Die Fahrt den Hudson hinauf. Westpoint. Catskill Mountains 269

Sechshundertfünfzigstes Capitel.

Albany. Absteher nach dem Lake George über Schenectady, Saratoga, Caldwell. Fahrt auf dem See. Besuch der Hudson-Fälle auf dem Rückwege. Die Quellen von Saratoga. Eisenbahn bis Utika. Die Treuten-Fälle 275

Siebenhundertfünfzigstes Capitel.

Oneida river. Indianischer Hain. Syracuse. Rochester. Canalfahrt bis Lockport. Schleusen des Canals. Ankunft in Niagara 281

Achtundfünfzigstes Capitel.

Der Niagara und seine Fälle 285

Neunhundertfünfzigstes Capitel.

Die Umgebungen von Niagara. Der Wirbel. Buffalo. Das indianische Dorf. Denkmal des General Brock. Abschied von Niagara . . 293

Sechzigstes Capitel.

Reise nach Montreal. Der See Ontario. Toronto. Oswego. Kingston. Der St. Lorenz-Fluß. Die tausend Inseln. Zustand von Canada. Ankunft in Montreal 299

Einundsechzigstes Capitel.

Montreal. Concert. Gemüßemarkt. Mount Royal. Hochamt. Insel St. Helena 304

Zweiundsechzigstes Capitel.

Reise nach Quebec. Lage der Stadt. Pappineau. Payne's Hotel. Voretto. Nordlicht. Montmorency. Fort Diamond. Eröffnung des Parlaments. Ursulinerinnen-Kloster 307

Dreihundsechzigstes Capitel.

Rückkehr nach Montreal. Reise über Lake Champlain. Burlington. Montpelier. Danville. Littleton. Ankunft am Fuße der weißen Berge	315
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Vierundsechzigstes Capitel.

Besteigung des Berges Washington	322
--------------------------------------------	-----

Fünfundsechzigstes Capitel.

Reise über die Notch der weißen Berge. Der Bergsturz Canway. Der Winnipiseogee=See. Schäfer=Dorf. Concord. Lovell. Ankunft in Boston und Cambridge. Abschied von der Reisegesellschaft . .	328
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Sechshundsechzigstes Capitel.

Abschied von Amerika. Rückblicke auf die Reise und allgemeine Bemerkungen. Schiffsleben. Ueberblick der gesehenen Länder in Ansehung des Clima's und Bodens	334
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Siebenundsechzigstes Capitel.

Beschluß der allgemeinen Bemerkungen. Die Indianer. Die Neger. Die Pflanzern und Pflanzungen im Süden. Die Meiereien im Norden und die Landgüter in Kentucky. Die Handels- und Gewerbs-Betriebsamkeit im Norden. Die Erziehung; die Gleichheit Aller und die ungezwungenen Sitten. Die Amerikaner und die Reisebeschreiber	345
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Achtundsechzigstes Capitel.

Rückreise	356
---------------------	-----

Erstes Capitel.

Ueberfahrt nach Boston. Die Unterhaltung auf dem Schiffe. Die Seerkrankheit. Besuch eines Haifisches. Eisberge. Neufundlandbank. Gastfreundschaft zur See.

Auf die Einladung eines geliebten Bruders, der mich vor ungefähr zwölf Jahren als einen Knaben in Europa verlassen hatte, ging ich 1836 von Paris nach Havre gegen das Ende des Monats Juni nach Vollendung meiner medicinischen Studien, um mich auf dem amerikanischen Schiffe Swizerland nach Boston einzuschiffen. Die Abfahrt war auf den ersten Juli bestimmt worden, aber in der Ungeduld der Begierde nach Reisen und Abenteuern und der Sehnsucht nach meinem Bruder hatte ich mich schon einige Tage vor der festgesetzten Zeit in Havre eingefunden. Papiere und Gepäck waren bald in Ordnung gebracht, auch alle Vorbereitungen getroffen; die Abfahrt aber verzögerte sich bis zum dritten Juli. Am Morgen dieses Tages in der Frühe ging ich nach dem Schiffe, um mich nach der Stunde des Auslaufens zu erkundigen, und wurde auf ein Uhr bestellt. Einige Freunde hatten mich zum Frühstück eingeladen, und ich mochte gern in ihrem traulichen Kreise noch einige Stunden genießen, wie ich sie sobald nicht wieder erwarten durfte; doch riß ich mich meiner Meinung nach früh genug los. Kurz vor zwölf Uhr ging ich von meinen Freunden begleitet an die Stelle im Hafen, wo das Swizerland am Morgen gelegen hatte; aber es war nichts mehr von ihm zu sehen; welch ein Schrecken für mich! Ehe ich mich jedoch von meiner Bestürzung erholt und Zeit gehabt hatte, mich zu besinnen, was zu machen sei, kam der Capitain des Schiffes, der, um seine Papiere in Ordnung zu bringen und auf mich

zu warten, in Havre geblieben war, auf mich zu, und sagte mir, nachdem er mich gehörig gescholten, ich könne mit ihm zum Schiffe fahren, das schon einige Meilen von der Stadt entfernt sei; es war nehmlich mit Hülfe eines Dampffschiffes ausgelaufen und hatte in der Bai beigelegt.

Es war mir nicht sehr wohl zu Muthe, als ich in's Schiff gestiegen war, und meinen Freunden, die mich so weit begleitet hatten, das letzte Lebewohl zurief. Ich dachte an meine Lieben in der Heimath und an das Wiedersehen, das mir jedoch vielleicht versagt sein konnte; ich dachte mit einiger Besorgniß an die mannigfachen Zufälle einer Seereise und an die ohne Zweifel bevorstehende Seekrankheit. Bald verloren wir Havre aus dem Gesichte, und in wenigen Stunden waren wir mitten im Canal. Der Wind war günstig, und unsere Hoffnungen nur zu sanguinisch; wir träumten von einer kurzen Ueberfahrt. Unser Schiff, das die Rückfahrt von Havre nach Amerika zum ersten Mal machte, gehörte nicht zu den New-York Paketschiffen, deren man sich gewöhnlich zur Ueberfahrt nach Nord-Amerika bedient, es war ein Kauffahrteischiff und nach Boston geladen. Die Bauart desselben unterschied sich ziemlich von der der Paketboote. Die Kajüte war nehmlich auf dem Verdecke, und bestand aus einem kleinen Vorgemache und einem großen Zimmer, dessen Wände auf jeder Seite vier kleine Schlafkammern enthielten, die mit einem Bette versehen waren. In den Paketschiffen dagegen haben diese kleinen Gemächer gewöhnlich zwei Betten, und man ist genöthigt, wenn viele Passagiere auf dem Schiffe sind, den geringen Raum mit einer zweiten Person zu theilen. Der hintere Mast ging durch unser großes Zimmer und theilte den Tisch in zwei Hälften. In Folge der Lage der Kajüte auf dem Verdecke war ein Luftzug möglich; eine große Unnehmlichkeit, namentlich in der Nacht; denn die kleinen Schlafzimmer haben bloß ein Fenster, das sich in das große Zimmer öffnet, und es hält ziemlich schwer, frische Luft hinein zu bringen. Der Tisch wurde durch Leisten in drei Fachwerke getheilt, deren mittleres für die Schüsseln, die beiden äußeren etwas schmalern für die Teller bestimmt waren. Ueber dem Tische schwebte ein beweglicher Schaff, auf welchem die Flaschen und Gläser in Löchern standen. Denn bei unruhigem Meere sind Vorrichtungen der Art unumgänglich nöthig, und reichen oft nicht aus. Zum Sitzen hatten wir Bänke, die nicht gerade sehr weich waren,

so daß wir bei unruhigem Meere manchmal in unangenehme Berührung mit den Kanten der Lehne kamen. Auch war es bei stürmischem Wetter schwer, sich darauf fest zu halten. Der Knabe eines der Mitreisenden glitschte einmal von der Bank herab, und verlor sich ganz unter der ziemlich hohen Tafel: zum Glück hielten ihn die Füße des ihm gegenüber Sitzenden auf; sonst wäre er wohl bis an die andere Seite des Zimmers gerutscht. Bei unserer ersten Mahlzeit hatten wir keine Zufälle der Art, und die Neulinge wurden nicht gleich auf die Probe gestellt.

Der Anfang unserer Reise war (wie gesagt) sehr günstig, guter, nicht zu starker Wind, niedere See, wenig Bewegung; wir fühlten daher alle eigentlich wenig oder gar nichts von der Seekrankheit. In acht Tagen holten wir den Poland ein, das New-York-Paketschiff, das einen Tag vor uns aus Havre abgesegelt war. Wir kamen einander nahe genug, um zusammen sprechen zu können, und blieben mehrere Tage hindurch in Schweite. Merkwürdiger Weise traf es sich, daß der Poland denselben Tag in New-York einlief, an welchem wir in Boston anlangten.

In diesen acht Tagen hatte ich ruhige Gelegenheit, mit meiner Reisegesellschaft ein wenig näher bekannt zu werden. Der Capitain und seine ihn begleitende Frau waren äußerst zuvorkommend und freundlich gegen mich, aber ihre Unkenntniß des Französischen und meine geringen Kenntnisse im Englischen erlaubten keine Unterhaltung, und wir mußten uns auf Höflichkeiten und freundliche Blicke beschränken. Mit einer anderen Amerikanerin und ihren zwei Begleitern war ich in demselben Fall, indem sie auch kein Französisch sprachen. Mit einem, des Französischen kundigen jungen Amerikaner, der gerade von Paris kam, wo er sich einige Zeit zur Vollendung seiner medicinischen Studien aufgehalten hatte, und nun nach seiner Heimath zurückkehrte, hätte mich die Gleichheit des Faches näher verbinden sollen; wir blieben aber auf einem ziemlich entfernten Fuße gegen einander. Am meisten unterhielt ich mich mit einer Französin, die mit ihrem Mann und drei Kindern nach Amerika, dem Geburtslande des ersteren, ging. Sie war sehr liebenswürdig, aber in dem Alter, daß ein junger Mann ihr mit Anstand den Hof machen konnte; was ich schon aus Erkenntlichkeit that, da ich ihrer Gefälligkeit eine Verbesserung meines ziemlich harten Nachtlagers verdankte. Mein Gespräch mit ihr betraf meistens unser gemeinschaft-

liches Reiseziel, Amerika. Sie verließ ihr schönes Vaterland höchst ungern, und ihre Bemerkungen über Amerika, welches sie vor vierzehn Jahren besucht hatte, waren nicht geeignet, günstige Vorstellungen von dem Zustande der Gesellschaft in der neuen Welt bei mir zu erwecken. Es gab daher Augenblicke, wo ich fürchtete, ein Aufenthalt oder auch nur ein Besuch in einem solchen Lande werde wenig Vergnügen darbieten. Doch ich greife vor, und spreche von Amerika, da uns noch zweihundert Meilen von diesem Lande trennen; und am wenigsten ziemt es mir, Vorurtheile gegen dasselbe zu erwecken oder zu nähren, wie dergleichen andere Reisende schon mehr als genug verbreitet haben.

In der zweiten Woche ging die See unruhiger und fast die ganze Schiffsgesellschaft wurde von der Seekrankheit befallen, der Capitain, ein Amerikaner und ich ausgenommen. Da deswegen Wenige lange an der Mahlzeit Theil nehmen konnten, so saßen wir oft zuletzt ganz allein bei Tische, und ließen es uns schmecken. Mich dauerte der Zustand der Andern; aber ich mußte lächeln, und kam mir wie ein Held vor, der allein das Feld behauptet, während alle Anderen geflohen sind.

In vierzehn Tagen hatten wir ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt; nun aber traten Windstillen ein, so daß wir manchmal am Abend den Rehrich vom Morgen um's Schiff herumschwimmen sahen — gewiß ein schlechtes Zeichen, das auf wenig Fortschritte deutete. Bei diesem Ausruhen unseres Schiffes bekamen wir einen Besuch von einem Haifische, der wirklich erfreut schien uns endlich gefunden zu haben und wenig Lust zeigte, unser Schiff zu verlassen, indem er wohl zehn bis zwölf Mal mit dem größten Gleichmuth um unser Schiff schwamm: wahrscheinlich roch er Menschen- oder Pökefleisch durch die Planken. Wir warfen eine Schlinge nach ihm aus, und er schwamm wirklich durch dieselbe hindurch; sie zog sich aber zu langsam zusammen, so daß nur sein Schwanz gefaßt wurde, der leicht heraus glitschte. Ein Haken, den wir mit Fleisch versehen neben die Schlinge gehängt hatten, schien ihm der Aufmerksamkeit nicht würdig, er wollte den Ruf der Geseßigkeit, in dem sein Geschlecht steht, nicht bestätigen, verachtete den ihm dargebotenen Leckerbissen, und zog sich endlich zurück, ohne uns das Vergnügen zu gönnen, ihn gefangen zu haben. Ich hatte noch den Tag zuvor davon gesprochen, die Windstille und das warme Wetter zu

einem Bade zu benutzen, aber seit diesem Besuche war mir alle Lust dazu vergangen.

Nach der Windstille hatten wir widrige Winde, die uns nöthigten, von unserer westlichen Richtung nach Norden hin abzuweichen, und bald fühlten wir die Wirkungen einer nördlichen Lage: es war ungefähr 46° Breite. An einem Morgen fanden wir uns hohen Eisbergen gegenüber, die nur zwei bis drei Meilen entfernt und von ungeheurer Größe waren. Wir schätzten die schroffe Wand des einen, die in der Sonne wie ein Spiegel uns entgegenglänzte, auf zweihundert Fuß; die ganze Masse über und unter dem Wasser mußte also nach dieser Schätzung ungefähr sechshundert Fuß dick sein, indem Eis nur ein Dritttheil leichter ist als Seewasser. Drei oder vier andere Eisberge, die wir sahen, waren nicht so hoch: zwei derselben hatten die Gestalt von Pyramiden. Wir behielten sie bis zum Abend im Gesicht. Die Schiffer fürchten die Nähe solcher Eiskolosse und mit Recht; denn bei trübem, nebligem Wetter, wie es in diesen Breitengraden ziemlich häufig vorkommt, ist man in Gefahr gegen dieselben anzustoßen, und solche Berührungen bringen dem Schiffe, namentlich wenn der Wind gerade stark ist, einen ziemlich unvermeidlichen Untergang. Daß Begegnungen auf dem Meere bei dichtem Nebel nicht erfreulich sind, hätte uns eine Brig in der Nacht beinahe praktisch anschaulich gemacht: sie kam im Vorbeisegeln so nahe an unsere Spitze heran, daß sie uns wahrscheinlich unser Bogspriet würde weggenommen haben, wenn nicht der wachthabende Officier noch Zeit gefunden hätte, unser Schiff ein wenig abzuwenden. Auffallend war die Menge der Schiffe, die uns während dieses nebeligen Wetters begegneten, vier an einem Tage, während bei klarem Himmel oft bloß ein Segel am fernen Horizont wahrzunehmen war.

Endlich kamen wir nach der Neufundlandsbank, die sich durch häufige Nebel und durch die weißlich grüne Farbe des Wassers auszeichnet. Das Meer ist nehmlich eigentlich blau nur da, wo es unergründlich ist; auf der Bank aber beträgt die Tiefe an manchen Stellen nur vierzig Klafter. Wir fanden hier viele Schiffe vor Anker liegend, die mit Fischen beschäftigt waren, namentlich viele amerikanische, aber auch französische. Der Capitain des einen der letzteren klagte uns den Verlust eines Bootes mit fünf Mann, die vor acht Tagen in einen Sturm gerathen und nicht wieder zum

Vorschein gekommen waren. Der Höflichkeit dieses Capitains verdanken wir eine Anzahl frischer Stockfische, die eine angenehme Veränderung auf unserer etwas einförmigen Schiffstafel hervorzubringen versprochen. Wir erwiderten sein Geschenk mit einer Hammelskeule, einem Korb voll Kartoffeln und einer Tasche voll Neuigkeiten aus Frankreich, und waren recht glücklich über den Tausch. Geld wird auf der See nicht angeboten und, wenn angeboten, nicht angenommen. So hatte uns einige Tage zuvor der Capitain eines Ostindienfahrers, der Mangel an Lebensmitteln litt, einen Besuch gemacht, und um Kartoffeln und Zwieback gebeten; er erhielt Beides, bedankte sich, und ging weiter, um auf einem anderen Schiffe eine ähnliche Beisteuer einzusammeln. Mir gefiel diese Sitte, vielleicht wird sie hie und da gemißbraucht, aber sie trägt dazu bei, die Lage manches unglücklichen Schiffers zu mildern, und Gastfreundschaft ist auf dem ungasstlichen, einsamen Ocean eine doppelt schöne Pflicht.

Das letzte Dritttheil des Weges von der Bank an dauerte wegen häufig sich wiederholender Windstillen ziemlich lange, und ich fing an mich herzlich zu langweilen. Endlich gegen das Ende der fünften Woche erblickten wir Land, es war der Leuchtthurm auf dem Cap Cod, einer dürrn Sandküste, die mir aber wie ein Paradies erschien.

Zweites Capitel.

Ankunft in Boston. Aufenthalt im Seebade Nahant, Matrosen: Prediger. Indianer.

In der Frühe des folgenden Morgens liefen wir in die Bai von Boston ein, der Wind, der uns glücklich soweit gebracht hatte, legte sich, und wir bewegten uns langsam vorwärts mit Hülfe der Fluth. Der Morgen war allerliebste, und ich befand mich in der heitersten Stimmung: in dem Lande sah ich ja die Heimath eines geliebten Bruders! Als wir uns Boston näherten, eilte ein großes Dampfschiff mit seinen Stockwerken und Rauchfängen an uns vorüber. Neugierig betrachtete ich das schwimmende Haus mit seinen

reichlich belebten Altanen und Gallerien: das Boot erschien mir viel größer als unsere europäischen; vielleicht aber täuschte mich die Höhe. Die Stadt trat immer mehr aus dem Hintergrunde hervor. Sie liegt auf einer Halbinsel, die blos durch eine niedrige Sandzunge mit dem Festlande zusammenhängt; ringsum schließen sie Kais mit zahlreichen Schiffen ein, deren Masten über die hinterliegenden Häuser hervorragen; in der Mitte auf einem Hügel thront das Staatshaus, und terrassenförmig lehnen sich die Häuser an dieses mit einer hohen Kuppel verzierte Gebäude an. Die Stadt bietet, wie aus dieser kurzen Andeutung der Lage derselben hervorgeht, einen äußerst malerischen Anblick dar; aber die übrigen Theile der Bai sind zu einförmig und todt. Hie und da sind Häuser, zwei kleine Festungen und die schönen Gebäulichkeiten der Verbesserungs- und Straf-Anstalt helfen die Einförmigkeit etwas unterbrechen; aber die Ufer sind zu flach und ganz kahl; keine Bäume außer an den herumliegenden Hügeln im Hintergrunde. Obgleich noch frühe am Morgen, herrschte doch schon große Thätigkeit: die verschiedenen Fähr-Dampfschiffe waren in reger Bewegung; Fischernachen gingen hin und her; große Schiffe kamen an; andere bereiteten sich mit der Ebbe auszulaufen. Sobald wie möglich eilte ich an's Land: ich wollte sehen, ob meine Füße noch nicht verlernt hätten auf festem Boden zu gehen; und daß mich Neugierde trieb, die neue Welt in Augenschein zu nehmen, brauche ich nicht zu bemerken.

Die ersten Straßen, durch die wir kamen, waren meist von Waarenlagern eingenommen, die aber auch zugleich als Laden dienen. Ich wunderte mich über die Menge der Schilde, deren an manchen Häusern fünf oder sechs waren, und über die bunten Farben, mit denen sie prangten. So wie wir mehr in's Innere der Stadt kamen, begegneten uns viele Frauenzimmer, die meist in Seide gekleidet waren. Ich wunderte mich, was diese Damen so frühe am Morgen auf der Straße zu thun hätten, und erfuhr von einem Amerikaner, es seien Ladenmädchen, die an ihre Arbeit gingen.

In Boston blieb ich dieß Mal nicht lange. Mein Gepäck war bald ans Land gebracht, und mit der Douane hatte ich nicht die geringste Schwierigkeit: in Folge einer besonderen Erlaubniß, die mir die Vorsorge des Capitains verschafft hatte, passirte mein Gepäck unvisittirt. Am Nachmittag hatte ich die unendliche Freude, den lang ersehnten Bruder in meine Arme zu schließen. Da wir uns seit zwölf

Jahren nicht gesehen hatten, fand er mich natürlich so verändert, daß er mich schwerlich erkannt haben würde, wenn wir uns an einem dritten Ort zufällig würden getroffen haben.

Am Abend fuhr ich mit ihm nach dem nahen an der Bai von Lynn gelegenen Badeort Nahant (ein indianischer Name), wo er mit seiner Familie einen Theil des Sommers bisher zugebracht hatte. Schon auf diesem kurzen Wege fand ich Vieles, was mir ganz anders vorkam als in Europa: Manches wäre mir vielleicht weniger fremd erschienen, wenn ich zuvor in England gewesen wäre. Selbst im Grün der Baum-Blätter glaubte ich eine Verschiedenheit wahrzunehmen; war vielleicht die lange Seereise daran Schuld, oder täuschte mich mein Gedächtniß? Auf dieser Fahrt kamen wir durch Lynn, ein ziemlich großes Dorf, das beinahe nur von Schuhmachern bewohnt wird. In der Hauptstraße, durch die uns der Weg führte, und die ihrer Breite wegen eher einem langen Plage gleicht, bemerkte ich ein großes Wirthshaus und mehrere Kirchen. Die Wohnhäuser sauber, niedlich aussehend, meist weiß angestrichen mit grünen Läden: im Hofe oder auf dem Rasenplatze hinter dem Hause die Werkstätte, wo der Meister nebst seinen Gesellen mit Schuhmacher-Arbeit beschäftigt erschien, während im Wohnhause Mutter und Töchter das Einfassen der Schuhe besorgten. Mir gefiel diese Trennung der Werkstätte vom Hause: sie deutet auf Sinn für Häuslichkeit und Reinlichkeit. Man sollte kaum glauben, daß in einem solchen Dorfe, wo beinahe in jedem Hause ein Schuhmacher wohnt, es unmöglich sein sollte Schuhe zu bekommen; aber die Arbeit wird alle auf Bestellung gemacht und an Großhändler abgeliefert; in dem Dorfe selbst werden wenig Schuhe verkauft. Der letzte Theil des Weges war schlecht: die Fluth war schon zu hoch gestiegen, als daß wir auf den Dünen hätten fahren können, wir mußten uns daher höher am Ufer halten, das aus zusammengeroUten Kieselsteinen bestehend, keinen gerade guten Weg darbot.

Am folgenden Morgen, einem Sonntag, hörte ich zum ersten Mal eine englische Predigt, wozu in Nahant Gelegenheit war. Da in der Umgegend viele der reicheren Bostonier Sommer-Wohnungen besitzen, und dort mit ihren Familien die warme Jahreszeit zubringen: so ist vor Kurzem durch den Zusammentritt von mehreren derselben der Bau einer Kirche zu Stande gekommen, in welcher eingeladene Geistliche predigen und zwar abwechselnd von verschiedenen

Secten, indem unter denen, die zum Bau beigetragen haben, sich Anhänger verschiedener Secten finden. Ich war so glücklich, einen interessanten Mann predigen zu hören, einen gewissen Taylor, Prediger an der Matrosenkirche in Boston. Er war früher selbst Matrose und als solcher aufgewachsen, und hat sich selbst für seinen neuen Stand ausgebildet. Sein ganzes Leben, seine ganze Thätigkeit ist seinen früheren Standes-Genossen gewidmet, an denen er mit großer Liebe hängt, denen er Vater und Freund ist und deren unbedingtes Vertrauen er genießt. Er besitzt viel natürliche Beredsamkeit, die einen um so größeren Eindruck auf die Seeleute macht, da alle seine Beispiele und Bilder aus dem Seeleben genommen sind; er spricht dabei ziemlich derb und mit großem Feuer, so daß er die harten Matrosenherzen mürbe zu machen versteht. Sein Einfluß auf diese Leute ist groß: sie fragen ihn um Rath und machen ihn zum Bewahrer ihrer Gelder; auch hat er die Bestrebungen der Mäßigkeitsvereine, die sich bemühen das Branntweintrinken unter den Matrosen zu vermindern, mit vielem Glück unterstützt, so daß es dahin gekommen ist, daß auf den meisten amerikanischen Schiffen jetzt den Matrosen kein Branntwein mehr gegeben wird: sie bekommen Thee und werden mit Geld entschädigt. Ich hörte diesen achtungswerthen Prediger einige Monate später in seiner eigenen Kirche, die beinahe bloß von Matrosen und See-Capitainen besucht wird, und hatte Gelegenheit, seine große Gewalt über die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu bewundern. Er war mitten in einer feurigen Auseinandersetzung der gottesgefälligen Zerknirschung und Buße, und sprach mit großer Salbung, da sah er einen Mann hereinkommen, und sich an den neben der Thüre befindlichen Ofen stellen (es war ein kalter Januarstag). Er hielt an und sagte in ruhigem Tone zu dem Manne: „Wenn es Leute giebt, die bloß hereinkommen, um sich die Füße zu wärmen, so mögen sie wissen, daß es Sünde ist, in ein Haus Gottes mit solchen Absichten zu kommen, und diese Leute können andere Häuser finden, wo sie nach Belieben kommen und gehen dürfen; wir sind aber hier gewöhnt und es ist unser Gesetz, nicht vor dem Ende der Predigt wegzugehen, außer in dringenden Fällen. Die Aufseher an der Thüre sollen ihre Pflichten besser beobachten! Nun zurück zu unserem Sage!“ In mancher Gemeinde hätte ein Auftritt der Art Lachen hervorgerufen; er aber ließ seinen Zuhörern keine Zeit dazu. Mit großer Gewandtheit griff

er den Faden seiner Rede wieder auf, fuhr fort im vorigen Tone und hatte in kurzer Zeit die Aufmerksamkeit Aller wieder so sehr gefesselt, daß man diesen Zwischenact bald vergessen hatte. Von der strengen Disciplin, die in der Kirche herrscht, machte ich selbst die Erfahrung. Vor dem Gesange, während die Leute hereinkamen, sprach ich mit meinem Begleiter, der mir über die Einrichtung der Kirche Auskunft gab: (es ist nemlich noch eine Schule für Seelente und eine Bibliothek damit verbunden). Auf einmal kam ein anständig gekleideter Mann auf uns zu und sagte: „Sie erlauben, meine Herren! Sprechen in der Kirche ist gegen unsere Regeln.“ Seit der Zeit habe ich in keiner amerikanischen Kirche wieder während des Gottesdienstes gesprochen.

Die ersten vierzehn Tage nach meiner Ankunft brachte ich in Nahant zu, und lernte während dieses Aufenthalts dieses Seebad und die Art und Weise, wie sich die Amerikaner daselbst belustigen, ziemlich genau kennen. Die Lage des Ortes auf einer Halbinsel ist sehr angenehm. Auf der südlichen Spitze derselben liegt ein großes Gasthaus, von wo aus man eine schöne Aussicht über das Meer und die rückliegende Landschaft hat. In der Ferne über einer dazwischen liegenden Landzunge zeigt sich Boston, mit der Alles überragenden hohen Kuppel des Staatshauses. Diese Landzunge, welche die Bai von Boston von derjenigen trennt, an welcher Lynn und Nahant liegen, bietet eine schmale Durchfahrt dar, die so eng und deren Ufer so niedrig sind, daß, von einiger Entfernung aus gesehen, man sie gar nicht wahrnehmen kann, und es den Schein hat, als wenn das von Nahant kommende Dampfschiff auf das Land zusteuerte. Im amerikanischen Freiheitskriege soll einmal eine amerikanische Fregatte, die von mehreren englischen Kriegsschiffen verfolgt und in die Bai von Lynn getrieben war, sich durch diese Durchfahrt gerettet haben. Die Engländer glaubten ihrer Beute gewiß zu sein, denn jeder Ausweg schien abgeschnitten; aber der Pilote am Bord der amerikanischen Fregatte, der die Tiefe der Durchfahrt genau kannte, wagte sich mit dem Schiffe in den engen Canal und brachte es auch glücklich auf die andere Seite in die Bai von Boston, wo es in Sicherheit war. Die Engländer wunderten sich, ärgerten sich wohl auch, wagten aber nicht, denselben Weg zu machen und zogen unverrichteter Sache ab.

Das Dampfschiff, das täglich drei Mal zwischen Nahant und

Boston hin und her geht, bringt bei günstigem Wetter immer eine Menge täglicher Gäste mit, fast ebenso Viele benutzen den etwas weiteren Landweg, namentlich alle diejenigen, die nicht von Boston kommen. Man bedient sich zu solchen Reisen meist kleiner zweisitziger Kaleschen, (Cabriolet) die auf zwei Rädern ruhen, und äußerst leicht und elegant gebaut sind. Ich sah große Gesellschaften in fünf bis acht solcher Chaischen ankommen; in jeder ein Herr und eine Dame. Manchmal guckte ein Kindeskopf zwischen zwei Erwachsenen hervor und deutete ein Ehepaar an; aber meist waren es junge Leute. Von alten Müttern und Tanten war Niemand zu sehen und die Jugend blieb sich selbst überlassen. Zu Fuß sah ich Niemanden ankommen. Die unglücklichen jungen Herren, denen ihre Schönen einen Korb gegeben, oder die vielleicht noch nicht gewählt hatten, kamen zu Pferde an. Das Erste, was man nach der Ankunft thut, ist sich Angel-Geräthe zu verschaffen, wenn man nicht so sehr Liebhaber dieses Vergnügens ist, um sie von Hause mitgebracht zu haben; und dann eilt man ans Meer, sowohl Herren als Damen. Die Ufer sind beinahe überall felsig und steil, und bieten viele passende Punkte zum Angeln dar, wozu die Zeit der Fluth die günstigste ist. Als Nahrung gebraucht man Muscheln. Gewöhnlich sagt man, in Nahant müsse sich jeder sein Mittagessen selbst fangen; aber zum Glück nimmt man es nicht sehr genau. Die Fische, die die Gäste hier fangen, sind meist klein und gewöhnlich kann man sie bloß zu einer Fischsuppe benutzen; ein Gericht, das, so viel ich weiß, in Neuengland *) zu Hause ist. Diese Suppe besteht aus Fischen, die mit Zwieback und Wasser gekocht werden; leider ist sie gewöhnlich mit so viel Pfeffer versehen, daß es einem deutschen Schlunde schwer hält sie zu schlucken. Nach dem Essen geht man wieder ans Meer. Vielleicht ist gerade hohe Fluth, und da ist immer eine bedeutende Brandung an den Felsen. Wird die Fluth durch den Wind noch stärker gegen das Ufer getrieben, und ist vielleicht den Tag zuvor Sturm gewesen, so ist das Brechen der Wellen an einigen Punkten wirklich großartig. Von dem sogenannten spouting horn (Spritz-Horn, der Name einer der Felsen) wird das Wasser

*) Unter diesem Namen umfaßt man die sechs nördlicheren Staaten der Union: Maine, New-Hampshire, Massachusetts, Vermont, Connecticut, Rhode-Island.

manchmal zwanzig bis dreißig Fuß in die Höhe geworfen, und die Zuschauer tragen oft eine Durchnässung davon, wenn auf einmal das Wasser ohne vorherige Warnung so hoch aufspritzt.

Zu den Hauptvergönügungen auf Nahant gehört auch eine Fahrt auf den Dünen zur Zeit der Ebbe, wo sie einen glatten, sanften Weg darbieten. Der Sand am flachen Strande ist nemlich durch die ruhig darüber hinrollenden Wellen so geebnet und fest, daß Pferde und Wagen kaum einen Eindruck darauf zurücklassen. Noch bieten die beiden Wirthshäuser den Gästen die Vergönügungen des Billards und der Kegelbahn dar; aber beide Spiele, besonders das Billard, sind nicht im besten Rufe und daher scheuen sich Manche, daran Theil zu nehmen.

Von den Bade-Einrichtungen kann ich nicht viel sagen. Es giebt wohl ein Badehaus, in welchem man warme und kalte Bäder nehmen kann; aber gar keine Vorrichtungen sind getroffen für diejenigen, die in der offenen See baden wollen. Man muß sich nach Gutdünken einen Platz dazu wählen und es dem Zufall überlassen, ob man ungestört bleiben kann. Man zieht natürlich die Zeit der Fluth vor, wo das Wasser gleichsam frischer und kühler zu sein scheint; auch hat man ja alsdann mehr Wellenschlag. Im Ganzen wird wenig gebadet, und man hat eigentlich unrecht, Nahant einen Badeort zu nennen. Die Hauptvorzüge, die es dem Städter darbietet, sind angenehme Gesellschaft, ein guter Tisch und vor Allem frische Seeluft. Auch in diesen nördlicheren Theilen der Vereinigten Staaten ist die Hitze oft so drückend, daß man sich gern nach der kühleren Seelüste flüchtet; und hier in Nahant findet man gewiß immer die gesuchte Kühlung, denn es wäre als eine Seltenheit anzusehen, wenn auf diesem beinahe ganz von Wasser umgebenen Felsen kein Lüftchen wehte. Der Sommer 1836 war nicht sehr warm, und ich fand die Luft an manchen Tagen kalt; ohnehin konnte die See nicht so viel Reiz für mich haben, der ich die letzten fünf Wochen auf derselben zugebracht hatte.

Auf einem Ausfluge von Nahant aus sah ich die ersten Indianer. Sie hatten sich in einer ziemlich einsamen, waldigen Gegend an einem kleinen See (an denen dieser Theil des Landes so reich ist) gelagert. In den drei aus Leinwand und frisch gehauenen Baumästen kunstlos zusammengesetzten Zelten fanden wir keine Männer, sondern bloß drei Frauen und mehrere Kinder. Die letzteren

waren beinahe ganz nackt: die Weiber trugen Hosen von Seide oder Wolle und darüber ein Hemde von demselben Stoffe: auf der Brust ein aus dünnem Silber gearbeitetes, vielleicht fünf Zoll im Durchmesser betragendes, mit einer Nadel an das Oberhemd befestigtes Schild. Ihr schwarzes struppiges Haar war in einen dicken, unförmlichen Zopf gewickelt. Die Gesichtszüge machten keinen läblen Eindruck, namentlich zeigten die Augen viel Feuer, und ohne die kleinen, schiefgestellten Augenspalten und die breiten hervorstehenden Backenknochen hätte man sie trotz ihrer braunen Farbe hübsch nennen können. Bloß eins der Weiber sprach englisch und nur so wenig, daß wir Mühe hatten, ihnen die gewöhnlichsten Fragen verständlich zu machen, und unsere Unterhaltung fast ganz auf die Zeichensprache beschränken mußten. Sie waren mit Korbemachen beschäftigt, und saßen während der Arbeit mit untergeschlagenen Beinen auf wollenen Decken, die ihnen zugleich als Betten dienten. Während wir ihnen zusahen, verbrannte sich einer der um die Zelte herumspielenden Knaben das Gesicht mit Pulver. Die Mutter fing an zu weinen und zu jammern, fast noch mehr als der Kleine; aber keins der Weiber wußte, wie zu helfen sei, indem sie in der Wundarzneikunde wenig Kenntnisse zu besitzen schienen, und sie mußten von einem Europäer Rath und Hülfe annehmen. Diese Indianer, die armseligen Ueberbleibsel großer Stämme, die vor der Ankunft der Weißen in diesen Wäldern als Herren gehaust haben, führen ein wanderndes Leben, ziehen von einem Lagerplatze zum anderen, meist in der Nähe großer Städte, und erhalten sich, die Weiber mit Korbflechten, die Männer mit Fischerei, obschon die letzteren nicht viel thun, sondern lieber das von den Weibern mühsam erworbene Geld zu vertrinken pflegen. Im Ganzen kommen sie den Zigeunerbanden der alten Welt ziemlich gleich.

Drittes Capitel.

Reise nach Northampton in Massachusetts.

Kurz darauf hatte ich auf einer Reise, die ich mit meinem Bruder nach Northampton machte, Gelegenheit, mehr von dem In-

nern des Landes zu sehen, namentlich vom Staate Massachusetts, den man gleichsam als die Wiege des jetzigen großen Staaten-Bundes ansehen kann. Der Freiheitskampf gegen das Mutterland nahm hier seinen Anfang, und keiner der anderen Staaten that es diesem zuvor an Hingebung und Aufopferung für die gemeine Sache. Noch immer, obgleich ihm viele Staaten weit an Bevölkerung überlegen sind, behauptet er einen bedeutenden Einfluß durch den Reichtum und die Bildung seiner Bewohner; auch gilt er viel in der gesetzgebenden Versammlung, nicht sowohl durch die Menge als durch die Persönlichkeit seiner Abgeordneten. Es ist nemlich, wie bekannt, jeder Staat nach Verhältniß seiner Bevölkerung repräsentirt und die Zahl der Abgeordneten von großer Bedeutung, namentlich bei der Präsidentenwahl, wo die Bevollmächtigten der einzelnen Staaten sich zuvor berathen, unter sich abstimmen und das Ergebnis ihrer Abstimmung nach Washington schicken. Der Mann der Mehrzahl erhält alle Stimmen. Daher der große Einfluß der beiden Staaten New-York und Pensylvania, die zusammen ihrer großen Bevölkerung wegen beinahe ein Dritteltheil der Stimmen haben, und bei der letzten Wahl den Ausschlag gaben. In Pensylvania waren die Parteien so ziemlich gleich, und es handelte sich um eine Stimme: sonst wären die zweiunddreißig Stimmen des Saates gegen Van Buren ausgefallen und er würde nicht Präsident geworden sein.

Die ersten vierzig Meilen *) von Boston bis Worcester legten wir in ungefähr zwei und einer halben Stunde auf einer Eisenbahn zurück, die als die in den Vereinigten Staaten zuerst ausgeführte merkwürdig ist. Sie soll jetzt bis Albany fortgesetzt werden und dort mit derjenigen in Verbindung treten, die längs dem Erie-Canal angelegt ist und wohl bis an den Niagara fortgeführt werden wird; eine Strecke von hundert Meilen von Albany bis Utica ist schon vollendet. Der bekannte Reisebeschreiber Capitain Basil Hall, dem man auf seiner Reise durch diese Gegend im Jahr 1827 das Project der Eisenbahn von Boston nach Worcester mittheilte, nannte es kühn und die Ausführung eine Narrheit; aber trotz dieser Aeußerung des Herrn Capitains ist dieselbe seit mehreren Jahren vollendet und in Gebrauch, und man arbeitet an der Ausführung der

*) Die amerikanischen Meilen sind ungefähr so groß wie die englischen, fünf derselben machen eine deutsche Meile aus und drei eine Stunde.

Bahn bis nach Albany. Es war dieß meine erste Fahrt auf einer Eisenbahn mit Dampfmaschinen, und sie verursachte mir einige Unannehmlichkeiten; der schnelle Wechsel der Gegenstände griff mir die Augen an, verwirrte mich und nahm mir den Kopf ein. Später gewöhnte ich mich daran, und fuhr Tage lang auf Eisenbahnen ohne irgend einen üblen Eindruck zu verspüren; ja ich fand diese Art von Bewegung äußerst angenehm. Die Wagen sind auf den Eisenbahnen wenigstens in diesem Theile des Landes sehr bequem eingerichtet, und werden sogar im Winter mittelst kleiner Defen geheizt. Die unangenehmste Jahreszeit für diese Art zu reisen ist der Sommer. An einem drückenden, schwülen Tage kommt man beinahe vor Hitze um; denn trotz der schnellen Bewegung findet bei Windstille fast gar kein Luftzug in den Wagen Statt.

Die Gegend zwischen Boston und Worcester ist etwas einförmig; kleine Hügel; gewundene, schmale Thäler wechseln in einem fort ab; hie und da zeigen sich kleine Seen, die mit ihren niedlichen Inseln und ihren felsigen Ufern sich ziemlich gut ausnehmen. Worcester ist eine ziemlich bedeutende Landstadt mit ungefähr sieben-tausend Einwohnern, hat aber mehr das Ansehen eines Dorfes, denn Thore und Mauern fehlen ihr wie allen hiesigen Städten; die Eisenbahn hat bedeutend dazu beigetragen, diesen Ort zu heben.

Von hier aus, fuhren wir in der öffentlichen Postkutsche. Da diese sogenannten stage-coaches öfter vorkommen, so muß ich suchen, dem Leser eine Vorstellung davon zu geben. Es sind dieß große Kutschen, die auf kurzen Federn in langen Riemen hängen, weswegen sie bei unebenen Wegen stark schaukeln und stoßen. An der Seite sind sie offen. Rücken und Vorderwand sind dagegen mit Holz verschlagen, aber höchst selten gepolstert, außer an dem unteren Theil, der dem Sitze entspricht. Die Seitenöffnungen an den Ecken können bei schlechtem und kaltem Wetter mit ledernen Vorhängen geschlossen werden; die mittleren Oeffnungen über den Wagenthüren haben gewöhnlich Fenster zum Schließen. Im Innern sind drei Bänke: die mittlere ohne Lehne, deren Stelle ein von einer Seite zur anderen herübergespannter Riemen vertritt; jede Bank ist zu drei Personen gerechnet, so daß in Allem neun Sitze sind. Auf dem Bock neben dem Kutscher ist Platz für eine oder zwei Personen, und oft ist hinter demselben auf der Decke der Kutsche noch ein anderer Sitz angebracht, auf welchem auch noch drei Per-

sonen Platz finden können. Im Preise der Plätze ist kein Unterschied: ob man sich außen hinsetzen will, oder ins Innere, gilt gleich: wer zuerst kommt, hat die Auswahl: den Frauenzimmern muß man aber immer die besten Plätze abtreten, was nicht nur die Höflichkeit fodert, sondern die Amerikanerinnen als ein Recht in Anspruch nehmen. Diese Postkutschen sind da, wo es weder Dampfschiffe noch Eisenbahnen gibt, das einzige Reisemittel; denn Extra-Posteinrichtungen gibt es nicht: man findet daher Leute aus allen Ständen in diesen Wagen zusammengedrängt. Wir wählten uns den höchsten Sitz. Bei manchen Schwenkungen der Kutsche kam mir der Platz ein wenig gefährlich vor, aber bald gewöhnte ich mich daran, und seit der Zeit habe ich immer, wenn es das Wetter mir irgend erlaubte, einen Sitz auf der Außenseite vorgezogen. Die Wege waren im Ganzen gut vermöge des steinigten Bodens; denn die Kunst hat wenig dazu beigetragen sie zu verbessern, und unsere Postwagen würden sich nicht auf solche Wege wagen. Es gab sogar Strecken, wo wir bloß auf einfachen Holzwegen fuhren, und die Büsche auf beiden Seiten an die Kutsche schlugen; aber unsere vier Neuengländer liefen so frisch dahin, als wenn sie die beste Chaussee unter sich hätten.

Gegen Abend näherten wir uns unserem Ziele, Northampton. Dieses Dorf liegt am Connecticut in einem wegen seiner Fruchtbarkeit und Lieblichkeit gleich gefeierten Thale. Was mich aber beinahe noch mehr anzog, als die schöne Lage, war das Innere des Dorfes selbst. Ich glaube, es würde schwer halten in Deutschland und selbst in der Schweiz einen Ort zu finden, der sich damit vergleichen ließe. Die ziemlich breiten, obschon nicht gerade regelmäßigen Straßen sind an beiden Seiten von Reihen majestätischer Ulmen beschattet, die mit ihren großen Stämmen und ihren hängenden Zweigen einen äußerst malerischen Anblick gewähren. Es ist dies eine Ulmenart, die sich durch den eigenthümlichen Bau der Aeste von der unsrigen unterscheidet, mir jedoch nur eine Spielart zu sein scheint — *Ulmus americana*. — Die Häuser sind, mit Ausnahme des öffentlichen Platzes, wo die Kaufläden sich befinden, meist durch Rasenstücke oder Gärten getrennt, gewöhnlich auch von hohen Bäumen überschattet; sie selbst und ihre nächsten Umgebungen werden mit der größten Sorgfalt unterhalten, und man kann sich kaum etwas Lieblicheres der Art denken. Palläste muß man freilich da nicht suchen: auf dem

Lande sind die Häuser meist von Holz gebaut, im Innern aber bequem und warm eingerichtet.

Der Stolz und Ruhm von Northampton ist der Berg Holyock, der dem Dorfe gegenüber auf der anderen Seite des Flusses liegt. An dem ersten hellen Tage machten wir einen Ausflug dahin. Seine Höhe ist nicht bedeutend, vielleicht tausend Fuß über dem Meere; der letzte Theil aber ziemlich steil. Der Weg, der früher ein wenig in Ordnung gebracht worden war, um das Ersteigen zu erleichtern, ist jetzt sehr in Verfall; und selbst einem geübten Bergsteiger wird das Erklettern dieser steilen Strecke mühsam. Die Aussicht ist in der That ausgezeichnet, und trotz der nicht bedeutenden Höhe sehr ausgedehnet. Die Hauptschönheit der Landschaft besteht in dem sich in mannigfachen Windungen hinziehenden Thale des Connecticut, worin Northampton, umgeben von reichen Feldern und üppigen Wiesen, dem Beschauer gerade gegenüber liegt. Der Anblick dieser Gegend erinnerte mich lebhaft an unsere europäischen Landschaften. Die Aecker auf beiden Seiten des Flusses sind nehmlich nicht durch die einförmigen Holzzäune, die man beinahe überall in Amerika findet, und die wegen des auf den Straßen herumweidenden Viehes nöthig sind, abgetrennt, sondern reihen sich in bunter Mischung und angenehmer Abwechslung an einander an. Etwas oberhalb Northampton macht der Fluß eine bedeutende Krümmung, und bildet auf diese Art eine Art von Halbinsel, welche das Dorf Hadley mit seiner langen, breiten Hauptstraße, quer über liegend und sich auf beiden Seiten an den Fluß anlehnend, schließt. Die Brücke von Northampton führt über den Connecticut, da wo er um die Halbinsel herumgeht. Der Fluß ist ziemlich groß, und schlängelt sich in aller Ruhe durch das fruchtbare Thal, indem er mehrere solcher Krümmungen, wie die eben erwähnte, besonders aber eine sehr starke unterhalb Northampton macht. Die Entfernung der beiden Haupt-Krümmungen mag vielleicht eine Viertelstunde betragen, der Fluß macht aber einen Umweg von mehr als einer Stunde. Zur Schiffahrt wird er wenig gebraucht; an vielen Orten ist er zu seicht und oft zu rasch. Nach Süden zu kann man seinen Lauf weit hin verfolgen, an hellen Tagen leicht acht bis zehn Stunden; und man behauptet, man könne sogar in der Ferne zwei Hügel unterscheiden, die in der Nähe von Newhaven ganz nahe an dem Grunde liegen, der den Staat Connecticut von Long Island trennt. Die Berge

in der Umgegend bieten meist hübsche Formen dar, sind auch nicht so unbedeutend, wie die kleinen Hügel, über die wir uns auf unserer Fahrt von Worcester nach Northampton so oft beklagt hatten, und zeichnen sich durch eine hübsche Bewaldung aus. Mein Bruder, der die ersten Jahre seines Aufenthaltes in Amerika in Northampton zugebracht hatte, glaubte in einer der Bergreihen eine Aehnlichkeit mit dem Blauen in der Nähe von Freiburg im Breisgau zu finden; und an manchem Morgen, wenn er am Fenster stand, von wo er die Aussicht auf diese Bergreihe hatte, trat ihm die Heimath mit allen ihren Erinnerungen vor die Seele.

Zufällig traf es sich, daß während unseres Aufenthaltes in Northampton in dem nahegelegenen Collegium Amherst eine academische Feierlichkeit Statt finden sollte, wobei ein Congressmitglied Caleb Cushing eingeladen war, eine Rede zu halten, und ich ergriff mit Vergnügen diese Gelegenheit, einen der bedeutenderen amerikanischen Sprecher zu hören. Die Rede war eigentlich für eine Gesellschaft bestimmt, die aus den jährlich vom Collegium abgehenden jungen Leuten gebildet ist, und sich nach dem Schlusse des Studienjahres der Anstalt dort zu versammeln pflegt. Männer, die sich in der Politik oder in den Wissenschaften einen Namen erworben haben, werden bei solchen Anlässen eingeladen Reden zu halten, und thun dieß meistens mit Vergnügen, weil sie sich auf diese Art populär machen können. Die Fahrt bei schönem Wetter nach dem ungefähr zwei Stunden entfernten Orte, war höchst angenehm. Wir begleiteten liebenswürdige Amerikanerinnen, die wir freilich am Thore der Kirche, wo die Rede sollte gehalten werden, verlassen mußten; Herren ist nemlich der Eintritt erst gestattet, wenn die in Procession einziehenden Mitglieder der Gesellschaft Platz gefunden haben. Wir fügten uns in unser Schicksal, und schlossen uns demüthig an die Procession an, die sich in der Nähe des Collegium-Gebäudes gebildet hatte, und von dort unter Musik-Begleitung und in langsamen, feierlichem Schritt, zuerst den Präsidenten und Redner abholte, und dann zur Kirche sich verfügte. Der langsame Gang über den stauartigen öffentlichen Platz in der heißen Nachmittagssonne war nicht gerade angenehm; zum Glück aber erhielten wir in der Kirche gute Sitze. Die Weise, wie bei solchen Anlässen ohne Polizeibeamte, die es hier bekanntlich nicht gibt, und deren man auch bei dem ruhigen Charakter des Volkes nicht sehr bedarf, Ordnung gehandhabt

wird, fand ich sehr artig. Der Theil der Studenten der Anstalt, welcher die Spitze der Proceßion gebildet hatte, hielt an der Thüre der Kirche und machte Front; der übrige Theil, welcher folgte, stellte sich in zwei Reihen auf, durch diese gingen zuerst die Honoratioren, die am Ende der Proceßion waren, in die Kirche, und die Andern folgten: auf diese Art geschah Alles in der besten Ordnung. Der Redner sprach über populäre Beredsamkeit. Bei meiner damals noch sehr geringen Kenntniß des Englischen, verstand ich nicht genug, um mir ein Urtheil über die Rede erlauben zu können, das übrigens bei dem wohl begründeten Rufe dieses Mannes als eines guten und eleganten Sprechers im Hause der Repräsentanten ohne Gewicht sein würde. Die Feierlichkeit begann und endete mit Gebet. Die Auswahl der Musikstücke konnte ich nicht gerade passend für den Ort finden, am wenigsten den Walzer, der mit vorkam. Die Versammlung war sehr zahlreich: besonders hatten sich viele Damen eingefunden, von denen die Emporkirche ganz und auch ein Theil der unteren Sitze eingenommen war. Die Vorrechte, die sie genießen, machen ihnen freilich den Besuch solcher Orte angenehm und leicht. Was mir bei dieser Gelegenheit auffiel, war die allgemeine, durch das Herbeiströmen der Menge sich kund gebende Theilnahme an einer Feierlichkeit der Art. Da solche Anstalten, wie Collegien, von Einzelnen unternommen werden, so müssen sie natürlich die Gunst des Publikums haben, sonst können sie sich nicht halten; aber mit der Gunst ist zugleich lebhaftere Theilnahme verbunden. — Unsere Pferde mit den Kaleschen, die wir während der Zeit nach amerikanischer Sitte an einen Zaun gebunden hatten, fanden wir ruhig stehen, und unsere Rückfahrt ging glücklich und angenehm von Statten.

Da ich nun einmal den Leser in eine Erziehungsanstalt geführt habe, so will ich ihn bitten, mich auf einem Morgenbesuche in einer Privatschule zu begleiten, die für die ausblühenden Schönen von Northampton bestimmt ist und den Namen Academie trägt. Das Gebäude ist im gothischen Style ausgeführt, in den Ecken mit kleinen Thürmchen versehen, und im Innern, wie es scheint, sehr zweckmäßig eingerichtet. Der Eingang führt in ein mittleres Gemach, das Licht von oben empfängt, und gleichsam als Beobachtungszimmer für die Aufseherin dient: der ganze übrige Raum des Erdgeschosses ist zu größeren und kleineren Zimmern benutzt. Wir wohn-

ten den Unterrichtsstunden in verschiedenen Fächern bei. In den zahlreicheren Classen ist die Lancasterische Methode eingeführt. Zu meinem Bedauern sah ich, daß die Lehrerin fast gar nicht auf die Haltung der Mädchen während des Schreibens Achtung gab, so daß sie schief und krumm, mit dem Gesichte beinahe das Papier berührend, an dem Schreibtische saßen; bei vielen bemerkte ich auch schon eine Verbiegung des Rückens, die gewiß durch die schlechte Haltung verursacht war. Ein vertriebener Pole stand dem Unterrichte im Französischen vor. Ich wunderte mich über die gute Aussprache seiner Schülerinnen; es scheint mir aber, als ob den Amerikanern überhaupt das Französische leichter würde, als den Engländern. Mich interessirten vorzüglich die Tanzübungen, die ich sehr zweckmäßig fand, sowohl für die Uebung des Körpers, als des Gehörs. Es wurden nehmlich nicht Walzer, Contretänze und dergl., sondern einfache tactmäßige Bewegungen gelehrt, in welchen ich die Schülerinnen nach dem Klang eines im Nebenzimmer gespielten Claviers munter im Saale herumhüpfen sah.

Mehr als das Außere dieses Dorfes, das übrigens nicht gerade für das schönste unter den schönen gilt, muß einem Europäer der Zustand der Gesellschaft in demselben, wie überhaupt in diesen entlegenen Theilen des Landes auffallen. Es ist kaum glaublich, wie groß hier die Anzahl derjenigen ist, denen geselliger Umgang zum Bedürfniß geworden ist, und deren Bildung und Lebensart sie auch dazu eignet. Die Mehrzahl der Dorfbewohner ist, wenn auch nicht in einer unabhängigen Lage, doch ziemlich wohlhabend, so daß Arbeit und Nahrungsorgen ihre Zeit nicht sehr in Anspruch nehmen: oft sind es Leute, die durch Handel und Gewerbe in den großen Seestädten Vermögen erworben und sich dann mit ihren Familien nach ihrem Geburtsorte zurückgezogen haben, um da in Ruhe ihr Einkommen zu verzehren. Von ihrer Jugendzeit her sind sie an ein geselliges Leben gewöhnt, es ist ihnen unentbehrlich geworden, und sie setzen es daher auch im Dorfe fort. Auf diese Art kommen in diesen kleinen Orten eine Anzahl Familien zusammen, die eine rechte gute und angenehme Gesellschaft bilden. Die Töchter solcher Leute sind sehr wohl erzogen, haben eine gründliche Schulbildung genossen, und besitzen Lust zur Lectüre; dabei haben sie meistens viel geselliges Talent, zu dessen Ausbildung es ihnen nicht an Gelegenheit fehlt, da man sehr häufig in Gesellschaft geht. Der

ungehinderte Umgang zwischen den jungen Leuten beider Geschlechter gibt den Mädchen zugleich eine Offenheit und Unbefangenheit, die einem Fremden anfangs auffallen muß, die er aber später ungern vermißt, da die Unterhaltung dadurch leicht und angenehm wird. Ein Mangel macht sich in diesen Kreisen fühlbar, der aber in den Verhältnissen liegt und nicht zu ändern ist: es fehlt nelmlich gewöhnlich an jungen Männern, von denen die meisten ausgewandert sind, im Westen oder in den Städten ihr Fortkommen suchen, und nur zurückkommen, um eine ihrer Jugendfreundinnen als Frau mit fort zu nehmen. In allen diesen Dorfgesellschaften ist daher das weibliche Geschlecht ein wenig zu zahlreich repräsentirt. Ich trat in diesen Sirkeln nicht als ein unbekannter Fremder auf, indem mich mein Bruder einführte, und wurde von Vielen gleichsam als ein alter Bekannter empfangen. Ich habe daher vielleicht angenehmere Erfahrungen zu melden, als andere Fremde, die sich nicht in so günstigen Umständen befanden. Sollte man es glauben, daß ich in Northampton einer Abendgesellschaft beiwohnte, in welcher lebende Bilder ziemlich gut aufgeführt wurden? — Am demselben Abend ging ich noch in eine andere größere Gesellschaft, die mehr den Charakter eines englischen rout trug. Uebrigens hat dieses Dorfleben seine glänzenden Seiten mehr im Sommer, zu welcher Zeit es immer viele Gäste gibt, während im Winter ein Theil der Bewohner nach der Stadt geht, um bei ihren Freunden die Vergnügungen der großen Welt zu genießen; auch beschränkt das Winter-Wetter Viele auf ihre Häuser, oder macht wenigstens das Ausgehen mühsam und lästig.

Viertes Capitel.

Aufenthalt in Cambridge. Die Harvard-Universität.

Gegen das Ende des Monats August ging ich mit meinem Bruder nach seinem Wohnorte Cambridge, einem Dorfe in der Nähe von Boston, dem Siege der Harvard-Universität, wohin ihn als dort angestellten Professor die Pflicht zurückrief, weil die Ferien zu Ende gingen und die Promotion und andere Feierlichkeiten vor der Thüre waren. Die Harvard-Universität ist die älteste Anstalt dieser Art in den

Vereinigten Staaten. Die Pilgrime (so nannten sich die wegen Religionsverfolgungen England verlassenden Dissenters) landeten 1620 in Portsmouth und 1637 gründeten sie schon diese Erziehungsanstalt, die anfangs, den Bedürfnissen der kleinen Gesellschaft gemäß, ziemlich unbedeutend war, aber durch Schenkungen und Beiträge immer mehr vergrößert und bereichert wurde, und ziemlich immer den ersten Rang unter den Anstalten der Art in den Vereinigten Staaten eingenommen hat. Da ich während eines fünfmonatlichen Aufenthaltes in Cambridge Gelegenheit hatte, mit den Einrichtungen der Universität genauer bekannt zu werden; und da alle Anstalten der Art in der ganzen Union auf einen ähnlichen Fuß eingerichtet sind, so kann eine Beschreibung derselben dazu dienen, dem Leser ungefähr einen Begriff von nordamerikanischen Universitäten im Allgemeinen zu geben.

In der Art, wie die Harvard-Universität entstanden ist, entstehen in den Vereinigten Staaten noch immer von Zeit zu Zeit ähnliche Anstalten. Eine Anzahl Individuen, welche die Absicht haben, eine solche zu gründen, treten zu einer Gesellschaft zusammen, und wenden sich dann an die gesetzgebende Versammlung des Staates, um eine Ermächtigung (charter) zu erhalten. Dieser charter gibt keine Vorrechte, sondern bloß eine Erlaubniß; aber ohne eine solche können Gesellschaften kein öffentliches Unternehmen ausführen, Eisenbahnen, Straßen, Brücken sind in demselben Falle, wie höhere Erziehungsanstalten. Sobald der charter gegeben ist, besteht die Anstalt rechtskräftig, kann Eigenthum erwerben und besitzen, und dauert auch nach dem Tode ihrer ersten Stifter fort.

Die Verwaltung der Harvard-Universität ist in den Händen zweier Behörden, der Corporation, und des Rathes der Aufseher (board of overseers). Die Corporation, bestehend aus dem Präsidenten der Anstalt, fünf Mitgliedern und dem Schatzmeister, hat die ausführende Gewalt, während der Rath der Aufseher von dem, was im Laufe des Jahres geschehen ist, Rechenschaft zu verlangen und das Geschehene zu bestätigen oder zu verwerfen hat. Die Professoren haben nichts mit der Verwaltung zu thun, können aber Vorschläge und Empfehlungen einreichen, und bei Veränderungen in der inneren Einrichtung hat ihre Stimme natürlich viel Gewicht, obgleich sie nur vorberathend ist. Die Mitglieder der Corporation und des Rathes der Aufseher sind aus allen Theilen des Landes:

geborene Mitglieder der letzteren Behörde sind der Gouverneur des Staates, sein Stellvertreter, die Mitglieder des Senates und der Sprecher des unteren Hauses, die übrigen werden gewählt. Der Präsident und der Schatzmeister müssen in Cambridge wohnen, da die unmittelbare Leitung der täglich vorkommenden Geschäfte in ihren Händen ist. Das Vermögen der Anstalt ist jetzt sehr bedeutend; es beträgt nahe an siebenmalhundert tausend Thaler, ungefähr drei und eine halbe Million französischer Franken, wobei der Werth der Collegiengebäude, der sie unmittelbar umgebenden Grundstücke und der Sammlungen nicht gerechnet ist. Unter den letzteren ist namentlich die Bibliothek ziemlich zahlreich und enthält ungefähr vierzigtausend Bände. Da Vieles von Schenkungen herrührt, die besondere Bestimmungen haben, so kann freilich nicht Alles so benutzt werden, wie es zu wünschen wäre.

Die Universität besteht aus folgenden getrennten Anstalten: dem eigentlichen Collegium, einer theologischen und juristischen Schule, die beide in Cambridge sind, und einer medicinischen, die auch zur Universität gehört, aber in Boston ist. Das Collegium hält die Mitte zwischen der philosophischen Fakultät einer deutschen Universität und den höheren Classen eines Gymnasiums. Zum Eintritt ist ein Examen nöthig, das ziemlich strenge zu sein pflegt: Zeugnisse aus unteren Schulen, von denen keine unter der Aufsicht der Universität stehen, können zu nichts dienen. Da die Course ein Jahr hindurch dauern, so finden in der Regel die Aufnahme-Prüfungen nur einmal im Jahre Statt, und zwar einige Tage vor dem Anfang des neuen Lehrcursus. Das gewöhnliche Alter beim Eintritt ist sechszehn Jahre; und da das Collegium in vier Classen getheilt ist, in denen jedermann ein Jahr bleibt, so verlassen die jungen Leute die Anstalt selten vor dem zwanzigsten Jahre. Die Disciplin und Beaufsichtigung der Studenten ist in den Händen der Fakultät, die von den Professoren und dem Präsidenten gebildet wird; Beförderungen, Belohnungen u. s. w. gehen auch von ihr aus. Für die Aufnahme der Studenten sind mehrere dem Collegium eigenthümlich zugehörnde Gebäude bestimmt, in welchen sie gegen eine mäßige Miethe passende Zimmer finden können. Uebrigens sind sie nicht gezwungen in diesen Gebäuden zu wohnen. Halten sich ihre Aeltern in Cambridge auf, so bleiben sie natürlich bei denselben; außerdem gibt es immer Kosthäuser, die von dem Präsidenten die Bewilligung er-

halten haben, Studenten aufzunehmen. Alle, sowohl die in den Collegium-Gebäuden, als außerhalb Wohnenden, sind einer ziemlich strengen Disciplin unterworfen. Eine Glocke ruft sie des Morgens zum Gebet in die Capelle: dasselbe findet am Abend Statt. Da die Professoren und Studenten alle ganz in der Nähe des Gebäudes wohnen, in welchem sich die Hörsäle befinden, so werden die Vorlesungen immer durch eine Glocke angezeigt. Die Anzahl der Stunden, denen die Studenten jeden Tag beizuwohnen haben, ist ziemlich unbedeutend; die jungen Leute sind aber zu Hause sehr viel beschäftigt mit Vorbereitungen auf die Lectionen und mit Ausarbeitung von Aufgaben. Jede der vier Classen ist in Abtheilungen gebracht, deren Zahl sich nach der Menge der Schüler und nach der Art des Unterrichts richtet; diese Anordnung macht natürlich eine größere Anzahl Lehrer nöthig, erleichtert denselben aber die Uebersicht über ihre Schüler. Jede Classe enthält gewöhnlich ungefähr fünfzig, und eine Abtheilung mithin weniger als zwanzig Studenten. Die Lehrer halten in ihren Stunden selten einen für Alle gemeinschaftlichen Vortrag, sondern beschäftigen sich viel mit den Einzelnen, deren Aufgaben sie abhören u. s. w. Selbst in der Mathematik und ähnlichen Fächern findet kein gemeinsamer Unterricht Statt, was auch der ungleichen Vorbereitung der Schüler wegen schwierig sein würde. Die jungen Leute zeigen im Ganzen großen Fleiß und Eifer, und scheinen zu dem Bewußtsein gekommen zu sein, daß sie für ihr eigenes Beste zum Arbeiten angehalten werden. Hierzu trägt gewiß viel bei, daß man die Benutzung so vieler Tages-Stunden ihnen selbst überläßt, was sie früher veranlaßt aus eigenem Antriebe zu arbeiten. Diese Art von Unterricht hat übrigens den Vortheil, daß die Schüler nicht bloß Fremdes aufnehmen, und wiederkauen, sondern zum eigenen Denken angehalten werden.

Nachdem die Studenten vier Jahre im Collegium zugebracht haben, werden sie mit dem Titel Bachelors of Arts entlassen und im Allgemeinen bezeichnet man alle diejenigen, die ihre Studien in einem Collegium gemacht haben, mit dem Titel Graduates. Am Ende des ersten Jahres nach ihrem Austritte können sich alle Bachelors of Arts melden zu einem höheren Grade: Master of Arts; man braucht hierzu keine besonderen Qualifikationen, es genügt, wenn man darum anfragt. Alle Graduirten des Collegiums haben als solche des Recht, sich in die sogenannte γ , β , α Gesellschaft aufnehmen

zu lassen, eine Gesellschaft, die als Band dient, die Studiengenossen unter sich und mit der Anstalt zu vereinigen. Jährlich zu Anfang des Cursus findet eine Versammlung Statt, die mit einer Rede, einem Gedicht und einem Mittagessen gefeiert wird. Eine solche von einer ähnlichen Gesellschaft gehaltene Rede war die, welche ich in Amherst von Caleb Cushing gehört hatte.

Die theologische Schule ist viel neueren Ursprungs; sie wurde im Jahr 1824 gegründet. Durch dieselbe wird dem Collegium ein religiöser Charakter gegeben, und da die Lehrer der Schule zu den Unitariern gehören, und die Predigten in der Capelle des Collegiums von denselben gehalten werden, so wird die ganze Anstalt als derselben religiösen Ansicht zugethan angesehen. Die Folge davon ist, daß Aeltern, die zu anderen Secten gehören, sich scheuen, ihre Söhne nach Cambridge ins Collegium zu schicken. Die sich zur Aufnahme in die theologische Schule meldenden jungen Leute müssen sich ein Examen in der hebräischen Sprache gefallen lassen; sind sie keine Graduates, so müssen sie sich noch einer Prüfung in den Fächern, die im Collegium vorgetragen werden, unterwerfen. Die Studenten wohnen in einem besonderen Gebäude, doch können sie auch außerhalb in der Nähe wohnen. Die Studienzeit beträgt drei Jahre; es sind drei Classen, und in jeder bleibt man ein Jahr. Am Ende dieser Zeit findet eine Art von Examen Statt. Die Candidaten müssen wenigstens durch eine Predigt beweisen, daß sie etwas gelernt haben; aber, wie ich glaube, wird nie einer für unfähig erklärt, und Eigenbleiben in einer Classe kommt auch nicht vor. Dieß kommt zum Theil davon her, daß der Unterricht mehr schulmäßig betrieben wird, die Studenten werden fortwährend von den Professoren examinirt, erhalten regelmäßige Aufgaben und haben wenig Freiheit in ihren Arbeiten. Die Ordination findet aber erst Statt, wenn ein Candidat angestellt wird: jeder Prediger ist berechtigt die Ordination zu ertheilen.

Die juristische Schule besteht erst seit wenigen Jahren. Ehedem gingen die jungen Leute bloß zu Advokaten und machten in den Schreibstuben derselben eine Art von Lehrzeit durch, ungefähr in derselben Weise, wie es auch noch jetzt häufig die Mediciner thun, nur daß diese im Winter gewöhnlich Vorlesungen hören. Die Juristen sind gar nicht gehalten, in besonderen Gebäuden zu wohnen, und in jeder Beziehung viel unabhängiger. Der Cursus ist zwei-

jährig und nach Beendigung desselben ist jeder Student berechtigt zu dem Titel, Bachelor of Law, den er auch von der Universität erhält. Zur Aufnahme ist nichts weiter nöthig als ein gutes Sitten=Zeugniß und Erweis früherer Studien. Die Anzahl der Studenten beträgt vielleicht sechzig bis siebzig: die theologische Schule dagegen hat meist weniger Schüler.

Die medicinische Schule ist ziemlich bedeutend. Die Anzahl der Professoren ist genügend, Spital und Anatomie in sehr gutem Zustande; aber leider ist auch hier die Studienzeit viel zu kurz. Die Collegien dauern jeden Winter nur vier Monate; im Sommer wird gar nicht gelesen. Bei der Immatrikulation der Studenten findet gar kein Examen Statt, und man fragt nicht darnach, ob die jungen Leute sich gehörig vorbereitet haben oder nicht. Jeder Student dagegen, der den Doctor=Grad erlangen will, muß zwei Cursus in der Anstalt durchgemacht und drei Jahre sich in dem Hause eines praktischen Arztes mit dem Studium der Medicin beschäftigen haben. Der Prüfungen sind zwei, eine öffentliche, und eine geheime, und vier Wochen vor denselben muß der Candidat eine Arbeit einliefern über einen medicinischen Gegenstand. Hier finden übrigens Zurückweisungen Statt.

Zur Zeit unserer Ankunft in Cambridge stand die Feier des zweihundertjährigen Jahrestags der Stiftung der Anstalt bevor, wozu große Vorbereitungen getroffen wurden. Alle Graduirten der Universität wurden eingeladen; und da die Anzahl derselben so bedeutend ist, und so viele sich bereit erklärt hatten zu kommen; so konnten wenig Gäste eingeladen werden. Die Feierlichkeit wurde mit einer Rede des Präsidenten Jos. Quincy eröffnet, worin er die Geschichte der Anstalt berichtete. Nach derselben setzte man sich zum Essen nieder. Auf einem der Rasenplätze im Rücken der Capelle, der einen sanften Abhang darbot, hatte man ein ungeheures Zelt aufgerichtet, in dessen Hintergrunde die Rednerbühne stand, von erhöhten Sigen umgeben, auf welchen die ausgezeichneteren Männer und diejenigen, welche mit der Anordnung des Festes beauftragt waren, Platz nahmen. Um diesen Mittelpunkt gingen die Tische und Bänke in Gestalt eines halben Mondes und vermöge des geneigten Grundes in der Art eines Amphitheaters herum, so daß selbst die auf den hintersten Stühlen Sigen im Stande waren, den Redner und den Präsidenten zu sehen. Die öffentlichen Mahlzeiten

der Amerikaner nehmen wohl ganz denselben Gang und haben dieselbe Bedeutung wie die der Engländer. Der erste Theil ist ganz der Befriedigung des Hungers und Durstes gewidmet; sobald aber ein wenig Ruhe in den Kauorganen eingetreten ist, fangen die Reden an, die dann auch, mit Musik abwechselnd bis zum Ende des Essens dauern. Die Meisten der ausgezeichneten Männer aus Massachusetts waren hier vereinigt: natürlich wurden ihre Gesundheiten ausgebracht, und sie antworteten mit kurzen Reden, die mit Toasten schlossen. Everett, Gouverneur des Staates, früher Professor in Cambridge, sprach unter anderen. Man hält ihn für einen der glücklichsten Redner bei solchen Anlässen und er weiß sich immer das Ansehen zu geben, als wenn, was er sagt, unvorbereitet wäre; er trägt dabei so gut vor, daß gewiß Manches, was bei einem Andern nur gut erscheinen würde, von ihm gesprochen vortrefflich sich ausnimmt. Dan. Webster, Candidat für den Präsidentenstuhl, sprach auch. Er soll aber bei solchen Gelegenheiten schwerfällig sein, und nicht zierlich genug Kleinigkeiten zu behandeln wissen: seine Beredsamkeit zeigt sich bei großen politischen Fragen. Er spricht alsdann wie ein Gott, das heißt, er ist unwiderstehlich in seinen Beweisführungen für alle diejenigen, die nicht zuvor beschlossen haben, sich nicht überzeugen zu lassen. Viele Andere sprachen noch, zum Unglück endete das Fest nicht ganz ohne Störung. Eine Aeußerung Webster's, die ganz allgemein gehalten war, beleidigte einen Gast aus Charleston in Süd-Carolina, der sich entfernte; seine Freunde indessen billigten sein Weggehen nicht, und so hatte die Sache weiter keine Folgen..

Am Abend war große Illumination, und halb Boston war nach Cambridge gekommen, um sie anzusehen. Die Gebäude, wo die Studenten wohnen, und die Capelle waren reichlich mit Lampen versehen; und da die vielen Fenster erlaubt hatten eine große Menge derselben anzubringen, so wurde ein recht guter Gesamteindruck hervorgebracht. Auch manche der Privathäuser im Dorfe waren erleuchtet. Es war überhaupt eine Aufregung und ein Jubel unter dem Volke, als wenn ein großes Nationalfest gefeiert würde. Im Hause des Präsidenten war große Gesellschaft, und Jedermann drängte sich dahin, um ihm, den man gleichsam als den Stellvertreter der Anstalt ansah, deren Geburtstag heute gefeiert worden, Glück zu wünschen. Die Damen hatten sich natürlich höchst zahlreich eingefunden, um so mehr, da man ihnen am Mittagessen keinen Platz

hatte anweisen können, von wo aus sie die Neben hätten hören können. Den folgenden und die nächsten Tage waren alle Blätter mit Beschreibungen von dem glücklichen Fortgang der glänzenden Festlichkeit in Cambridge angefüllt; die nach allen Seiten sich zerstreuenden Theilnehmer lieferten zahlreiche Berichte, und es dauerte wirklich einige Zeit, ehe die Sache ganz zur Ruhe war.

Fünftes Capitel.

Die Heilanstalten in Boston; der Begräbnisplatz.

Boston hatte ich während der Zeit noch wenig kennen gelernt. Da meine Absicht war, längere Zeit in Cambridge zu bleiben, das von dieser Stadt nur drei Meilen entfernt ist, so schob ich Manches auf; aber mit den medicinischen Anstalten wurde ich bald ziemlich genau bekannt. In dem Massachusetts-Spital sind die Professoren der Schule als Aerzte angestellt und halten daher dort ihre Klinik. Das Gebäude ist ganz aus Granit aufgeführt und hat eine ziemlich gute Lage. Man könnte vielleicht am Aeußeren aussetzen, daß die eine Fagade etwas zu kostbar ist; sie hat ziemlich hohe Granitsäulen, und statt deren hätte man einige Krankenzimmer mehr hinstellen können. Die Anzahl der Betten mag ungefähr auf hundert steigen, was kaum genügend erscheint für eine Stadt von ungefähr achtzigtausend Einwohnern, zumal da wenigstens ein Drittheil derselben von zahlenden Patienten eingenommen wird. Indessen genügt diese geringe Zahl, weil im Verhältniß zur Einwohnerzahl Wenige sich in dem Falle befinden, von den Freibetten Gebrauch zu machen. Die niedrigsten Preise sind wöchentlich drei bis fünf Thaler. Kranke, die es wünschen, können kleine Zimmer für sich allein haben; und diese Zimmer sind sehr gesucht, namentlich von chirurgischen Kranken, die von der Ferne kommen. Die Preise sind sehr gering, verglichen mit dem, was Kranke in einem Gasthose bezahlen müssen, und außerdem haben sie den Arzt und die Arzeneien unentgeltlich, was auch keine Kleinigkeit ist. Nirgends habe ich ein Spital gesehen, das sich mit diesem messen könnte, in

Weg auf reinliche gute Kost, sorgsame Aufwartung und Hülfsmittel aller Art. In Folge der reichen Ausstattung ist die Anstalt ganz unabhängig geworden, und die Einkünfte zusammen mit den Beiträgen der zahlenden Kranken, reichen hin, die Ausgaben zu decken; man spart daher nichts, sobald etwas für einen Kranken vom Arzte nöthig gefunden wird.

Einige Zeit darauf machte ich einen Besuch in der Irren-Anstalt, die den Namen Mclean Asylum trägt, zu Ehren eines gewissen Mclean, der einmahlhunderttausend Thaler für eine solche Anstalt nach seinem Tode hinterließ. Sie liegt auf einem lieblichen Hügel, in der Nähe von Boston, zwischen Lechmere-Point, in dem Flusse Mystic; die Aussicht auf die Stadt ist äußerst freundlich, und die Wahl des Ortes gewiß sehr zweckmäßig. Die Gebäude der Anstalt sind auf der Spitze des Hügel: die Abhänge, die besonders gegen die Stadt zu sehr schroff bis ins Wasser hinunter gehen, sind zu Gärten und Feldern benutzt, und bieten große Räume dar, wo sich die Kranken im Freien aufhalten und mit Spiel und Arbeit sehr zweckmäßig beschäftigt werden können. Die Anstalt besteht aus drei Gebäuden. Das mittlere, das getrennt steht, und gegen Boston zu seine Front hat, dient als Wohnung für den Arzt und für die Aufseher. Auf beiden Seiten, im rechten Winkel gegen das Mittelgebäude, stehen zwei sich entsprechende Häuser, die gleichsam die Flügel des mittleren bilden, aber viel zu lang sind, im Verhältniß zu der geringen Breite des Mitteltheiles. Der linke Flügel ist für die Männer, der rechte für die Weiber bestimmt; beide sollen ganz ähnlich eingerichtet sein, wir sahen aber bloß den Männerflügel. Jeder hat drei Stockwerke, von denen jedes eine besondere Abtheilung von Kranken enthält: das untere nehmen die Unheilbaren ein, im mittleren werden die frischeren und nicht so hoffnungslosen Fälle aufgenommen, und im oberen befinden sich die Reconvalescenten. Jeder Kranke hat ein Zimmer für sich, dessen Thüre auf eine Gallerie geht, die als Spazierraum dient. Die Zimmer enthalten meist nur ein Bett, die der Reconvalescenten auch Tische und Stühle. Außerdem ist auf jedem Stockwerk ein Gesellschafts- und Eßzimmer, ein Bodenraum und ein Abtritt. In den letzteren ist eine sehr zweckmäßige Einrichtung für die Reinigung der Luft getroffen. Die nach innen gehende Thüre öffnet sich nicht sogleich in einen freien Raum, sondern die Wand macht einen Bogen, der demjenigen ent-

spricht, den die Thüre beim Oeffnen beschreibt, so daß diese eng angeschlossen bleibt. Auf diese Art kann die Luft im Abtritte nicht an den Seiten derselben ausweichen, sondern ist genöthigt durch die darin befindliche Oeffnung auszufließen. Beim Schließen wird dagegen im Abtritte ein luftleerer Raum gebildet, und die Luft muß von außen hineinströmen. Die Thüre öffnet sich natürlich weiter, als die Biegung in der Wand reicht, sonst könnte Niemand in den hinteren Raum gelangen; da, wo die Wand zu Ende ist, öffnet sie sich, wie jede andere. Sehr zweckmäßig erschien mir auch die Einrichtung, daß auf jedem Stockwerke Röhren angebracht sind, durch welche der Kehrriecht hinuntergeworfen werden kann. Drei Zimmer auf jedem Stockwerke sind für reiche Patienten bestimmt, die viel besser eingerichtet und mit einer Gallerie zum Spazierengehen verbunden sind. Diese Kranken essen meist am Tische des Arztes, wenn es ihr Zustand erlaubt. Der Preis für diese Zimmer ist zehn bis funfzehn Thaler die Woche, den Wärter mit inbegriffen. Für die anderen Zimmer ist der niedrigste Preis drei Thaler, und steigt bis auf sieben. Die Zahlungen werden nach den Vermögens- Umständen der Kranken bestimmt. Außerdem sind noch außerordentliche Ausgaben: es müssen z. B. die Kranken die Scheiben, die sie zerbrechen, bezahlen u. s. w. Einen Unterschied im Essen giebt es nicht, mit der Ausnahme, daß einzelne Kranke, wie bemerkt, an der Tafel des Arztes essen können. Große Reinlichkeit herrscht in der ganzen Anstalt. Eine Kuppel über dem dritten Stock ist als Werkstätte benutzt, wo ich viele Kranke mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt fand, im Sommer werden sie vorzugsweise, wenn es ihr Zustand erlaubt, zu Arbeiten auf dem Felde gehalten.

Ganz in der Nähe von Cambridge ist auch der erst kürzlich eingerichtete Begräbnißplatz Bostons gelegen, dem der Name Mount Auburn gegeben worden ist. Diese Anlage, wodurch einem tief gefühlten Mangel abgeholfen worden, verdankt die Stadt einer Privatgesellschaft, welche auf dem Wege von Actien die Kosten der Einrichtung aufbrachte, wobei aber kein Gewinn beabsichtigt war, obschon die Ausgaben für den Ankauf des Bodens, für Einrichtung und Verschönerung bald durch den Verkauf der Grabplätze gedeckt wurden. Man hat eine ziemlich bedeutende Strecke Land, die an der einen Seite an den Charles-Fluß gränzt, zu dem Plage benutzt und ihn eingezäunt. Von der Waldung, die den größeren Theil

des Grundes bedeckte, hat man nur so viel ausgehauen, als nöthig war, um Wege anzulegen. Ziemlich in der Mitte erhebt sich ein Hügel, von wo aus man eine recht hübsche Aussicht genießt.

Zur Zeit, wo ich meinen ersten Besuch dort machte, wurde die Aussicht noch verschönert durch den Reichthum der Farben, eine Folge des amerikanischen Herbstes. Sobald nemlich der Frost kommt, tritt eine Umfärbung der meisten Bäume ein. Die Ahornarten beginnen, und ihre Blätter nehmen nach und nach ziemlich alle Nuancen der rothen Farbe an. Der Sumach folgt bald; andere werden gelb, andere braun; selbst am Grase zeigt sich eine Neigung zum Rothwerden, namentlich auf den Wiesen, die abwechselnd dem Seewasser und der Luft ausgesetzt sind. Die Tannen und Fichten bleiben ihrer alten Farbe getreu; es gibt daher allerliebste Gegensätze und Zusammenstellungen, in denen die Natur oft wunderbar und wie absichtlich spielt. Es giebt hier eine Schlingpflanze — Ampelopsis — die sich oft um die Stämme großer Bäume windet und namentlich gern Tannen wählt; da nun im Herbst die Blätter derselben ein starkes, dunkles Roth annehmen, so giebt dies dem Baum ein eigenthümliches Aussehen, indem sein Stamm roth und seine Nester grün sind. Nach dieser Farbenveränderung bleiben übrigens die Blätter noch lange an den Bäumen, und man hat das eigene Schauspiel einer rothen Landschaft Wochen lang vor Augen; am Ende freilich verlieren die Blätter ihre hellen bunten Farben, werden braun und fallen ab. Ich habe versucht, solche rothe Blätter getrocknet in ihren Farben zu erhalten; es ist mir aber nicht gelungen.

Anmerkung. Es giebt auch in Europa etwas der Art, aber es läßt sich nicht mit dem vergleichen, was man in Amerika sieht. Mit Ausnahme von Kirschbäumen und einigen wenigen anderen, giebt es bei uns keine Bäume, deren Blätter roth werden; sie ändern zwar alle mehr oder weniger ihre Farbe, aber die meisten werden braun oder gelb. Uebrigens zeichnet sich der Herbst in Amerika noch durch schönes, beständiges Wetter aus, und entspricht unserem sogenannten Nachsommer. In Amerika nennt man diese Jahreszeit — Indian-Summer.

Auf der Spitze des Hügels hat man Oeffnungen ausgehauen, um Durchblicke zu gewinnen; aber es ist Schade, daß nicht die

ganze Rundansicht vergönnt ist. Boston mit seinen Brücken und Thürmen, seinen umliegenden Städtchen, dem Hafen mit den Masten blickte lieblich in der Abendsonne durch eine der Oeffnungen zu uns herauf. Es ist wahr, die Lage von Boston ist malerisch, wie die weniger anderer Städte. Eine Durchsicht zur Linken gestattete die Aussicht auf Cambridge, das sich, an eine kleine Anhöhe gelehnt, in der Nähe des Charles river hinzieht. Die übrige Aussicht ist etwas beschränkt, indem die Unebenheit des Grundes keine Fernsicht erlaubt.

Ein Theil des Plazes ist in Vierecke getheilt und bestimmt, zu Grabplätzen verkauft zu werden; ein anderer Theil wird zurückbehalten und dazu benutzt, dem Ganzen ein parkähnliches Ansehen zu geben. Man hat Gänge und kleine Teiche angelegt; es gehen selbst Fahrwege durch die Haupttheile; die schönen Bäume werden mit vieler Sorgfalt erhalten, und Lücken mit jungen ausgefüllt. Die Grabplätze sind ziemlich groß und nicht zu sehr an einander gedrängt. Die Eröffnung dieses Begräbnißgartens fand im Jahre 1833 statt, und seit der Zeit sind viele Vierecke verkauft worden; aber die Grabmähler sind noch nicht sehr zahlreich, und wenige sind Prachtstücke. Es giebt hier keine Fürsten Demidoff, die so kostbare Grabmähler aufstellen könnten, wie man sie im Père la Chaise in Paris sieht. Die Hauptschönheit des Plazes liegt in dem, was die Natur gethan hat. Die meisten der Grabmähler sind einfach, aber immer mit einem kleinen Garten oder Rasenplaze umgeben, die mit der größten Sorgfalt unterhalten werden.

Die Anlage hat ungemeinen Beifall gefunden, nicht nur bei den Reichen, sondern auch bei den Bauern der Umgegend. Man geht nicht nur hin, um sich einen lieblichen Plaz für die ewige Ruhe auszuwählen und die Grabstätte geliebter Verstorbenen zu besuchen, sondern es gibt auch Viele, die ohne einen solchen Zweck den Ort als einen angenehmen und interessanten Spaziergang benutzen. An schönen Tagen sieht man die Equipagen der Bostonier und die Wägelchen der Pächter zahlreich dort versammelt, und es gibt wohl in der Umgegend von Boston keinen Ort, wo sich so zahlreiche Besucher einstellen.

Ganz in der Nähe des Begräbnißplatzes ist ein kleiner, niedlicher See, an welchem auf einer Halbinsel ein Wirthshaus steht, wo für die Unterhaltung der Gäste auf alle Art gesorgt ist. Der

Wald bietet einen allerliebsten Spaziergang dar; es sind Bote da, um auf dem See zu fahren, und Fischergeräthe und Fische in Menge für die Liebhaber; aber vergebens, man findet wenig Gäste dort. Im Anfang fiel es mir sehr auf, daß man Orte der Art nicht besucht; aber Garten=Vergnügungen nach Berliner Art sind nicht in der hiesigen Sitte.

Sechstes Capitel.

Ausflug nach Portsmouth.

Gegen das Ende des Monats November machte ich einen Ausflug nach Portsmouth, der größten Stadt in New Hampshire. Die Entfernung beträgt fünfundsechzig Meilen, die wir in der gewöhnlichen Postkutsche in acht bis neun Stunden zurücklegten. Der Weg führte über Salem, eine ziemlich bedeutende Seestadt, die früher fast allein den Handel mit China und Ostindien betrieb. Als Merkwürdigkeit wird das Museum gerühmt, in welchem sich viele ostindische und chinesische Sachen befinden sollen. Es ist das Eigenthum einer Gesellschaft, deren Mitglieder eine Fahrt um das Cap Horn, die südliche Spitze von Amerika, gemacht haben müssen. Unser Weg führte uns ferner über New-Berryport, auch ein Ort von Bedeutung, wo ebenfalls viel Schiffahrt getrieben wird. Der Hafen ist gut. Eine Kettenbrücke führt hier über den Merrimack, die sehr stark und fest gebaut sein muß, da unsere schwere Kutsche über sie weg rasselte, als wenn sie von Stein wäre. Bis jetzt waren wir meist durch eine ziemlich rauhe Gegend gekommen. Kleine Hügel, mit kahlen Granitfelsen und schlechten Tannenaufwüchsen bedeckt, wechselten mit mageren Wiesen ab; an Aussicht war nicht zu denken, und weder im Thale, noch auf der Höhe war viel zu sehen. In der Nähe von Portsmouth aber war es weniger wild, das Land war flacher, und gut angebaut, und man sah hin und wieder niedliche Bauernhäuser.

Portsmouth selbst ist eine recht freundliche Stadt, die zwar nicht so bevölkert wie Salem ist, aber mit ihren breiten Straßen

und zerstreut stehenden Häusern einen größeren Raum einnimmt. Der Hafen ist vortrefflich, und es wird hier viel Handel getrieben. Obgleich die größte Stadt in New-Hampshire, ist Portsmouth doch nicht die Hauptstadt: man hat dazu das weiter im Innern liegende Concord gewählt, das ich auf einer späteren Reise kennen lernte. Wir hatten eine erwünschte Gelegenheit, uns mit den Einwohnern etwas näher bekannt zu machen. Es fand nämlich am Abend eine Vorlesung über die Gallische Schädellehre in dem dortigen Liceum Statt, wo wir eine äußerst zahlreiche Versammlung fanden. Besonders hatten sich so viele Frauenzimmer eingestellt, daß für die Herren kein Platz war. Leider muß ich gestehen, daß ich die Höflichkeit der Amerikaner nicht nachahmte, sondern fühllos gegen die Noth, in der sich mehrere junge Schönen hinter mir befanden, einen guten Platz, den ich zwischen zwei Damen eingenommen hatte, nicht abtrat. Vorlesungen der Art sind jetzt in ganz Neuengland an der Tagesordnung. Jedes Dorf beinahe hat sein Lyceum. Am Anfang des Winters sammelt man Unterschriften auf Vorlesungen; eine Commission schreibt an verschiedene Gelehrte und fragt, ob sie Lust haben, eine oder mehrere Vorlesungen zu halten; manche bieten sich dazu an, und es gibt sogar solche, die darauf reisen. Da nämlich alle Gesellschaften der Art recht gut bezahlen, und ein reisender Professor eine und dieselbe Vorlesung an verschiedenen Orten halten kann, so ist dieß ein ganz artiger Erwerbzweig. Solche Vorlesungen finden gewöhnlich alle acht Tage Statt, und im Allgemeinen liest nicht derselbe an zwei aufeinander folgenden Abenden; fodert aber der Stoff eine umfassendere Behandlung, so werden auch wohl zwei und drei Abende gestattet. Eine solche Gesellschaft für Vorlesungen war denn auch in Portsmouth zu Stande gekommen und ein Arzt hatte in mehreren aufeinanderfolgenden Vorlesungen in die Wissenschaft der Phrenologie einzuweihen gesucht.

Der Eifer für Vorlesungen der Art ist wohl löblich, und zeigt von Empfänglichkeit und Bildungsfähigkeit; aber ich zweifle, daß dadurch viel Belehrung gewonnen wird. Wenigstens sollte dabei die zu große Mannigfaltigkeit der Gegenstände vermieden und immer nur ein solcher gewählt werden, der allgemeines Interesse hätte und dem Bildungsstande der Zuhörer entspräche, wie dergleichen Vorlesungen in Deutschland und auch in meiner Vaterstadt Basel vor einem gemischten Publikum gehalten werden. Denn was kann es

viel helfen, wenn man heute eine Vorlesung über Mineralogie hört, und in acht Tagen sich von der Ausgrabung von Pompeji erzählen läßt? Es werden wohl einige Ideen hängen bleiben, und oberflächliche Kenntnisse kommen auf diese Art unter die Leute; aber eine üble Folge ist, daß Manche sich einbilden, von einer Wissenschaft etwas zu verstehen, weil sie zwei Vorlesungen darüber gehört haben. Es ist Schade, daß diejenigen, die an der Spitze solcher Gesellschaften stehen, die Wißbegierde der Leute nicht besser zu leiten und ihnen nicht etwas Nützliches und Zweckmäßiges darzubieten wissen. Dieser Mißbrauch einer an sich guten Sache mag auch der Grund sein, warum solche Vorlesungen unter der ersten Classe schon ziemlich in Mißcredit gekommen und fast ganz der niederen Classe überlassen sind. Hier hat aber der Eifer sogar die Mägde befallen, wie ich durch folgende Mittheilung einer Dame erfuhr. Da es auf dem Lande immer schwer hält, Mägde zu bekommen, so fuhr sie zu mehreren Bauern in der Umgegend, um sich zu erkundigen, ob nicht eine der Töchter dieser Leute geneigt wäre, bei ihrer Mutter als Magd einzutreten. Eins der Mädchen war auch bereit, verlangte aber außer dem Sonntage, zwei Abende in der Woche frei zu haben, um theils Vorlesungen anzuhören, theils die Singstunde besuchen zu können.

Am folgenden Morgen machten wir einen Besuch in der Schiffswerfte (Navy-Yard), welche auf einer Insel im Flusse Conchecho der Stadt gegenüber liegt. Wir passirten eine lange Brücke, die oberhalb Portsmouth über den Fluß geschlagen ist, und sich durch ihre große Festigkeit auszeichnet. Bei hoher Fluth stehen ihre Pfeiler an einigen Orten zehn Fuß tief im Wasser, und trotz dem widersteht sie der Strömung der ein- und auslaufenden Fluth, die so stark ist, daß der Eingang in den Hafen nie zufriert; ein Vorzug, den dieser vor denen von Boston, Philadelphia, Baltimore und anderen voraus hat. Fest mag die Brücke sein, aber durch Eleganz zeichnet sie sich nicht aus. Den Fluß dagegen fand ich allerliebste. Ueber der Brücke vereinigt er sich mit einigen andern, und macht weiter oben mehrere kleine Biegungen, und verliert sich in der Ferne hinter Felsenvorsprüngen. Da die Jahreszeit schon etwas vorgerückt war, so fehlte es der sonst schönen Landschaft an Leben und Grün. Die Navy-Yard gehört der Central-Regierung, von welcher bekanntlich die Marine und Armee unterhalten werden, und

welcher die Regierungen der einzelnen Staaten das Land zu Anstalten der Art abtreten. Wir nahmen die Schiffe, deren mehrere in großen Häusern bereit lagen, von Stapel gelassen zu werden, in Augenschein, besuchten die Caserne, die aber von Soldaten leer war, indem alle bis auf einen Obersten, sich in Florida im Kriege gegen die Seminolen befanden, und kehrten dann, von einem starken Nordostwinde durchkältet, in die Stadt zurück. In der Mündung des Flusses liegt eine andere kleine Insel, auf der die Central-Regierung ein Fort zum Schutz für die Stadt und die Schiffswerfte errichtet hat, das wir aber nicht besuchten. Da nun in Portsmouth nicht viel mehr zu sehen und die Jahreszeit schon so weit vorgerückt war, daß wir an Ausflüge in die Umgegend, die sehr schöne Punkte darbieten soll, nicht denken konnten; so machten wir uns auf den Rückweg nach Boston und Cambridge, auf dem wir viel von der Kälte litten, so daß wir recht froh waren, uns Abends am Kaminfeuer von den gehabten Mühseligkeiten erholen zu können. Dieser Ausflug hatte mir ziemlich die Lust zu Winterreisen benommen; die Kutschen mit den offenen Seiten schützen zu schlecht gegen Wind und Kälte.

Siebentes Capitel.

Cambridge. Thanksgiving-day. Schlittenfahrt. Eishandel.

Unterdessen war Thanksgiving-day herbeigekommen, der auf den ersten December fiel. Dieses Fest — so ziemlich das einzige Freudenfest der Neuengländer — dessen Feier jährlich vom Gouverneur des Staates bestimmt wird, hat mit dem schweizerischen Dank-, Buß- und Betttag Aehnlichkeit, ist aber eigentlich nur ein Danktag, denn Buße verträgt sich nicht wohl mit Kuchen und Braten. Die Feier dieses Tages nehmlich, zu welcher die zerstreuten Glieder einer Familie, die sich vielleicht ein ganzes Jahr nicht gesehen haben, zusammenkommen, besteht vorzüglich in Essen und Trinken. Die Hausmütter bieten dann alle ihre Kunst auf, gute Puddinge und Kuchen zu bereiten. Von den Kuchen (pies) namentlich gibt es

unendlich viel Arten, und man bäckt sie für diesen Tag in solcher Menge, daß man noch Vorrath für die nächsten drei Wochen übrig behält. Zu einem Danktag=Mittagessen ist übrigens ein Truthahn eine unentbehrliche Zugabe; und der Verbrauch dieser Vögel (die in Amerika einheimisch, nicht zu den Seltenheiten gehören) ist an diesem Feste so stark, daß den Tag vorher die Straßen von Boston beinahe bedeckt sind mit Wagen voll Truthähne und Hühner. Wer diesen Danktag überstanden hat, ohne sich den Magen verdorben zu haben, muß entweder sehr weise sein, oder eine eiserne Gesundheit haben.

Kurz nach Neujahr hatte ich Gelegenheit, ein Vergnügen mitzumachen, dem die Neuengländer mit Leidenschaft ergeben sind. Da nemlich seit mehreren Tagen Schnee gefallen, und die Bahn schon recht gut war, so wurde eine gemeinschaftliche Schlittenfahrt verabredet, und ein großer Schlitten zu ungefähr vierundzwanzig Personen bestellt. Um fünf Uhr Abends, gerade vor einbrechender Dunkelheit, machten wir uns auf den Weg. Unsere Absicht war, nach einem sechs Meilen entfernten Wirthshause zu fahren, und dort zu Nacht zu essen. Um aber das Schlitten=Vergnügen länger zu genießen, beschloßen wir einen Umweg zu machen, und befahlen dem Kutscher, uns nicht vor zwei Stunden an unser Ziel zu bringen. Anfangs ging es recht gut. Wir waren Alle in der besten Stimmung, und verstiegen uns sogar bis zu deutschen Studentenliedern, die einen eigenen Eindruck auf die amerikanischen Zuhörer machten, besonders da wir gerade zu der Zeit unter der Brücke einer Eisenbahn durchfuhren. Nun aber brachte uns der Kutscher auf Nebenwege, wo an manchen Orten in Folge des Windes kein Schnee, und an anderen so viel lag, daß wir da und dort sitzen blieben, und keine andere Wahl hatten, als auszustiegen und eine Strecke zu Fuß zu gehen. Endlich aber blieb der Schlitten in dem zu einer Tiefe von drei Fuß zusammengewehten Schnee so fest stecken, daß die Meisten am Fortkommen desselben verzweifelten, und, da das Wirthshaus, wo warme Stuben und das Nachtessen unserer wartete, nicht weit entfernt war, sich zu Fuß auf den Weg machten. Nur einer der Herren und ich, wir hofften, daß es uns gelingen werde, den Schlitten wieder heraus zu heben, und suchten die Gesellschaft zum Warten zu bewegen; aber vergebens, man betrachtete unsere Lage als ganz hoffnungslos, und ließ uns zurück. Wir zwei und der

Kutscher machten uns an die Arbeit, die uns auch gelang. Ein Pfahl, den ich aus dem Zaun nahm, diente als Hebel, und in kurzer Zeit war der Schlitten wieder flott gemacht. — Große Wagen werden in Amerika auf zwei niedrige Schlitten gesetzt, welche beide mit dem Wagenkasten durch eiserne Nägel eingelenkt sind, so daß sie so ziemlich den Vor- und Hinterrädern eines Wagens entsprechen. Sie gewähren den Vortheil, daß sie bei unebenen Wegen und tiefen Löchern, wie sie bei tiefem Schnee so häufig sind, die starken Stöße brechen, auch das Fahren erleichtern und sicherer machen. — Mit den guten Pferden hatten wir unsere ungeduldigen Reisegefährten bald eingeholt, die wir im Mondschein unter Ach und Weh durch den tiefen Schnee waten sahen, wobei es natürlich den Damen am übelsten ging, die vor den Schneewehen rathlos standen, wenn ihnen nicht die Herren Bahn brachen. Einige der Nachzügler nahmen wir mitleidig auf; andere, die dem Ziele schon ziemlich nahe gekommen waren, ließen wir lachend zurück. Bald war die Gesellschaft im Wirthshause vereinigt, und durch Thee und Kaffee erwärmt und ermuntert. Wir waren so heiter, daß wir sogar zu tanzen anfangen. Beim Nachteffen lernte ich auch ein neues warmes Getränk, *mould vine* genannt, kennen, das aus Madera, Rahm und Zucker bereitet wird. Auf unserer Rückfahrt hatten wir weiter keine Unfälle, wir wählten die besuchteren Straßen und kamen glücklich nach Hause.

Ungefähr zwei Meilen von Cambridge liegt ein kleiner See, der im Winter auf eine merkwürdige Weise von der Handelsbetriebsamkeit ausgebeutet wird. Da das Wasser desselben sich durch große Klarheit auszeichnet, und ein vortreffliches, zum Aufbewahren geeignetes Eis liefert, so wird dieses als ein Handelsartikel benutzt, auf Schiffe gepackt und nach allen Seiten hin verschickt. Man verfährt dabei folgendermaßen. Wenn die Eisdecke eine Dicke von zehn bis vierzehn Zoll erlangt hat, so wird sie zuerst mit einem eisernen Schlitten, der statt der Läufe mit eisernen Messern versehen, und von einem Pferde gezogen, einem doppelten Pfluge ähnlich sieht, zu einer gewissen Tiefe eingeschnitten. Sind einmal zwei Furchen gemacht, so dient die eine immer als Richtschnur für die nächste; das eine Messer wird noch einmal in die schon gemachte eingesetzt, und die neue der vorigen parallel gezogen. Diese Schnitte werden mittelst derselben Maschine im rechten Winkel durch neue Schnitte

durchkreuzt und auf diese Art Würfel gebildet, die auf der oberen Fläche einen und einen halben Fuß im Quadrat haben und gewöhnlich über einen Fuß dick sind. Da die Messer des Schlittens bloß bis in die Hälfte der ganzen Dicke gehen, und somit die Würfel noch im Zusammenhange bleiben, so werden sie auf beiden Seiten durch große von Männern geführte Sägen von einander abgelöst. Das Abtrennen von der hinteren Verbindung — denn die vordere besteht nicht mehr, da die Reihe vor derselben losgetrennt sein muß, ehe man an die folgende gehen kann — geschieht immer reihenweise, und wird durch große eiserne Meißel bewirkt. Ein Theil des Eises wird sogleich auf Wagen geladen, die auf der Eisdecke an die Stelle, wo die Würfel geschnitten werden, vorfahren, und mittelst eines beweglichen, von einem Pferde gezogenen Krahren mit dem Eise beladen werden; was in sehr kurzer Zeit bewerkstelligt wird. Ein anderer Theil des Eises wird in großen rings umher an den Ufern stehenden Häusern zum Gebrauch für Boston und die Umgebung aufbewahrt; diese Häuser sind aus Holz gebaut und mit doppelten Wänden versehen, deren Zwischenraum mit Hobelspänen ausgefüllt ist. Sie ersetzen unsere Eiskeller vollkommen und selbst im heißesten Wetter hält sich das Eis darin; obgleich die unterste Schichte auf dem ebenen Boden liegt. Um das Eis auf eine bequeme und leichte Art zu den Häusern zu schaffen, wird in der Mitte des Sees in die Eisrinde ein Canal ausgehauen, in welchem die Eiswürfel an das Ufer gefloßt werden. Zum Aufbewahren in den Häusern läßt man gewöhnlich zwei Würfel beisammen, wodurch man sich etwas Mühe erspart. In die Häuser selbst werden die Stücke mittelst einer eigenen Art von Krahren gehoben. Von hieraus gehen nun im Sommer täglich Wagen mit Eis beladen nach allen Richtungen hin, und für wenig Geld kann man jeden Tag ein großes Stück im Hause haben. Der Weg, auf dem die Eiswagen zur Stadt fahren, ging hinter meinem Fenster vorbei, und ich wunderte mich oft über die große Anzahl derselben. In Boston wird das Eis auf Schiffe geladen, die es sehr weit verführen. Viele gehen nach den südlichen Städten des Landes, einige sogar nach Ostindien; und selbst auf diesem langen Wege soll nicht zu viel von der Ladung verloren gehen. Der Unternehmer hat wenigstens noch immer seinen Vortheil dabei gefunden und ist ein reicher Mann geworden.

Achttes Capitel.

Strafanstalt in Charleston. Arbeitshaus in Boston.

Charleston, gewissermaßen eine Vorstadt von Boston, liegt auf der anderen Seite des engen Meerarmes, der um die Halbinsel von Boston herumgeht, und in den die Flüsse Charles und Mystic sich münden. Bunkershill, der berühmte Hügel, auf dem die Amerikaner sich zur Zeit der Belagerung von Boston so rühmlich gegen die Britten vertheidigten, bildet einen Haupttheil dieses Städtchens. Zum Andenken an die dort gefallenen Amerikaner hat man jetzt ein Denkmal zu errichten angefangen. In dem Umfange von Charleston findet sich die Strafanstalt des Staates Massachusetts, die nach dem System der in Auburn bestehenden Anstalt eingerichtet ist. Das Ganze wird von einer hohen Mauer von Granit, wozu die Quadern von den Gefangenen selbst gehauen worden sind, umschlossen. Auf der Mauer geht ein Gang herum, der für die Wärter bestimmt ist, um von da aus die im Hofe arbeitenden Gefangenen bequem beobachten und eine strenge Wache halten zu können. Im Innern finden sich mehrere getrennte Gebäude, wovon die einen als Wohnungen für die Verbrecher dienen, die andern die Werkstätten enthalten. Die Wohnungen fand ich eigenthümlich: sie scheinen nach der Einschachtelungstheorie gebaut zu sein; denn ein Haus ist in das andere gestellt. Die ebenfalls aus Granit gebauten Zellen nehmen fünf Stockwerke ein, auf deren jedem achtunddreißig sich befinden, neunzehn in jeder Reihe, mit der Hinterseite aneinanderstoßend. Ihre Größe beträgt nur acht Fuß in der Höhe, sechs Fuß in der Tiefe und drei und einen halb Fuß in der Breite. Das Bett ist an der Wand befestigt und wird den Tag über aufgeklappt und die Nacht heruntergelassen; und wenn dieß geschehen ist, kann der Gefangene sich nicht drehen. Die Thüre geht nach außen, und es findet sich kein Fenster in der Zelle, wozu auch neben der Thüre kein Platz wäre: es wird durch eine im Innern angebrachte Röhre ersetzt, durch welche ein Luftwechsel vor sich gehen kann; übrigens bleiben die Zellen den ganzen Tag, während die Gefangenen an der Arbeit sind, offen stehen. Auf jedem Stockwerke gehen um das ganze Gebäude, mit Ausnahme einer schmalen Seite, Gallerien her-

um, die ziemlich eng und aus Eisen verfertigt sind. Die auf die Gallerien gehenden Zellen-Thüren sind ebenfalls von Eisen, und alle neunzehn einer Reihe können mit einem großen Riegel, den man mittelst einer Vorrichtung vorschiebt, zugleich geschlossen werden. Außerdem ist jede Thüre noch mit einem Schlosse versehen, das des Nachts geschlossen wird. Die geringe Höhe der Zellen macht, daß das fünfstöckige Gebäude nicht sehr hoch ist. Ueber dieses eigentliche Gefängniß hat man nun ein größeres Haus gebaut, das bloß aus Mauern besteht und dazu dient, die Gefangenen vollständig von der Außenwelt abzuschließen. Die Fenster dieses äußeren Hauses, das bloß drei Stockwerke hat, entsprechen den Thüren der Zellen nicht, und so kann der Gefangene nirgends hinaussehen.

Des Morgens werden die Gefangenen durch eine Glocke geweckt, worauf der Geistliche kommt und ein Gebet hält. Zur Arbeit gehen sie in Reihen, Einer hinter dem Andern, und es ist ihnen streng untersagt, einander die geringste Mittheilung, sei es auch nur durch Zeichen, zu machen; denn die Auflegung des strengsten Stillschweigens wird nach diesem System mit Recht als ein vorzügliches Besserungsmittel angesehen. Das Essen nehmen sie in ihren Zellen ein, vor welche während der Mahlzeit der Riegel geschoben wird; nachher gehen sie wieder reihenweise an ihre Arbeit, und bei Anbruch der Nacht werden sie in ihre Zellen zurückgebracht. Licht ist ihnen nicht gestattet, und die ganze Nacht hindurch wird strenge Aufsicht gehalten, indem Wächter hin und her gehen, und lauschen, ob irgend ein Versuch gemacht wird, mit dem Nachbar sich zu unterhalten. Die Gefangenen sind in Abtheilungen gebracht, und beschäftigen sich mit mancherlei Arbeiten: es gibt Schuhmacher, Steinhauer, Weber u. s. w. Während der Arbeit wird streng darauf gesehen, daß wo möglich gar keine Mittheilung stattfindet, weshalb immer ein Wächter im Zimmer ist. Da aber gewöhnlich über zwanzig Gefangene unter der Aufsicht eines Mannes stehen, der doch nicht Aller Augen beobachten kann, so läßt sich leicht denken, daß dieser Zweck nicht vollständig erreicht wird, und manche doch immer schädliche Mittheilung Statt findet. Jeder Arbeiter bekommt seine Aufgabe für den Tag, und ist genöthigt, dieselbe zu vollenden. Die Peitsche ist in den Händen der Wächter, und wird von ihnen zur Züchtigung gebraucht, natürlich manchmal auch gemißbraucht. Diese Leute arten mehr und weniger in Tyrannen aus

und pflanzen durch ihre Härte Haß und Verstocktheit in die Gemüther der Verbrecher, die zwar nicht mit Liebe, aber eben so wenig mit Leidenschaft behandelt werden sollten; Vieles, ja Alles hängt von der Persönlichkeit dieser Wächter ab, aber im Ganzen wird man wenig Vertrauen in sie setzen können. Ueber sie selbst wird noch von höheren Beamten eine strenge Aufsicht geführt. Die weiblichen Gefangenen sind von den Männern vollständig getrennt, und wohnen in besonderen Stuben, und werden im Ganzen auf dieselbe Art wie die Männer behandelt.

Was ich immer bei Anstalten, die nach diesem Systeme eingerichtet sind, zu beklagen fand, ist, daß die Gefangenen den neugierigen Blicken der Besucher ausgesetzt sind, und gleichsam wie wilde Thiere gezeigt werden. Dadurch muß das Gefühl der Scham in diesen unglücklichen Verirrten gänzlich unterdrückt werden; und wenn sie in die Welt zurückkehren, ist ihre bürgerliche Ehre verloren; denn sie sind ja dem Publikum beinahe ebenso sehr bekannt geworden, als die in manchen Schweizerstädten wenigstens ehemals auf die Straßen ausgeführten Sträflinge. (Dort dachte freilich Niemand an Besserung.) Der Mißbrauch wird mit den Besuchen so weit getrieben, daß Manche sogar ihre Bekannten unter den Gefangenen besuchen; und obgleich keine Unterredungen gestattet werden, so hat dieß doch gewiß manche schädliche Folgen. Der Eintritt in die Anstalt zu Charleston steht für Geld jedem offen.

Eine andere interessante Anstalt ist das Arbeitshaus (house of industry), mit welchem noch zwei andere Anstalten verknüpft sind: das Strafhaus (house of correction), und das Besserungshaus (house of reformation). Alle diese drei Anstalten sind von der Stadt errichtet worden. Die Lage derselben auf einem hübschen Hügel an der Bai von Boston ist frei und gesund, und hinlänglicher Raum für alle möglichen Bedürfnisse vorhanden.

Das Arbeitshaus ist zur Versorgung von gebrechlichen und schwächlichen Personen bestimmt; im Winter finden auch Verarmte einen Zufluchtsort darin; alle aber müssen arbeiten, und auf diese Art die Kosten ihres Unterhalts theilweise decken. Es gibt mehrere Arbeitsstuben, in welchen die Bewohner auf verschiedene Art beschäftigt werden. Ich ging durch mehrere derselben, fand mich aber von der schlechten Luft, die darin herrschte, abgeschreckt. Die Leute waren eben mit dem Aufzupfen getheerter Strick-Enden beschäftigt, wo-

durch ein übler Geruch verbreitet wurde; auch fand ich die Zimmerdecken zu niedrig. Die Schlafzimmer sind etwas besser, doch schlechter als in ähnlichen Anstalten in Amerika und selbst in anderen Theilen derselben Anstalt. Das mittlere Gebäude enthält die Küche und die Wohnung der Beamten; der eine Flügel ist für die Männer bestimmt, der andere für die Weiber. In der letzteren Abtheilung werden auch arme Schwangere aufgenommen; denn ein eigentliches Gebärhaus gibt es in Boston nicht. An den Weiberflügel gränzt ein kleineres Haus, das für Waisen bestimmt ist, und worin die Kinder der armen Frauen, die im Hause niederkommen, und andere verlassene Geschöpfe aufgenommen und bis zum zwölften Jahre erzogen werden. Nach vollendeter Erziehung versorgt man sie auf die gewöhnliche Art, thut die Knaben zu Handwerkern in die Lehre, oder bringt sie bei Pächtern unter; die Mädchen verdingt man als Mägde u. s. w. Die Kinder schienen alle gesund zu sein, und waren fröhlich und guten Muthes.

Das Strafhaus (house of correction) ist eine ähnliche Anstalt wie die oben beschriebene in Charleston. Sie ist zum Gebrauch der Stadt und zur Aufnahme von Verbrechern geringerer Art bestimmt. Die Gefangenen bleiben meist nur kürzere Zeit dort. Die Zellen sind auf diese Art in Reihen und Stockwerken eingerichtet, und die Lebensordnung im Allgemeinen ungefähr dieselbe.

Das Besserungshaus (house of reformation) ist für junge Verbrecher bestimmt, die man nicht nur dem bösen Beispiele der älteren Verbrecher entziehen, sondern auch durch Erziehung, Unterricht und strenge Disciplin zu brauchbaren Menschen bilden will. Da die Anstalt erst seit wenigen Jahren errichtet ist, so läßt sich über ihren Erfolg noch nichts sagen, gewiß aber ist viel von ihr zu erwarten, und hoffentlich wird man immer mehr auf diesen verdorbenen Theil der Bevölkerung zu wirken suchen. Anstalten der Art sind noch selten, werden aber bei dem entschiedenen Bedürfnisse bald an Zahl zunehmen.

Neuntes Capitel.

Geselliges Leben in Boston und Cambridge.

Bevor ich Boston und Cambridge verlasse, muß ich noch etwas von dem geselligen Leben sagen. Es ist mir eine angenehme Pflicht, meinen dortigen Freunden hiemit einen öffentlichen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, und ich freue mich, die schönen Stunden, die ich an beiden Orten zugebracht habe, in der Rückerinnerung zu durchleben. Diese Blätter sind nicht für die neue Welt bestimmt, aber vielleicht kommen sie doch dem Einen oder Andern zu Gesicht, der sich meiner vorübergehenden Erscheinung erinnert, und mögen ihm dann beweisen, daß mir das Andenken an meine dortigen Freunde theuer ist. Ich habe die Gesellschaften in Amerika nicht bloß des Vergnügens wegen (wofür ich, aufrichtig zu gestehen, sehr empfänglich bin), sondern auch in der Absicht, in ihnen den Geist und die Sitten des Volkes zu studiren, besucht, und so viel, als mir möglich war, beobachtet. Doch bin ich weit entfernt, mir ein Urtheil oder wohl gar Tadel zu erlauben; meine Absicht ist bloß, von dem, was ich gesehen, kurze Notenschaft abzulegen, und denen, die mich auf meinem Ausfluge in die neue Welt begleiten, ein flüchtiges Bild zu geben, wie in Amerika große Gesellschaften, Bälle u. dgl. sich ausnehmen.

Obgleich in den Vereinigten Staaten dem Grundsatz nach eine vollkommene Gleichheit Statt findet und von verschiedenen Ständen gar nicht die Rede sein sollte; so gibt es doch in der Gesellschaft gewisse Unterschiede, und eine Aristokratie der Gesellschaft (wenn ich so sagen darf), die zum Theil auf Geburt und politischer Bedeutung, zum Theil auf Vermögen beruht. Es gibt namentlich in Boston Familien, die mehrere Geschlechter hindurch in Wohlstand geblüht haben, vielleicht ihren Ursprung von den Pilgrimen ableiten und in hohem Ansehen stehen, weil Glieder derselben sich um das Gemeinwesen verdient gemacht haben. Diese bilden einen ziemlich in sich abgeschlossenen geselligen Kreis, in welchen nur wenige Andere aufgenommen werden. Vermögen ist allerdings ein Haupterforderniß, um zu dieser Aristokratie zählen zu können; aber Geld verschafft doch nicht in demselben Grade Zutritt in der Gesellschaft, als es in

New-York der Fall ist, wo es im Verhältniß zu der großen Bevölkerung der Stadt nicht so viele alte Familien gibt und der Reichtum theils zu sehr neuern Ursprungs, theils zu beweglich und veränderlich ist, als daß sich eine feststehende und abgeschlossene Gesellschaft bilden könnte. Das gesellige Leben in den verschiedenen Zirkeln Bostons ist übrigens, abgesehen von der persönlichen Zusammensetzung, sehr wenig oder gar nicht verschieden. Ton und Sitten der großen Welt werden in den Zirkeln der niederen Stände mit verschiedenem Glücke nachgeahmt, und in den feineren Gesellschaften mit Freiheit und Anmuth gelebt.

Einladungen werden in den meisten Fällen schriftlich ertheilt; selbst zu einer kleinen Abendgesellschaft wird auf diese Art eingeladen, und pflichtmäßig muß der Eingeladene eine schriftliche Antwort schicken. Von den kleinen geselligen Zirkeln, die in Deutschland die gewöhnlichsten sind, und die gewiß das meiste Vergnügen gewähren, weiß man in Amerika wenig oder nichts; unter funfzig oder sechzig Personen findet man selten in einer Gesellschaft vereinigt. Zum Thee wird beinahe nie eingeladen, immer zum Nachtesten. Da es der großen Zahl der Gäste wegen unmöglich ist, jedem einen Sitz anzuweisen, so wird keine sitzende Mahlzeit gehalten. Man öffnet meist ein Nebenzimmer, wo sich eine reichlich mit Speisen und Getränken versehene Tafel befindet, und wohin sich die Gesellschaft begibt, um stehend ihren Appetit zu stillen. Die Herren bedienen die Damen, und suchen sich zuletzt selbst zu versehen. Bediente zeigen sich nicht, außer um die Lücken auszufüllen. Es fehlt gewöhnlich nicht an Leckerbissen; besonders erscheinen häufig, auf mannigfache Art bereitet, Austern, die als eine ziemlich allgemeine Lieblingsspeise von den meisten Gästen ungern vermißt werden. Beim Eintritt bringt man natürlich der Dame vom Hause seinen Gruß dar; aber dieß ist auch Alles: beim Weggehen findet gar keine Formlichkeit Statt, und Viele entfernen sich nach einer und zwei Stunden, um sich in eine andere Gesellschaft zu begeben. Jeder Eingeladene hat das Recht, Freunde einzuführen, die er natürlich der Hausfrau vorstellen muß. Es ist daher nichts leichter für junge Herren, als Eintritt in Gesellschaften zu erhalten, und es fragt sich nur, ob sie nachher weiter eingeladen werden. Daher auch Eingeborene seltener Gebrauch von dieser Freiheit machen, als Fremde, denen sie natürlich äußerst erwünscht ist.

Die Unterhaltung ist fast immer von derselben Art und auf das Gespräch beschränkt; Musik, Tanz, Spiele u. s. w. sind selten. Natürlich kann wegen der großen Anzahl von Gästen das Gespräch nicht allgemein werden; wozu noch kommt, daß wegen des meistens sehr beschränkten Raumes gewöhnlich Alle, Damen wie Herren, stehen. Die neueren Häuser haben zwar immer zwei Besuchzimmer, die sich mittelst Einschiebthüren in einander öffnen; aber selten sind sie von bedeutender Größe. Man sucht diesem Mangel dadurch abzuhelpen, daß man Stühle u. s. w. aus dem Zimmer wegschafft; aber eben deswegen ist ans Sitzen nicht zu denken. Für einen Fremden sind die Gesellschaften äußerst angenehm, und er kann sich keine bessere Gelegenheit wünschen, Bekanntschaft zu machen. Durch den Wirth oder diejenige Person, die ihn eingeführt hat, oder durch einen anderen Bekannten wird er Mehreren der Reihe nach vorgestellt, und bringt so ein Paar Stunden auf die angenehmste und nützlichste Art zu. Man hat übrigens ein Recht, diese Bekanntschaften selbst mit Damen später fort zu setzen, und es ist gar nicht ungewöhnlich oder auffallend, nach einer solchen flüchtigen Vorstellung einer Dame einen Besuch zu machen; selbst wenn sie nicht verheirathet ist, wird dieß kein Aufsehen erregen. Die Fräuleins nehmen dort eben so häufig Besuche von Männern an, als Frauen; und ein junger Mann kann einer jeden jungen Dame, mit der er bekannt zu werden wünscht, auch wenn er mit ihrer Familie nicht im Geringsten bekannt ist, einen Besuch machen, ohne daß er fürchten muß, sie ins Gerede zu bringen. — Bei dieser Zerstückelung oder Auflösung der Gesellschaft hat es übrigens die Wirthin leicht. Sie braucht nicht für die Unterhaltung ihrer Gäste besorgt zu sein, da Zweigespräche viel seltener stoßen, als eine allgemeine Unterredung.

Da ich der Sprache noch nicht recht mächtig war, so war meine Unterhaltung natürlich oft stoßend und wenig genießbar; aber die Damen bewiesen immer so viel Kunst, mich zu verstehen und die Unterredung von Neuem zu beleben, daß ich dabei die angenehmsten und nützlichsten Sprachübungen machte; und was ich von der englischen Sprache erlernt habe, verdanke ich ganz allein den Damen. Mit den Herren konnte ich anfangs gar nicht fortkommen. Hatte ich mich abgemüht, einen Gedanken in englische Worte einzukleiden, so erhielt ich statt aller Antwort ein fragendes „Sir?“ und war genöthigt, von Neuem anzufangen, worauf denn doch vielleicht wieder

ein zweites „Sir?“ erfolgte. Mir fiel es auf, daß die Herren es so wenig verstanden, einem Fremden das Sprechen zu erleichtern; aber mit einer Dame hätten sie sich wohl mehr Mühe gegeben. Ich tadle übrigens nur den Sprachgebrauch dieses „Sir,“ nicht diejenigen, die sich desselben gegen mich bedienten. Ein „Wie meinen Sie“ oder etwas der Art hätte etwas mehr Muth eingeflößt, einen neuen Versuch zu machen; aber dieses kurze „Sir“ war zu abschreckend.

Da die Unterhaltung, wie gesagt, fast ganz auf das Gespräch beschränkt ist: so besitzen die amerikanischen Frauenzimmer eine große Leichtigkeit in der geselligen Unterhaltung. Damit aber wäre noch nicht viel geholfen, fände man nicht zugleich immer eine große Anzahl sehr wohl unterrichteter Damen, mit denen man Gespräche der verschiedensten Art führen kann. Die Schulbildung der jungen Mädchen darf man im Allgemeinen gut nennen. Für die Erziehung wird von allen Seiten sehr viel gethan, und die meisten Aeltern sind im Stande, Alles, was ihnen nöthig scheint, an die Ausbildung ihrer Kinder zu wenden. Mag auch in dem Systeme, das man namentlich bei der weiblichen Erziehung befolgt, Manches mangelhaft sein, so läßt sich doch nicht läugnen, daß das weibliche Geschlecht mit Recht auf einen hohen Grad von Bildung Anspruch macht. In der Litteratur sind die Damen im Allgemeinen gut zu Hause, und haben nicht nur die neueren Schriften, sondern auch die älteren Meisterwerke der englischen Sprache gelesen, mit denen sie oft eine merkwürdig genaue Bekanntschaft haben. Ich war erstaunt zu sehen, wie gut Manche die besten Stellen aus Shakespeareschen Stücken inne hatten, und konnte mir dieß nicht anders, als durch eine äußerst sorgfältige Schulbildung erklären. Die Unterhaltung dreht sich daher oft um Gegenstände der Litteratur, wenn auch in den meisten Fällen mehr um die der neueren. Die Kenntniß der neuesten Erzeugnisse der Litteratur ist für das gesellige Leben so nöthig geworden, daß man sich wirklich um neu erschienene Werke reißt. Das Bedürfniß, mit der Mode-Lectüre Schritt zu halten, hat sich selbst auf dem Lande fühlbar gemacht und daselbst Lesegesellschaften hervorgezufen. Es treten nemlich ungefähr funfzehn bis zwanzig Familien zusammen, von denen jede einen gewissen Beitrag bezahlt, wovon Bücher angeschafft werden, die am Ende des Jahres, wenn sie gelesen sind, verkauft, das erlöste Geld capitalisirt, und von den Zinsen desselben neue Bücher angeschafft werden. Mit welchem Fleiße in

den Schulen das Studium der Muttersprache getrieben wird, konnte ich oft daraus sehen, daß junge Leute sich lange Zeit über die Aussprache gewisser Wörter unterhielten, und nicht etwa Schulbuben, die eben erst aus dem Schulstaube kamen, sondern junge Männer und Frauenzimmer. Im Ganzen wird in Amerika die Sprache viel mehr studirt als bei uns, und muß es vielleicht werden, weil sonst bald die Reinheit derselben, auf die man dort viel Gewicht legt, verloren gehen würde. Man lernt die englische Sprache, wie man eine fremde lernen würde, besonders wenden die Frauenzimmer, ohne deswegen pedantisch zu sein, im Allgemeinen viel Aufmerksamkeit auf die Sprache, unstreitig mehr als die Männer; und wenn auch ihre Worte nicht gewählter sind, so ist doch ihre Aussprache sorgfältiger. Uebrigens scheint mir, als wenn bei der sorgfältigen Aussprache des Englischen immer etwas Gezwungenes oder Unnatürliches zu bemerken wäre. Ich fühlte dieß namentlich beim Gesange, der wohl kaum in einer Sprache so schwer ist, als in dieser, wo gewisse Worte eine ganz eigenthümliche Stellung der Zunge fordern, die es so ziemlich unmöglich macht, zugleich einen hellen Ton hervorzubringen. Jedoch räume ich gern ein, daß das Urtheil darüber durch volksthümlichen Geschmack und erste Jugend-Eindrücke bestochen ist; was auch von meiner Vorliebe für deutschen Gesang im Vergleich mit dem französischen gelten mag.

Ein großer Theil der Unterhaltung dreht sich natürlich immer auch um die verschiedenen Vorlesungen, die eben gehalten werden, und deren Besuch auch in Boston, wie anderwärts, an der Tagesordnung ist. Man theilt sich das Gehörte mit, tauscht Urtheile darüber aus u. s. w. Das Theater ist natürlich auch ein Hauptgegenstand der Unterhaltung, wie in allen Theilen der Welt, wo es eins gibt: sodann kommen die tausend und aber tausend Gegenstände, die das gewöhnliche Leben darbietet, an die Reihe: man macht den Damen den Hof, witzelt, spöttelt, wird wohl auch gefühlvoll, obgleich letzteres zu den Ausnahmen gehört. Kommt man von Europa, so muß man natürlich davon erzählen; denn die Amerikaner sind eben so neugierig zu wissen, was wir thun, als wir neugierig sind von ihnen etwas zu erfahren; und sie haben eben so wenig richtige Vorstellungen von uns, als wir von ihnen. Einige hingeworfene Ideen, in Worte gekleidet, die am Ende den Gedanken nicht richtig geben, können kaum dazu beitragen, genauere Vorstellungen zu geben;

aber man antwortet auf die Frage der Neugierde, so gut es gehen will. Im Ganzen haben die Amerikaner von Europa vortheilhafte Vorstellungen, finden aber das eigene Land noch viel besser; und warum sollten sie es auch nicht? Kommen doch jährlich tausend unserer Landsleute dort an, und sagen ihnen durch die That: „bei Euch ist es besser.“ Im National-Charakter der Engländer scheint mir das große Selbstgefühl, das sie als Nation haben, ein schöner Zug zu sein: es tritt zwar in den Einzelnen zuweilen als Arroganz auf und macht sie unangenehm und lächerlich, aber das Volk ist dadurch groß geworden. Die Amerikaner haben dieses nationale Selbstgefühl in einem hohen Grade, ob mit, oder ohne Grund, lasse ich dahin gestellt sein. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß die Frauenzimmer nie über Politik sprechen. Sie gehen wohl in den Streit über Amerika ein, und vertheidigen es gegen geschehene Angriffe, aber den Kampf unter den verschiedenen Parteien im Lande selbst lassen sie ruhig seinen Gang gehen. — Zum großen Theil wissen sie wohl auch nicht, um was es sich handelt, und ihr Urtheil richtet sich ganz allein nach den Personen, die in ihren Augen die Parteien gleichsam repräsentiren. Diese Neutralität der weiblichen Unterhaltung mag auch davon herrühren, daß die Gegner einander in Gesellschaft sehen, und politische Trennungen keine Trennungen im geselligen Leben herbeiführen. Da man nun Männer von ganz verschiedener politischen Farbe in einem und demselben Zimmer beisammen findet, so wären natürlich politische Erörterungen sehr unpassend. Man kann es wohl ein Glück nennen, daß die Frauenzimmer an solchen nicht Theil nehmen; denn nichts Peinlicheres gibt es für einen Mann, als wenn ihn eine Dame von der Richtigkeit ihrer politischen Ansichten überzeugen will. Dagegen steht den Amerikanerinnen ein anderes Feld der geselligen Unterhaltung offen, in das man an vielen Orten in Deutschland sich nicht wagen darf, ohne sich entweder Spöttereien auszusetzen, oder in den Geruch des Pietismus zu kommen: ich meine die Religion. Aber in Amerika ist es sehr gewöhnlich, daß man sich über religiöse Gegenstände, besonders über Ansichten, die eben in einer Predigt ausgesprochen wurden, unterhält; was natürlich weniger in großen Gesellschaften, als in kleinen Kreisen Statt findet. Es ist dieß um so natürlicher, da die Prediger am geselligen Leben viel Antheil nehmen, und oft in Gesellschaften gesehen werden. Freilich ist im Allgemeinen das Interesse

an der Religion in Nord-Amerika größer als in Deutschland; die Freiheit des kirchlichen Lebens macht, daß Jeder, der an einer religiösen Gesellschaft Theil nehmen will, zuerst eine Wahl treffen und sich dazu die nöthige Kenntniß des Gegenstandes verschaffen muß; mit der Kenntniß kommt aber natürlich auch die lebhafteste Theilnahme. Lau kann man nicht sein, es gilt, sich hier für das Eine oder Andere zu entscheiden. Und so kommt es, daß, obgleich es in den Vereinigten Staaten keine von der Regierung anerkannte und unterhaltene Kirche gibt, doch mehr Sinn für Religion herrscht, und Kirchen, Pfarrer und Kirchenbesucher in Neuengland wenigstens zahlreicher als in irgend einem Lande der Welt sind. Im Innern des Landes freilich, wo die Bevölkerung noch dünn und die Bewohner erst seit wenig Jahren angesiedelt sind, ist der religiöse Zustand weniger vortheilhaft; aber man darf hoffen, daß es mit der Zunahme der Bevölkerung auch damit besser werden wird. Zwar Capitain Hall bedauert die Vereinigten Staaten, daß sie keine National-Kirche haben; vielleicht aber habe ich nicht Unrecht, wenn ich im Gegentheil glaube, England würde glücklicher sein, wenn es keine solche hätte. Capitain Hall ist ein Tory, und dieß erklärt manche seiner über Amerika ausgesprochenen Urtheile.

Da der Kreis der Bekannten sehr groß ist, wie man aus der Menge der Eingeladenen schließen kann, so wiederholen sich diese Gesellschaften sehr oft, und Viele bringen beinahe jeden Abend der Woche in Gesellschaft zu. Bälle sind auf demselben Fuß eingerichtet, und die Zimmer wo möglich noch mehr gefüllt, so daß man bei Contretänzen oft kaum Platz hat, die Figuren auszuführen. Walzer werden wenige getanzt, da man diesen Tanz nicht ganz schicklich findet, und sowohl manche Aelteren als junge Damen Abneigung dagegen haben. Die Musik ist selten gut. Das Tanz-Vergnügen wird mit großer Mäßigkeit genossen: man bleibt nicht sehr viel länger, als in den anderen Gesellschaften, und kommt etwas später. Eigen in ihrer Art sind die sogenannten Hochzeitgesellschaften, die am Abend nach der Verheirathung oder den folgenden Tag von dem jungen Ehepaare gegeben werden. Die junge Frau steht, umringt von ihren Brautjungfern, deren gewöhnlich drei oder vier sind, in der Mitte des Zimmers der Thüre gegenüber, wo sie die Brautführer in der Nähe des Einganges aufhalten und die eintretenden Gäste der Gastgeberin vorstellen. Natürlich müssen sie ihr den Namen des

Gastess angeben, sonst würde sie oft gar nicht wissen, wen sie vor sich hat. Mich dauerte immer die arme Frau, die stundenlang an einen Platz gefesselt, sich den Besuchern zeigen muß, und selten unter den Glückwünschenden einen Bekannten findet, mit dem sie einige Worte wechseln kann. Das Nachtessen ist natürlich bei solchen Gelegenheiten reicher und glänzender als bei anderen Gesellschaften und zeichnet sich namentlich durch einen ungeheuren Hochzeitkuchen aus, welcher am Ende angeschnitten und herumgegeben wird. Die jungen Mädchen besonders beeifern sich, ein Stück davon zu erhalten, und es gilt als ein sicheres Mittel, bald einen Mann zu bekommen, wenn man gerade von dem Theile des Kuchens erhält, von welchem der jungen Frau ihr Stück abgeschnitten worden ist. Beim Weggehen steht ein Bedienter an der Thüre, und bietet Jedermann ein Stück in ein Papier gewickelt an. Ich fand dieß äußerst drollig, und scheute mich es anzunehmen, wurde aber bedeutet, es gehöre dieß zu einer Hochzeitgesellschaft, und steckte es ruhig ein.

Behtes Capitel.

Theater und Musik in Boston.

Zu den Hauptvergntigungen, die Boston darbietet, muß man das Schauspiel rechnen. Es gibt daselbst drei Theater, von denen aber zwei mehr der niederen Komödie angehören, während das Tremont-Theater sich in jeder Beziehung vortheilhaft auszeichnet, sowohl durch die Wahl der Stücke, als die Darstellung. Alle diese drei Theater werden von einer hinlänglichen Anzahl von Zuschauern besucht, was auch nöthig ist, um die Kosten zu decken. Denn da alle drei Privatunternehmungen sind, und keine Unterstützung genießen: so würden sie natürlich sogleich eingehen, wenn die Einnahme sich nicht mehr genügend erwiese. Die innere Einrichtung ist so ziemlich dieselbe wie in unseren Theatern; aber in den Preisen der Plätze findet wieder der Grundsatz der Gleichheit seine Anwendung, es gibt nemlich mit Ausnahme des Parterres und der obersten Gallerie nur einen Preis. Man bezahlt für einen Platz auf der ersten

oder zweiten Gallerie einen Thaler. Da die Logen meist zehn bis zwölf Plätze haben, so können Damen nicht wohl nach dem Theater gehen, wenn sich nicht eine Gesellschaft zusammensindet, die so ziemlich alle Plätze einer Loge einnimmt; denn obgleich man in einem demokratischen Staate lebt, so will man doch nicht gern jeden beliebigen Nachbar neben sich haben. Einzelne numerirte Plätze werden nicht verliehen. Auffallend war mir bei meinem ersten Theaterbesuche, daß wir, gegen die an der Treppe abgegebenen Billete keine Gegenmarken erhielten: man rief uns die Zahl unserer Loge nach, und überließ es uns selbst unsere Plätze aufzusuchen. Man scheint nicht befürchten zu müssen, daß auf diese Art Verwirrungen entstehen, und sich Leute an Plätze drängen, die ihnen nicht gehören.

Ich sah im Tremont-Theater mehrere Stücke von Shakespeare, unter anderen auch „Viel Lärm um nichts,“ und fand die Aufführung recht gut, obschon die Nebenrollen etwas zu schwach besetzt waren. Die Rolle des Benedic, die mir beim Lesen nie in solcher Bedeutung erschienen war, zeichnete sich bei dieser Aufführung so sehr aus, daß sie mit der der Beatrice die meiste Aufmerksamkeit auf sich zog. Vielleicht hatte ich das Stück nicht aufmerksam genug gelesen; denn bei einer späteren Aufführung machte ich dieselbe Bemerkung. Die Rolle der Beatrice wurde von Miß Clifton gegeben, die gewiß mit Recht zu den ausgezeichneten Schauspielerinnen gerechnet wird: sie ist von der Natur glücklich ausgestattet, hat eine schöne Gestalt, ein ausdrucksvolles Gesicht, glänzende schwarze Haare und eine gute Stimme. Als ich dasselbe Stück in demselben Theater zum zweiten Mal sah, gab Miß Tree die Rolle der Beatrice auf ausgezeichnete und zum Theil unübertreffliche Weise. Sie wußte sich so glücklich in die Laune, mit welcher das Stück geschrieben ist, zu werfen und die Glanzpunkte meisterhaft herauszuheben, indem sie zugleich trefflich von Benedic (Mr. Murdock) unterstützt wurde. Dabei fiel mir die frostige Haltung des Publikums nicht wenig auf; besonders bemerkte ich in einer Loge der oberen Gallerie vier Damen, die so steif wie Quäker dasaßen, und nie auch nur ein Lächeln zeigten. Wir in unserer Loge dagegen waren so ziemlich in dem anderen Extreme, und vielleicht reizte uns die Steifheit der Uebrigen noch mehr, als das Stück selbst zur Lustigkeit. Kurz vor meiner Abreise aus Amerika sah ich Miß Tree in einer englischen Tragödie „Jon,“ die im ganzen Lande viel Aufsehen gemacht und eine ziemlich gün-

stige Aufnahme gefunden hatte. Es war die erste Vorstellung, der ich beivohnte und das Haus gedrängt voll. Miß Tree spielte gut und wurde ziemlich unterstützt; aber mir schien, daß sie besser für die Comödie als für die Tragödie passe. Das Publikum schien dagegen sehr zufrieden zu sein, wenigstens kargte es nicht mit seinem Beifall, obgleich das Stück, dem es offenbar an Handlung fehlt, gar nicht von der Art ist, daß es schaulustige Besucher zufrieden stellen konnte. Aber in Amerika scheint es wie bei uns zu gehen: die Mehrzahl richtet sich nach dem Rufe eines Stückes, und findet gut, was der Ruf als solches bezeichnet. Ich sah diese Schauspielerin noch in mehreren anderen Stücken, und mußte immer von Neuem die Gewandtheit und Mannigfaltigkeit ihres Spiels bewundern. Miß Tree ist von der Natur nicht so reichlich begabt, als Miß Clifton; aber sie ist viel wahrer in ihrem Spiele, und trägt so meisterhaft vor, daß man leicht vergißt, daß sie nicht eigentlich schön ist. In der Tragödie scheint sie mir nicht genug Kraft zu besitzen, aber im Lustspiel leistet sie ungemein viel, durch die Beweglichkeit und Angemessenheit ihres Mienenspiels.

Forrest, einer der ersten der jetzt lebenden amerikanischen Künstler, hatte ich leider keine Gelegenheit zu sehen. Er war gerade damals auf einer Kunst-Reise in England, wo er, wie man sagt, Furore gemacht haben soll: wenigstens sprachen die dortigen Blätter alle mit vielem Lobe von ihm, freilich fanden sie auch an ihm zu tadeln; und es mag wohl etwas in der Sprache der Nord-Amerikaner sein, was den Engländern fremd und sogar unrichtig vorkommt. Wie ist es auch anders möglich, als daß die Sprache bei diesen zwei Nationen, die so weit entfernt sind und unter so ungleichen Umständen leben, sich etwas verschieden gestaltet? Obgleich die Amerikaner im Ganzen getreu an Regeln und Vorschrift halten, so werden sich gewiß immer einzelne Eigenheiten bei ihnen einschleichen. Aber es ist erfreulich zu sehen, daß amerikanische Künstler im Mutterland verdiente Anerkennung finden. Lange nachdem die Vereinigten Staaten sich zur politischen Selbstständigkeit erhoben hatten, waren sie noch in Beziehung auf Gewerbe, Künste und Wissenschaften von England abhängig; aber in der neueren Zeit haben sie auch in diesen Beziehungen selbstständiger zu werden begonnen. Haben sie doch schon in der schönen Litteratur große Talente aufzuweisen; aber auch in den Wissenschaften werden sie nicht länger zurückbleiben.

Die Gelehrten haben in Amerika viel mit ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen, indem der Staat wenig oder nichts für die Pflege der Wissenschaften thut, und bei den Einzelnen noch der Sinn und die Theilnahme fehlt. Aber es wird hierin gewiß besser werden, und unterdessen wird das Volk sich gewöhnen, nicht das allein zu schätzen, was von jenseit des Meeres kommt, sondern auch im Einheimischen den Werth zu erkennen.

Opern werden im Tremont-Theater nur selten, öfter dagegen in einem der anderen gegeben; ich habe aber keine gesehen, da ich nicht viel davon erwartete. Im Tremont-Theater, wo, wie gewöhnlich, in den Zwischenacten immer Musik gemacht wurde, hörte man selten etwas Anderes, als Strauß'sche Walzer, die in der neueren Zeit sehr in die Mode gekommen waren. Einige Mal wurden auch zwischen zwei Stücken Tänze aufgeführt, in denen sich eine Solotänzerin zeigte, die gar nicht übel tanzte. Ballets, die auf kleinen Theatern immer schwierig zu geben sind, war man in Boston so weise nicht zu versuchen.

Obgleich es hier keine gute Oper gibt, so fehlt es doch nicht ganz an musikalischen Genüssen, wenn schon sie im Ganzen ziemlich selten sind. Es besteht ein Gesangsverein, unter dem Namen Handel- und Haydn-Gesellschaft, der sich meistens mit geistlicher Musik beschäftigt und manchmal öffentliche Aufführungen veranstaltet. Außerdem hat sich eine Gesellschaft unter dem Namen Akademie gebildet, die sich die Beförderung der Musik zur Aufgabe gemacht, und gleichsam eine Schule für Gesang und Instrumental-Musik errichtet hat. Die Ausgaben werden durch jährliche Beiträge der Mitglieder gedeckt. Unter der Leitung dieser Akademie steht ein Verein, der sich mit Einübung und Aufführung von Instrumental- und Vokal-Musik beschäftigt, und an welchem nicht alle Mitglieder der Akademie Theil nehmen. Von dieser Gesellschaft hörte ich unter andern das Oratorium David von Neukomm aufführen, und meine Erwartungen wurden weit übertroffen. Die Aufführung war zumal in Erwägung der Kräfte der Gesellschaft gelungen zu nennen. Die gute Instrumental-Begleitung trug vorzüglich zu dem guten Erfolge bei; doch befriedigten auch die sehr zahlreich besetzten Chöre in hohem Grade, und nur die Solo-Partien fielen im Ganzen weniger befriedigend aus. Die Gesellschaft gibt auch Concerte, wo vom Orchester blos Instrumental-Musikstücke, Ouvertüren u. s. w. aufgeführt werden.

Die Akademie hat jetzt in der Person eines Herrn Schmidt aus Bremen, eines trefflichen Schülers von Spohr, einen tüchtigen Violinspieler angestellt, der nicht nur das Orchester leitet, sondern auch Liebhabern unentgeltlichen Unterricht gibt, um sie für das Orchester vorzubereiten.

Früher fanden die Musiker in den Vereinigten Staaten nicht die ihnen gebührende Stellung in der Gesellschaft; und diese Geringschätzung drückte die Talente, so daß manches gar nicht zur Ausbildung kommen konnte. In neuerer Zeit aber hat sich hierin Vieles geändert. Man hat sich sehr viel Mühe gegeben, gute Lehrer ins Land zu ziehen und behandelt diese, wie sie es verdienen. Jetzt zeigen sich Liebhaber, die sich früher nicht herauswagten. Wie schwer es übrigens hält Vorurtheile, die Jahre lang geherrscht haben, zu überwinden, kann man aus folgender Thatsache sehen. Vor kurzer Zeit beschloß der Stadtrath von Boston in den unteren Schulen den Gesang einzuführen; dagegen erschien in einem öffentlichen Blatte ein Artikel, in welchem dieses Vorhaben stark getadelt, und die Musik mit dem Tanzen auf eine Stufe gestellt wurde.

Fünftes Capitel.

Austritt einer großen Reise nach den südlichen und westlichen Staaten. Fahrt nach New-York. Amerikanische Wohnhäuser.

In der Mitte des Februars 1837 verließ ich das gastliche Haus meines Bruders, um eine Reise nach den südlichen und westlichen Staaten, zunächst nach New-York und Washington anzutreten. Auf der Eisenbahn von Boston nach Providence, die vierzig Meilen von einander liegen, fand ich mich zum ersten Mal ohne Freund und Führer ganz allein unter dem amerikanischen Volke. Die Trennung von meinem Bruder und seiner liebenswürdigen Familie hatte mich düster gestimmt, und ich fühlte mich nicht geneigt, mit meinen Mitreisenden Bekanntschaft zu machen. Die drei Stunden, die wir auf der Eisenbahn zubrachten, blieb ich ganz auf mich allein beschränkt. Wir kamen ziemlich langsam vorwärts; der Schnee legte uns an einigen Stellen Hindernisse in den Weg, und nöthigte uns etwas

vorsichtig zu fahren. Endlich langten wir in Providence an. Diese Hauptstadt des Staates Rhode Island liegt an einem Meerbusen, der sich weit ins Innere des Landes erstreckt, und mit so zahlreichen und so gedrängt auf einander folgenden Inseln bedeckt ist, daß er mehr das Ansehen eines Flusses hat. Die Lage der Stadt am Ende dieses Armes ist sehr hübsch: der eine Theil derselben, der auf einer vom Strande aufsteigenden Anhöhe liegt, tritt malerisch hervor, und manche der Gebäude zeichnen sich vortheilhaft aus.

Hier fanden wir ein Dampfschiff unserer wartend, das uns nach New-York führen sollte. Aber die große Anzahl der Passagiere und ihr vieles Gepäck machten viel Aufenthalt, und es ging wohl eine Stunde vorüber, ehe wir uns in Bewegung setzten. Die Fahrt selbst war, bei unfreundlichem, feucht-kaltem Wetter, sehr mühsam, da wir eine Eisdecke in der Nähe von Providence durchschneiden mußten, und einige Mal sogar genöthigt waren, rückwärts zu gehen, um dichteres Eis mit Hülfe eines stärkeren Anlaufes zu durchbrechen. In der Cajüte frachte es jedes Mal fürchterlich, wenn das Schiff von Neuem gegen Eis anstieß, aber Gefahr war nicht vorhanden, indem die Spitze des Schiffes durch eine eigene Vorkehrung gegen das Eis geschützt war. So wie wir ins offene Wasser kamen, stellte sich ein so dichter Nebel ein, daß wir uns unmöglich in die offene See wagen konnten, in die wir einige Meilen weit hineinfahren mußten, ehe wir in den Sund gelangen konnten; auch wäre es bei so starkem Nebel in der Nacht unmöglich gewesen, den Eingang desselben zu finden. Wir blieben daher bis zum nächsten Morgen in New-Port liegen, einem ziemlich besuchten Badeorte, der auf einer Insel fast am Eingange dieses Meerbusens liegt. Wie mir während dieses Stillliegens der Abend verging, weiß ich selbst nicht. Ein Versuch, Unterhaltung anzuknüpfen, fiel sehr unglücklich aus. Ein mir von sonst her bekannter Amerikaner, den ich hier traf und der auch deutsch sprach, stellte mich einem Bostonier vor, der, wie ich, nach Washington zu gehen beabsichtigte. Ich wollte die Unterhaltung durch eine allgemeine Bemerkung eröffnen; aber mein neuer Freund verstand mich nicht, und wandte sich an den, der mich ihm vorgestellt, mit der Frage: „Verstehen Sie ihn? ich kann ihn nicht verstehen.“ („Do you understand him? I do not.“) Ich fand den Erfolg dieses ersten Versuches nicht sehr einladend, und machte daher weiter keine Anstrengung, Bekanntschaft anzuknüpfen. Eine Unter-

brechung der Langenweile verschaffte mir ein auf dem Schiffe befindlicher Knabe von vierzehn Jahren. Indem er an einen Spieltisch trat, um zuzusehen, sagte einer der Spieler zu ihm: „Ich wette, du kannst etwas aufführen.“ Der Knabe erklärte sich bereitwillig, verlangte aber Geld; und als ihm dieß versprochen wurde, fing er zu declamiren an. Er trat mit solcher Reckheit und Zuversichtlichkeit auf, und entwickelte bei pathetischen Stellen eine so natürliche und lebhaft Action, daß alle Passagiere über sein mimisches Talent erstaunt waren. Nach Beendigung der Vorstellung, (die dem Künstler ziemlich viel einbrachte, wenigstens fünf Thaler) wurden Bekehrungsversuche mit ihm gemacht. Mehrere Herrn wollten ihn bereden, einen anderen Stand zu wählen; aber mit vieler Festigkeit erklärte er, daß er einen Widerwillen gegen den Handel habe und einen unwiderstehlichen Drang fühle, Künstler zu werden, und auf den Brettern zu leben. — Mein Schlaf war für die erste Nacht, die ich in dem engen Bett eines Dampfschiffes zubachte, recht gut. In der Frühe gegen sechs Uhr setzte sich endlich unser Schiff in Bewegung; wir wurden aber durch das in dem Grunde befindliche Eis so sehr aufgehalten, daß wir erst gegen Mitternacht nach New-York kamen, und ich es mir gefallen lassen mußte, noch eine Nacht auf dem Dampfschiff zuzubringen. Die zweihundert Meilen von Providence nach New-York legt man im Sommer auf guten Dampfbooten in vierzehn bis sechzehn Stunden zurück: die Dauer der Fahrt hängt natürlich immer etwas von der Fluth und dem mehr oder weniger günstigen Winde ab.

In New-York machte ich zuerst mit den amerikanischen Wirthshäusern Bekanntschaft, und ich kann sagen, zu meiner Zufriedenheit. Freilich sind sie in New-York wohl besser, als an manchen Orten im Innern; aber die eigenthümliche Einrichtung, die mir recht wohl gefiel, ist so ziemlich in allen dieselbe. Das Astorhaus, das der reiche Astor aus Karlsruhe gebaut hat, ist ungemein groß, und gleichwohl hat es oft nicht Raum genug für die Menge der Besucher, die sich zu allen Jahreszeiten dort sammelndrängen, und deren es namentlich im Früh- und Spätjahre viele gibt; denn in dieser Jahreszeit kommen alle Käufer nach New-York, um sich für das ganze Jahr zu versorgen. Das ganze Haus ist in zwei Theile getheilt, wovon der eine für die Damen, der andere für die Herren bestimmt ist; in dem ersteren werden natürlich auch die Herren aufgenommen, die mit

Damen reisen. Die Gesellschaft ist hier viel besser, als im Herrn-Theile, meistens auch ein Unterschied in den Preisen; in der Kost dagegen sind die Herren eher im Vortheile, indem der Wirth vermuthlich voraussetzt, daß die Damen sich nicht viel aus dem Essen machen. In beiden Abtheilungen gibt es ein sogenanntes Sprechzimmer (parlour), ein Eßzimmer, ein Rauch- und Lesezimmer für die Herren und eine Schenkstube (bar room), welche durch die Berichte der Reisenden so berühmt geworden ist. Diese Schenkstube besteht aus einem den Gästen zugänglichen Theile und einem inneren Raume, wo die Kellner und die Getränke sich befinden. Auf dem Schenktische, der diese beiden Theile abschneidet, liegt ein Buch, in welches man bei der Ankunft seinen Namen einträgt. Ist dieß geschehen, so setzt man sich ruhig nieder, bis es dem Kellner gefällt, einem ein Zimmer anzuweisen; denn ungeduldig zu sein oder sich zu beklagen, würde den Fremden verrathen. Man erlaubt sich höchstens die Bemerkung; „Ich wünsche ein Zimmer mit einem Bett.“ Es war dieß immer meine erste Frage und eine Bedingung für mein Bleiben. Die Amerikaner machen sich gar nichts daraus, mit Andern in einem Zimmer zu schlafen, wie sie denn überhaupt auf Reisen sich unglaublich viel von Wirthen, Kutschern, Capitainen gefallen lassen, so daß man Bände anfüllen könnte mit Beispielen ihrer Geduld und Langmuthigkeit. Als Bewohner eines Gasthofes ist man gewöhnlich einer unabänderlichen Hausordnung unterworfen und nur in den besseren Gasthöfen der großen Städte, wie im Astorhause zu New-York, ist es möglich, sich nach seinem Gutdünken bedienen zu lassen, wofür man freilich mehr bezahlen muß. Mit einer Glocke oder durch Schläge auf ein großes Blech wird das Zeichen zum Aufstehen gegeben, meist eine halbe Stunde vor dem Frühstück, und dieses Signal wird eine halbe Stunde vor dem Mittagessen, dem Thee und Nachtessen wiederholt. Die Zeit der Mahlzeit ist natürlich verschieden in verschiedenen Gasthöfen und Städten, und richtet sich zum Theil nach der Jahreszeit. Einige Minuten vor dem Deffnen der Thüre des Speisesaals, das erst, wenn das zweite Zeichen gegeben worden, geschieht, sammeln sich die Herren in der Nähe desselben; und so wie die Thüre aufgeht, drängt sich der ganze Schwarm hinein, worauf in wenig Augenblicken alles sitzend und in voller Arbeit ist. Die Schüsseln stehen schon vor dem Deffnen der Thüre auf dem Tische, so daß man nie zu warten braucht; und frische

Gerichte werden auch gewöhnlich nicht aufgetragen, mit Ausnahme des Desserts, das oft in den Wirthshäusern niederen Ranges nur aus Pudding oder Kuchen besteht. In kurzer Zeit sind Manche schon mit Essen fertig; und so wie sie den letzten Bissen in den Mund gesteckt haben, verlassen sie auch die Tafel. Diese strenge Hausordnung findet nicht Statt im Astorhause New-York. Da steht man auf, wenn man will, das Frühstück befindet sich von acht bis zehn Uhr auf dem Tische; beim Mittagessen geht Alles in Ruhe und Ordnung her, so daß man sich Zeit dazu nimmt, und beim Dessert bleiben Viele sitzen, und sprechen bei einer Flasche Wein fort. Am Abend ist das Speisezimmer wieder mehrere Stunden offen, und man findet einen Tisch mit kaltem Fleisch, Austern, Salat u. s. w. versehen. In der Bauart finden auch bedeutende Abweichungen von der gewöhnlichen amerikanischen Einrichtung Statt. Der Theil für Herren z. B. besteht hier beinahe ganz allein aus Zimmern mit einem Bett, und es versteht sich von selbst, daß wenn zwei zusammen ankommende Herren es nicht besonders verlangen, jeder ein Zimmer für sich bekommt. Uebrigens ist das Astorhaus nicht mehr das einzige in seiner Art; es gibt jetzt in allen größeren Städten Wirthshäuser, die auf einen ähnlichen Fuß eingerichtet sind. Abgesehen von der etwas unangenehmen Hausordnung und einigen anderen Kleinigkeiten, an die man anfangs nicht gewöhnt ist, kann man mit vielem Recht behaupten, daß die Wirthshäuser in den Vereinigten Staaten im Ganzen besser sind, als in Deutschland; namentlich gilt dieß von den Gasthöfen in den Dörfern, wo man reinliche Zimmer und Betten, und gutes Essen findet. Wie verschieden übrigens verschiedene Menschen über dieselbe Sache urtheilen, kann man daraus sehen, daß ich auf der Rückfahrt von New-York nach Havre einen Mitreisenden behaupten hörte, er habe sich auf seiner Reise in Amerika nie satt gegessen; warum? weiß ich nicht. Der gute Mann war indessen trotz des Hungers, den er gelitten, nicht mager geworden. Es gibt jetzt in New-York einen Gasthof, der ganz nach französischer Art eingerichtet ist; aber ich weiß nicht, ob er viel Vorzüge darbietet, zumal da das Leben dort viel theurer ist; ich vermuthete, daß bloß Europäer ihn den andern vorziehen. Eigen ist es übrigens, daß es so ziemlich gleich ist, ob man in einen Gasthof ersten Ranges oder in einen anderen geringeren geht. Mit Ausnahme einiger wenigen, die zu den ausgezeichneten gehören, sind die Preise überall

dieselben. Der Rang des Hauses wird mehr durch die sich daselbst befindende Gesellschaft, als durch den Preis bestimmt; denn natürlich fühlt sich Jeder da am wohlsten, wo er Leute seines Standes antrifft, und trotz aller Gleichheit zeigt sich Ungleichheit an allen Orten. Eine ähnliche Eigenheit ist es, daß, wenn man in einem Gasthose wohnt, man nichts dadurch erspart, daß man an den Mahlzeiten zum Theil oder gar nicht Theil nimmt: man bezahlt Tageweise, und der gewöhnliche Preis ist zwei Thaler.

Zwölftes Capitel.

Aufenthalt in New-York, dessen Lage. Bauart der amerikanischen Häuser. Kosthaus-Leben. Die Verfasserin von Redwood. Karl Zollen.

Der erste Tag meines kurzen Aufenthaltes in New-York war durch das Wetter nicht begünstigt. Indessen erleichtern die guten Seitenwege, die man in vielen Straßen findet, das Herumgehen mitten im Schnee und Regen. Die Hauptstraße Broadway ist sehr schön, und zeichnet sich namentlich durch die breiten Seitenwege aus, die mich an die Boulevards in Paris erinnerten, obgleich sich die Kaufläden nicht mit denen in Paris vergleichen können. New-York liegt zwischen zwei Flüssen auf einer sich zuspizenden Landzunge, deren äußerstes Ende in eine Promenade verwandelt ist, die mit einer alten ganz im Wasser liegenden Bastei, dem sogenannten Castelgarten, in Verbindung steht, und daher den Namen Batterie behalten hat. Von diesem Punkte aus hat man eine schöne Aussicht über den Hafen von New-York bis an die, die innere Bai schließenden, Narrows, wo die äußere sogenannte Maritan Bai anfängt, die sich beim Sandy Hook ins Meer öffnet. Zur Rechten kommt der mächtige Hudson heraus, der auch den Namen North river trägt; zur Linken der East river, der gleichsam die Fortsetzung des zwischen dem Festlande und Long-Inseln liegenden Sundes bildet. Auf beiden Seiten der Landzunge längs der Flüsse landen Schiffe. Die zunächst am Wasser liegenden Straßen werden ganz von Waarenhäusern eingenommen, und man sieht dort kein Wohnhaus; nur hie und da

findet sich vielleicht eine Matrosenherberge. Broadway läuft in einer geraden Linie von der Spitze der Landzunge, in ziemlich gleicher Entfernung von beiden Flüssen, drei bis vier Meilen landeinwärts, und mit der zunehmenden Größe der Stadt wird wohl auch die Länge dieser Straße zunehmen. Der höhere Theil der Stadt ist ganz frei von dem Getümmel des Handels und der Gewerbe, und wird ganz allein von Wohnhäusern eingenommen, welche alle durch Reinlichkeit und Sauberkeit einen sehr angenehmen Eindruck machen. Palläste gibt es nicht; man trifft aber viele Häuser, die mit marmornen Treppen und Fenstergesimsen verziert sind. Ganze Reihen von Häusern sind nach einem und demselben Muster gebaut, und dieß gibt ihnen das Ansehen eines zusammengehörigen Ganzen. Alle Häuser sind so ziemlich nach demselben Plane gebaut, nicht nur in New-York, sondern auch in den meisten Städten des Landes, mit Ausnahme der südlichen Staaten, wo namentlich die Landhäuser eine sehr verschiedene Bauart haben. Gewöhnlich sind die Häuser drei Fenster breit und drei bis vier Stockwerke hoch. Der untere Stock ist immer etwas über die Straße erhaben, weshalb von außen eine Treppe zu der Hausthüre hinaufführt. Diese Treppen sind immer äußerst reinlich gehalten, oft von Marmor und meist mit einem eisernen Geländer eingefast. Unter dem ersten Stocke findet sich ein Erdgeschos, oder Halbkeller, das einen besonderen Eingang von der Straße her hat und meist vom Gesinde benutzt wird. Vor den Fenstern dieses Erdgeschosses ist die Straße ausgegraben, um mehr Licht zu gewinnen und mittelst eines eisernen Geländers wird dieser Graben von der Straße abgeschieden. Aerzte, Juristen und andere Geschäftsmänner benutzen diesen Theil des Hauses sehr oft zu ihren Geschäftsstuben, gleichsam als wollten sie Leute, die bloß Geschäfts wegen kommen, nicht zu der Hauptthüre eintreten, und das eigentliche Wohnhaus nicht entweihen lassen. In dem hinteren Theile dieses Erdgeschosses findet sich gewöhnlich die Küche. Die Tiefe des Grundstückes ist mit wenigen Ausnahmen so bedeutend, daß hinter dem Hause noch hinlänglich Platz ist für einen Hof und einen kleinen Garten. Im ersten Stocke finden sich neben dem Gange zwei Zimmer, eines vorn und eines hinten, die meistens durch Einschiebthüren getrennt sind, so daß im Nothfall beide in einander geöffnet werden können. Gewöhnlich wird eines derselben als Wohnzimmer, das andere als Eßzimmer benutzt. Vom unterem Stock nach dem

zweiten gehen immer zwei Treppen; eine vordere, die für die Herrschaft, und eine hintere, die für das Gesinde bestimmt ist. Meistens ist der Gang durch eine Thüre getheilt, so daß Besucher gar nichts von den häuslichen Arbeiten wahrnehmen, die im hinteren Theile des Hauses vorsichgehen. Der zweite Stock enthält die eigentlichen Besuchzimmer. Da die Treppe und der Gang nicht erlauben, die drei Fenster oder die ganze Breite des Hauses dafür zu benutzen, so sind die Zimmer selten sehr geräumig: doch werden sie ebenfalls durch eine Einschiebthüre in Verbindung gebracht. Den vom Gange übrig gelassenen Raum vor dem dritten Fenster nimmt gewöhnlich ein kleines Cabinet ein; oder ist derselbe mit dem größeren Zimmer in Verbindung gebracht, so hat dieses dadurch eine unregelmäßige Form erhalten. Im dritten Stock sind die Schlaf-, Kinderstuben u. s. w.

Aus dieser Andeutung der inneren Einrichtung wird klar, daß selten mehr, als eine Familie in einem solchen Hause wohnen kann. Der Reichthum verschafft größere Bequemlichkeit im Innern, aber die Einrichtung des Hauses selbst bleibt gewöhnlich dieselbe, nur daß vielleicht die Verhältnisse vergrößert würden. Sogenannte doppelte Häuser, wo die Thüre in der Mitte ist, und die ganze Breite fünf Fenster beträgt, sind ziemlich selten, namentlich in dem neueren Theile der Stadt. Die Armen begnügen sich mit zweistöckigen Häusern, mit der Breite von zwei Fenstern und mit noch wenigeren, doch ist die Anzahl der Familien verhältnißmäßig gering, die nicht ein ganzes Haus für sich haben. Hat man nicht hinlängliches Vermögen, um ein ganzes zu bewohnen und zu leben, wie andere leben und wie man es wünscht; so geht man lieber in Kosthäuser (boarding houses) — als daß man sich einschränkt. Junge Eheleute wohnen in den ersten Jahren nach ihrer Verheirathung ganz gewöhnlich in Kosthäusern, wo sie sich meistens mit einem Schlafzimmer begnügen und das gemeinsame Wohn- und Eßzimmer benutzen. Oft ist die Gesellschaft in solchen Kosthäusern sehr angenehm, aber manchmal trifft man es weniger glücklich, für die Frau ist eine solche Lebensweise recht bequem, indem sie keine Haushaltung zu führen hat und sich immer in Gesellschaft befindet; für den Mann dagegen muß eine solche Einrichtung sehr unangenehm sein. Er ist den ganzen Tag auswärts und beschäftigt: kommt er Mittag zum Essen, so hat er gerade nur so viel Zeit, um hastig zu

speisen: kommt er am Abend zurück, so findet er seine Frau im Gesellschaftszimmer, vielleicht von Fremden umringt, die sich zwischen ihn und sie stellen: oder sie ist in Gesellschaft gegangen, wo er sie in einem großen Zirkel findet, und von wo beide ermüdet und schläfrig spät nach Hause kehren. Kann da von einem häuslichen Zusammenleben, von einem traulichen Zusammensitzen und Rosen die Rede sein? Ein Ehemann sollte sich lieber auf alle Art einzuschränken suchen und sich von geselligen Zirkeln, die ihn zu starken Ausgaben nöthigen, zurückziehen, um seine eigene Haushaltung zu heben, wo er seine Frau ungestört sehen und sprechen könnte und sein eigener Herr wäre. Der Grund, warum sich so viele Eheleute ein Leben der Art gefallen lassen, ist, wie ich glaube, im Charakter der Männer zu suchen, die das Bedürfniß eines häuslichen Lebens nicht fühlen; denn ich habe mich davon überzeugt, daß die amerikanischen Frauen fähig sind, sich in alle möglichen Verhältnisse zu finden und zu sein, wie ihre Männer sie haben wollen. Eine Frau, die gestern noch gewohnt war, die vornehme Dame zu machen, welcher Kutsche und Pferde zu Gebote standen, und die von ihrem Salon aus die Haushaltung regierte, begleitet morgen ihren zu Grunde gerichteten Mann mit dem größten Gleichmuth nach dem Innern des Lands, um Bauerfrau zu werden, und über Küche und Feld die Aufsicht zu führen. Die ersten Ansiedler wären nicht so glücklich und erfolgreich gewesen, wenn sie nicht von ihren Frauen so trefflich unterstützt worden wären. Die Abkömmlinge dieser würdigen Frauen aber haben sicherlich viele ihrer Tugenden geerbt, obgleich diese oft durch die Schuld der Umstände und aus Mangel an Anregung nicht an den Tag treten.

In New-York machte ich mehrere interessante Bekanntschaften. Unter Anderen sah ich die Verfasserin von Redwood, Hope Leslie, doch leider wegen der mir zu karg zugemessenen Zeit zu kurz, als daß ich mich einer genaueren Bekanntschaft hätte erfreuen können. Diese Schriftstellerin hat ein ungemein großes Publikum, und ist jetzt die eigentliche Volkschriftstellerin. Von einem ihrer kürzlich erschienenen Romane sind allein in New-York zwölftausend Exemplare abgesetzt worden. Man kann sich nur freuen, daß sie einen so bedeutenden Einfluß erlangt hat. Allen ihren Romanen, und namentlich den neueren, liegt eine moralische Idee zum Grunde, die sie in dieser angenehmen Form den Lesern verständlich und anziehend

zu machen sucht. Die Personen, die in ihren Geschichten auftreten, sind nicht aus den höchsten Ständen, sondern aus den mittleren und selbst den ärmeren Klassen genommen; und indem deren Leben beschrieben wird, wie es ist und wie es sein sollte, wird dem Leser ein Spiegel vorgehalten, worin er Tugend und Laster erblickt. Die sittliche Bildung des weiblichen Geschlechts ist dabei ein Hauptaugenmerk, und ihm muß das Lesen dieser Schriften sehr wohlthätig, ja eine Arznei sein. Die Romane von Bulwer, Edgeworth u. s. w., haben die Phantasie der Mädchen mit Scenen aus dem vornehmen Leben (Highlife) gefüllt, und besonders vielen Amerikanerinnen geschadet, indem sie darüber ihres Standes und ihrer Lage vergaßen. Es ist daher höchst nöthig, daß sie mit ihren Vorstellungen auf die ihnen angemessenen Verhältnisse und Pflichten zurückgeführt werden.

In New-York traf ich auch Herrn Karl Follen, der mich ehemals in Basel als Knabe gesehen hatte. Dieser ehemalige Jurist und von den deutschen Höfen gefürchtete Demagog ist, nachdem er in Cambridge eine zeitlang Professor der deutschen Litteratur gewesen, nunmehr als Prediger an einer der dortigen unitarischen Kirche angestellt. Seine Vorträge hält er in englischer Sprache, die er sich so zu eigen gemacht hat, daß Manche den Fremden nicht in ihm erkennen. Als Prediger hat er sich durch seine Beredsamkeit großen Ruf erworben, und wird unter die ausgezeichneten Redner gerechnet, namentlich in seiner Secte. Bei einem späteren Besuche in New-York hatte ich Gelegenheit, ihn predigen zu hören und fand eine zahlreiche und ausgewählte Zuhörerschaft um ihn versammelt. Zum Text hatte er den Spruch gewählt: „Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen,“ wovon er die Anwendung auf die revolutionäre und conservative Richtung in Politik und Religion machte, indem er zeigte, welches die verschiedenen Principien dieser beiden Richtungen seien, wie weit die Extreme gingen, wie nahe sich die Gemäßigten der beiden Parteien stünden, und welches der wahre Weg sei, den man nach dem Muster Jesu betreten müsse.

Dreizehntes Capitel.

Abfahrt von New-York. Rückblick auf die Stadt und ihre Umgebungen. Ankunft in Philadelphia. Deutsches Aussehen der Stadt. Gastfreundschaft der Amerikaner.

Um nach Philadelphia zu gehen, verließ ich Neu-York am Sonntag-Morgen, und war eigentlich überrascht, mich an diesem Tage in Amerika reisen zu sehen; denn ich hatte mir vorgestellt, daß Postwagen, Dampfschiffe u. s. w. an diesem Tage auszuruhen pflegten; was auch in Neuengland so ziemlich der Fall ist, mit Ausnahme jedoch der Briefposten. Das Dampfboot, auf dem ich mich einschiffen sollte, lag im Hudson: es war ein hübsches, reinliches Schiff und versprach eine angenehme Fahrt. Fluß und Bai waren, so weit man sehen konnte, mit einer Eisdecke überzogen, aber in der Mitte hatten die aus- und einlaufenden Schiffe und Dampfboote eine offene Bahn gebildet. Das Wetter war sehr schön, und die Sonne schien so warm, daß ich die ganze Zeit auf dem Verdeck zubringen konnte. So wie wir an der Batterie vorbeigekommen waren, öffnete sich die Aussicht auf den Ostfluß. Neu-York gegenüber, auf dem hohen Ufer von Long-Insel, sah man Brooklyn liegen, das mittelst etlicher Dampfzähren mit Neu-York in Verbindung steht. Es ist jetzt eine große Stadt von ungefähr dreißigtausend Einwohnern, früher bestand es bloß aus einigen Landhäusern. Zugleich trat nun auch New-York selbst mehr hervor, von dem man jedoch nicht viel sehen kann, theils wegen der Schiffsmaste, theils, weil der hintere Theil der Stadt sehr wenig erhöht ist und daher vollkommen durch den vorderen Theil verdeckt wird. Wir begegneten mehreren einlaufenden Seeschiffen, die vielleicht eine lange Seefahrt gemacht und manches Ungemach, manchen Sturm erduldet hatten. Im Winter ist eine Reise zur See eine höchst unangenehme Sache, namentlich für die armen Matrosen, die, wenn die Taue steif und hart und die Segel gefroren sind, mit der Abänderung der letzteren unsägliche Mühe haben, und mit kalten, erfrorenen Fingern arbeiten müssen. Der Gedanke an einen Sturm im Winter erregt widrige Empfindungen. Im Sommer macht die Aufregung, welche ein solches Ereigniß auf dem Schiffe hervorbringt,

einem einigermaßen kaltblütigen Zuschauer Vergnügen, und verleiht dem Seeleben einen eigenthümlichen Reiz; aber Kälte und Eis erlöbten Alles, und können selbst dem leidenschaftlichsten Seemann das Seeleben verleiden. Ich hörte oft Capitäne und Matrosen sich über den Winter beklagen, und manche äußerten sogar, daß sie aus diesem Grunde nie mehr zur See gehen würden. Freilich sobald sie einige Zeit auf dem Lande zugebracht hatten, und das Frühjahr wieder kam, war der Winter-Verdruß vergessen, die Lust erwachte von Neuem, und in kurzer Zeit waren sie wieder auf ihrem gewohnten Elemente.

New-York wird durch mehrere Forts vertheidigt, von denen zwei in der Nähe der Stadt auf zwei kleinen Inseln liegen; zwei andere sehr bedeutende decken den Eingang in den Hafen, die sogenannten Narrows, die auf der einen Seite von Long-Insel, auf der anderen von Staten-Insel gebildet werden. Da der Sund, der Staten-Insel von dem Festlande trennt, mit dickem Eis bedeckt war, so mußten wir durch die Narrows hindurch in die Narritan-Bai fahren und dem Ufer von Staten-Insel folgen, bis in die Nähe von Amboy, wo wir das Dampfschiff verließen. Am Landungsplatze rauchte schon der Dampfwagen. Unser Gepäck hatte man schon vorher auf Karren geladen, und in wenig Minuten war Alles in Ordnung. Das Gepäck wurde in große Kasten und wir in bequeme Wagen versorgt, und der ganze Zug setzte sich bald in Bewegung. Mit dem zurückgehenden Dampfschiffe gingen die von Philadelphia kommenden Passagiere nach New-York. Die Eisenbahn, auf der wir uns befanden, geht bis an den Fluß Delaware, Philadelphia gegenüber; da aber dort keine Brücke ist und der Fluß zugefroren war, so mußten wir diese Linie verlassen. Wir fuhren sechs Meilen in Kutschen, und begaben uns auf eine andere Bahn, die oberhalb Philadelphia auf einer Brücke über den Delaware geht. Auf diese Art kamen wir durch Trenton, ein recht freundliches, reinliches Landstädtchen. Trotz des Umweges und des Zeitverlustes bei dem öfteren Wechsel, legten wir doch die achtzig Meilen von New-York nach Philadelphia in neun Stunden zurück; im Sommer braucht man in der Regel weniger als acht Stunden. Es war, wie gesagt, Sonntag, und es überraschte mich, auf dem Wege von Trenton nach Philadelphia so viele Leute auf den Straßen zu finden, was in Neuengland nicht der Fall gewesen sein würde. Die Menschen schienen mir auch an-

ders auszufehen, als die Yankee's, (so heißen die Neuengländer), und selbst die Bauart der Häuser fand ich verschieden; Alles erinnerte mich an Deutschland, es war nicht mehr Neuengland. Der erste Eindruck, den Philadelphia auf mich machte, war nicht gerade vortheilhaft, die Straßen kothig, die Häuser klein und unansehnlich, viele Barracken gleich; wenige sauber und reinlich, und es dauerte so fort, bis wir an die Stelle kamen, wo wir die Eisenbahn verließen. Ich war lange in Zweifel, ob wir wirklich in Philadelphia wären, in der Stadt, von deren Reinlichkeit ich so viel gehört hatte. Als ich freilich später in andere Theile der Stadt kam, fand ich meine vorgefaßte Meinung vollkommen durch das Aussehen derselben bestätigt. Was ich zuerst gesehen hatte, war eine Art von Vorstadt, wo viele ärmere Leute wohnen, namentlich viele Deutsche. Den ersten Abend brachte ich auf der Straße zu, wo ich ebenfalls vielen Leuten begegnete und alles so zu finden meinte, wie es an einem Sonntag = Abend in einer deutschen Stadt zu sein pflegt. Daher näherte ich mich einem großen, hell erleuchteten Gebäude, mit der Hoffnung, dort ein Concert oder etwas der Art zu finden; aber ich hatte mich getäuscht, es war eine Kirche. Die Versammlung trennte sich gerade, und es kamen unter andern viele Damen heraus, die meist sehr elegant und reich gekleidet waren, und ganz ruhig allein durch die Straßen ihren Wohnungen zingingen.

In Philadelphia, wo so viel für den Fremden zu sehen ist, hielt ich mich länger auf als in Neu-York. Meine Empfehlungen brachten mich mit vielen lebenswürdigen Familien in Berührung und ich erfreute mich einer so zuvorkommenden und freundlichen Aufnahme, daß ich oft wirklich nicht wußte, womit ich so viel Güte verdient hatte. Im Allgemeinen ist es gewiß wahr, daß in keinem Lande Fremde auf bloße Briefe hin so gut aufgenommen werden, wie in Amerika. Mag auch die Seltenheit europäischer Reisenden in diesem Lande etwas dazu beitragen, so ist darum die Gefälligkeit und Güte, womit diese ernsten, gravitätischen Amerikaner, wie sie Cap. Hall nennt, Fremde empfangen, nicht weniger wohlthuend und rühmenswerth. Diese Kaufleute, von denen man denken sollte, daß sie ganz von dem Gedanken an Geld und Gewinn eingenommen wären, finden Zeit, dem Fremden Aufmerksamkeit zu erweisen und Dienste zu leisten; und was besonders wohlthut, ist die Art und Weise, wie man in den Familien aufgenommen wird. Der

Spruch: „Betrachten Sie sich als hier einheimisch,“ ist nicht bloße Redensart, sondern man wird so behandelt, daß man sich wirklich so fühlt.

Vierzehntes Capitel.

Die Strafanstalt in Philadelphia. Die medicinischen Lehranstalten.

Meine Zeit in Philadelphia war sehr angenehm ausgefüllt. Die Tage brachte ich mit dem Besuche der verschiedenen Sehenswürdigkeiten zu und die Abende in geselligen Zirkeln. Mein erster Besuch galt einer der interessantesten Anstalten, dem großen Gefängniß in der Nähe von Philadelphia, der sogenannten östlichen Strafanstalt (Eastern Penitentiary), die erst seit wenigen Jahren im Gang und noch ziemlich einzig in ihrer Art ist. Die Gebäulichkeiten befinden sich in einem großen, ungefähr zehn Morgen Lands haltenden Vierecke, das von einer hohen Mauer umschlossen ist. Die Ecken sind mit Thürmen versehen und der Haupteingang ist in einem thurmähnlichen Gebäude, das durch seine Festigkeit an ein altgothisches Schloß erinnert, so wie auch die angebrachten Verzierungen und die Zinnen der Mauern ganz denselben Charakter tragen, wie unsere alten Ritterburgen. Diese Umgebung mit ihrem ernstern, düstern Aussehen entspricht ganz der Bestimmung der Anstalt, und beim Eintritt durch die reichlich mit Eisen beschlagene Thüre und den hohen gewölbten Thorweg fühlt man, daß hier der Ort sei, wo Ernst und Strafe wohnen. In der Mitte des Vierecks, in das wir nun treten, steht ein kleines rundes Gebäude, von welchem gleichsam strahlenförmig nach drei Seiten hin längliche, aus zwei Zellenreihen und einer Gallerie bestehende Gebäude (wir wollen sie selbst Gallerien nennen) ausgehen; nur die vierte Seite gegen den Haupteingang zu ist freigelassen. Man könnte die Gestalt des Ganzen mit einem Rade vergleichen, an dem mehrere Speichen fehlen. In dem Mittelgebäude befindet sich ein Saal, von welchem Glastüren in die verschiedenen Gallerien führen, so daß von ihm aus alle Theile des Gefängnisses beobachtet werden können. Hier halten sich die Wärter und Aufseher auf. Alle diese Gallerien sind aus Quader erbaut und gewölbt. Die drei älteren sind bloß ein-

stöckig und die Zellen haben keine Thüre nach dem Gange zu, sondern bloß ein kleines Fenster, das dazu dient, den Gefangenen das Essen zu reichen; hinter ihnen aber ist ein kleiner Hof, durch welchen die Gefangenen hereingebracht werden, und in welchen sie manchmal herausgelassen werden, um sich da in der freien Luft zu ergehen; wobei man aber Sorge trägt, nie zwei zugleich in zwei benachbarte Höfe zu lassen, damit sie nicht Verbindung anzuknüpfen suchen. In den neueren Gallerien sind zwei Stockwerke von Zellen, von denen die unteren ebenfalls Höfe haben; im oberen Stock dagegen hat man zwei Zellen vereinigt, um den Mangel des Hofes zu ersetzen. Die Gallerie oder Halle ist nicht unterbrochen durch das obere Stockwerk; vor den oberen Zellen gehen schmale Altane herum, die den größeren Theil der Gallerie offen lassen. Die Zellen in diesen Gallerien öffnen sich nach der Halle zu. Sie haben doppelte Thüren, die innere aus gegitterten eisernen Bändern bestehend, die äußere von Holz; durch die innere kann der Gefangene seine Schüssel zur Essenszeit hinausreichen und hereinnehmen. Mit verbundenen Augen werden die Verbrecher in die Anstalt gebracht und in ihre Zellen gesteckt, aus denen sie nicht herauskommen, bis ihre Strafzeit vorüber ist; auch beim Weggehen werden ihnen die Augen verbunden und sie verlassen ihren mehrjährigen Aufenthaltsort, ohne mehr davon kennen gelernt zu haben, als ihre Zellen. Alle werden beschäftigt, mit Weberei, Schuhmacherarbeit u. s. w., und die Langeweile treibt sie zum Fleiße. Destrere Besuche von Geistlichen, die ihnen Bibeln und andere Bücher in die Hände geben, sind die einzige Unterbrechung ihres einsamen Lebens. Die Wärter verrichten ihr Amt stillschweigend, und meist bekommt sie der Verbrecher gar nicht einmal zu Gesichte. Der Gottesdienst wird auf folgende Art gehalten. Es wird an einem eisernen Drathe ein Vorhang der Länge nach mitten durch die Halle vor den Zellen, deren äußere Thüre geöffnet ist, gezogen, welcher hindert, daß die gegenüber wohnenden Gefangenen einander nicht sehen können, indem zugleich die Wärter bemüht sind, alle Versuche zu Mittheilungen zu verhüten. Nun tritt der Geistliche an das eine Ende der Halle und hält seinen Vortrag, welcher vermöge der gewölbten Bauart von allen Gefangenen mit Leichtigkeit vernommen wird. In den älteren Gallerien ist dieß freilich schwieriger, weil dort keine Thüren, sondern nur schmale Fenster sind. Strafe für widerspenstige Gefan-

gene und solche, die nicht arbeiten wollen, ist theilweise Entziehung der Nahrung; indessen können so wenig Fehler gemacht werden, daß auch wenig Strafen nöthig sind.

Die Vorzüge dieser Anstalt vor den nach dem Auburn-System errichteten liegen in der vollständigen Trennung der Gefangenen. Sie bekommen sich einander nie zu sehen; jede Mittheilung untereinander ist ihnen unmöglich gemacht; sie sind nicht den Lockungen und Drohungen ihrer Mitgefangenen ausgesetzt; sie verlassen die Anstalt, ohne Bekanntschaft mit anderen Verbrechern gemacht zu haben; und wenn sie, wie zu hoffen steht, als gebesserte Menschen in die Welt treten, so müssen sie nicht fürchten, in Jedem, der ihnen begegnet, einen Augenzeugen ihres Aufenthaltes im Gefängniß zu finden; ihr früheres Leben ist ihnen nicht am Fortkommen hinderlich, und sie können gleichsam von Neuem zu leben anfangen. Vollkommene Einsamkeit mit Arbeit dient gewiß dazu, in einem nicht ganz versteinerten Gewissen Reue und gute Vorsätze hervorzurufen, und wird diese Gemüthsverfassung durch Besuche von Geistlichen und durch Lesen nützlicher Bücher gut geleitet und gerichtet, so ist eine Besserung nicht nur der Gewohnheiten, sondern auch der Neigungen und Gesinnungen zu hoffen.

Die Europäer, welche die amerikanischen Strafanstalten in den letzten Jahren besucht haben, geben alle dieser Anstalt ein äußerst vortheilhaftes Zeugniß. Dr. Julius aus Hamburg, der noch kürzlich im Auftrag der preussischen Regierung die Gefängnisse in Amerika besuchte, hat sich entschieden für vollständige Abtrennung bei Tag und Nacht mit Arbeit erklärt. William Crawford, in einem Bericht an Lord Duncan, den damaligen brittischen Staatsminister, hat sich in einem ähnlichen Sinn ausgesprochen; und so auch die beiden französischen Beauftragten Beaumont und de Laqueville. Hingegen die Masse des Volkes und die Regierungen in den Vereinigten Staaten sind für das System der Anstalt in Auburn, weil es den Vorzug hat, daß die darnach eingerichteten Anstalten sich selbst erhalten, indem der Ertrag der gemeinsamen Arbeit der Verbrecher nicht nur die Kosten ihres Unterhalts, sondern auch oft die Besoldung der Beamten deckt und dem Staate sogar noch eine Einnahme bringt. Das Volk ist natürlich geneigt, das Wohlfeilere vorzuziehen, wenn auch dabei der eigentliche Zweck verfehlt wird. Aber die Aufgabe ist ja nicht, die Verbrecher so wohlfeil wie

möglich zu unterhalten, sondern sie zu bessern. Und gelingt die Besserung bei der vollständigen Trennung häufiger, als bei der gemeinsamen Arbeit, so werden die vermehrten Kosten dadurch vergütet, daß die Anzahl der Verbrecher in einem stärkeren Verhältnisse abnimmt. Man hat gegen die vollkommene Absonderung der Gefangenen eingewendet: sie wirke schädlich auf die Gesundheit; dieß wird aber durch das Verhältniß der Sterblichkeit in den verschiedenen Anstalten widerlegt. Die Anzahl der Gestorbenen in der Eastern Penitentiary war im Jahr 1835 — 36. sieben von zweihundert einundsechzig oder zweisechstel Procent; in Auburn, in demselben Jahre zehn von sechshundertfünfzig, oder nicht ganz zwei Procent; in Sing Sing, einem nach dem Auburn-System eingerichteten Gefängnisse des Staates New-York, einunddreißig von achthundert, oder vier Procent. Die erstere Anstalt und deren System steht also keineswegs im Nachtheile. Uebrigens spricht für Gefängnisse der Art noch die Thatsache, daß sich keine ansteckende Krankheiten darin verbreiten können, und selbst Epidemien dadurch an Einfluß verlieren, daß die Gefangenen nichts von ihrem Bestehen wissen. In der Eastern Penitentiary weiß kein einziger Gefangener, der vor dem Juni 1832 eingesteckt ist, daß die asiatische Cholera sich in Amerika gezeigt hat, und kein Einziger ist davon befallen worden, während sie dagegen in Sing Sing und Auburn große Verheerungen angerichtet hat — gewiß eine äußerst merkwürdige Thatsache.

Die medicinischen Lehranstalten in Philadelphia sind ziemlich bedeutend. Es gibt deren zwei, von denen die eine mit der Universität verbunden ist und gegen vierhundert Studenten zählt. Die andere, Jefferson College genannt, ist neueren Ursprungs, hat aber in den letzteren Jahren der medicinischen Schule der Universität beinahe den Vorrang abgewonnen; jetzt ist die Anzahl der Studenten an beiden Orten ungefähr gleich. In der medicinischen Schule der Universität wohnte ich einer akademischen Feierlichkeit bei. Die Studenten überreichten nehmlich der Fakultät das Bild des Dr. Physik, eines der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, der eine lange Reihe von Jahren hindurch in Philadelphia thätig war und noch lebt, aber wegen Altersschwäche so ziemlich auf sein Zimmer beschränkt ist. Er und Dr. Rush, der auch in Philadelphia wirkte, haben einen bedeutenden Einfluß auf den Fortgang der Arzneikunde in Amerika ausgeübt und sehr viel Anregung gegeben. Viele der Schulen, die

sich jetzt überall gebildet haben, sind von ihren Schülern ausgegangen. Einer der Studenten hielt bei der Gelegenheit eine kleine Rede, und zwei der Professoren antworteten. Mir flößte die ganze Handlung viel Theilnahme ein, obgleich ich den alten Mann nie gesehen hatte; und ich konnte aus Allem sehen, daß unter den Studenten und noch mehr unter den Professoren viel wissenschaftlicher Geist herrscht, und daß Alle die Liebe zur Wissenschaft belebt. An dieser Anstalt ist Will. Gibson angestellt, der auch in Deutschland bekannt ist, namentlich durch die Veröffentlichung zweier Fälle von luxatio humeri, deren Zurückbringung von unglücklichen Folgen begleitet war, indem eine Zerreißung der Gefäße Statt fand und der Tod erfolgte. Unter anderen machte ich auch die Bekanntschaft von Sam. Jackson, der mir gleich ausgezeichnet erschien als Gelehrter und Lehrer; sein Fach ist Institutes of medicine, was ungefähr der allgemeinen Pathologie und Therapie entspricht. Seine Ansichten nähern sich in manchen Stücken denen der naturphilosophischen Schule, und er besitzt viel Geschick, seine Gedanken in ein geistreiches Gewand einzukleiden; seinen Vortrag fand ich ausgezeichnet. Zu den bekannteren Lehrern an der anderen Schule gehören Pattison und Dunglison: letzterer ist Herausgeber des medicinischen Anzeigers und Bibliothek. Mit beiden Anstalten sind Spitäler, anatomische und naturhistorische Sammlungen verbunden.

Zunfzehntes Capitel.

Die Blindenanstalt. Die Wasserwerke. Das Armenhaus.

Am folgenden Morgen besuchte ich die erst kürzlich errichtete Blindenanstalt, die beinahe ganz in den Händen von deutschen Lehrern ist. Ich fand fünfunddreißig Kinder in derselben, und, so viel sich von einem kurzen Besuche urtheilen läßt, alles sehr zweckmäßig eingerichtet und geleitet.

Von hier fuhr ich nach den Wasserwerken am Fluß Schunylkill, die einige Meilen von dem inneren Theile der Stadt entfernt sind. Der durch einen Damm aufgestaute Fluß treibt mehrere große

Wasserräder, und diese setzen Pumpen in Bewegung, durch welche ein auf einem nahen Hügel befindliches Bassin mit Wasser aus dem Flusse gefüllt wird. Von diesem Bassin, das in mehrere Behälter getheilt ist, wird dann das Wasser nach der Stadt geleitet; und die hohe Lage desselben erlaubt, daß das Wasser bis in die obersten Stockwerke der höchsten Häuser gelangen, und davon jeder Bürger für einen geringen jährlichen Beitrag, nicht nur in seiner Küche und seinem Hofe, sondern auch in jedem Zimmer seines Hauses haben kann. Gewiß ein großer Vortheil, besonders bei etwaigen Feuersbrünsten, die freilich in Philadelphia nicht so häufig sind, als in New-York und Boston. Die Einrichtung erscheint als sehr einfach, aber das Unternehmen ist großartig. Früher wurden die Pumpen durch eine Dampfmaschine getrieben, jetzt aber wird das Wasser selbst als bewegende Kraft benutzt.

Von hier aus fuhr ich nach dem Armenhause (Almshouse), das auf der anderen Seite des Flusses Schuylkill liegt. Die Wege waren in Folge des Thauwetters so grundlos, daß ich oft zweifelhaft war, ob die zwei Pferde im Stande sein würden, weiter zu kommen. Das Armenhaus ist ein sehr stattliches Gebäude, das auf einem Hügel hinter dem Flusse liegt, und von wo man einen bedeutenden Theil der Stadt übersieht. Unter dem Namen des Armenhauses begreift man mehrere Anstalten, die in verschiedene Gebäude vertheilt sind. Das Ganze bildet ein Viereck. Im Vordertheil, der gegen die Stadt zugerichtet ist, befindet sich das eigentliche Armenhaus für die Männer, und die mit einem Portal und Säulen verzierte Mitte enthält die Wohnung des Aufsehers und mehrerer Beamten. Im Hintertheil des länglichen Viereckes ist das Armenhaus für die Weiber; und in der Mitte wohnt die Aufseherin mit ihren Untergeordneten. Außerdem befindet sich hier die Kirche, und die Küche, wo mit Dampf gekocht wird. Im südlichen Seitentheile, dessen Bauart sich dadurch unterscheidet, daß an den beiden Ecken kleine Flügel angehängt sind, befindet sich das Krankenhaus und in dessen Mitte der Operationsaal, die Apotheke, die Haushaltung, Wohnungen u. s. w. Die eine Hälfte ist für die Männer, die andere für die Weiber bestimmt. — In den beiden Flügeln sind die Irren untergebracht; und zwar im unteren Stockwerke die unheilbaren und veralteten Fälle, im oberen die frischeren und mehr Hoffnung darbietenden. Jeder der Geisteskranken hat

seine Zelle, die nicht sehr groß, aber doch ziemlich geräumig sind, und alle ein Fenster nach dem Gange und eines nach dem Freien zu haben. In jedem Stockwerk ist ein Eßzimmer und ein Wohnzimmer. In letzterem sah ich mehrere Frauen mit Arbeiten beschäftigt; andere waren in ihren Zellen; mehrere maniacae saßen in Zwangsjacken und wütheten. Auf dem männlichen Flügel ist ein großer Saal zum Herumgehen bestimmt, wo ich ungefähr dreißig Kranke beisammen fand, die ziemlich ohne Aufsicht und ohne alle Beschäftigung waren.

Im nördlichen Seitentheile ist ein Arbeitshaus, wo arme Kranke nach ihrer Genesung für die Unkosten zwei bis sechs Wochen arbeiten müssen, und wohin liebliche Personen, Trunkenbolde u. s. w., welche die Polizei auf den Straßen ergriffen, gebracht und auf verschiedene Art beschäftigt werden. Es befindet sich hier eine Dampfmaschine, durch welche eine Mühle, und eine Spinnerei in Bewegung gesetzt werden.

Der von dem Viereck eingeschlossene Hof enthält ein mittleres Gebäude, das mit den vier, seinen vier Seiten entsprechenden Höfen, die durch Mauern von einander geschieden sind und ungefähr die Gestalt eines abgestumpften Kegels haben, durch Thüren in Verbindung steht. Ein Theil desselben dient als Waschhaus, ein anderer als Waarenhaus, wo auch die im Arbeitshause verfertigten Sachen zum Kaufe ausgestellt sind.

Merkwürdig ist die Scheidung zwischen weißen und schwarzen Bewohnern, die sich durch die ganze Anstalt erstreckt. Im Krankenhaus sind die Neger mit den syphilitischen Kranken in das obere Stockwerk verlegt; im Armenhause nehmen sie den unteren Stock ein; nur bei den Irren fand ich diese Scheidung nicht; die Verrückten scheinen sich nicht viel um den Unterschied der Farbe zu bekümmern. Das Vorurtheil gegen die Schwarzen ist so groß, daß selbst in diesem Staate, wo die Sklaverei schon seit längerer Zeit abgeschafft ist, das Volk sich noch nicht hat gewöhnen können, den Neger als Seinesgleichen zu betrachten. Die ganze Anstalt scheint unter strenger Aufsicht zu stehen. Zimmer, Betten, Gänge, Alles war sehr reinlich; Wasser befindet sich reichlich in allen Stockwerken. Ein Fehler der Anstalt ist, daß zu Vieles darin zusammen gedrängt ist, und so ein Theil dem anderen schadet. Die Reconvalescenten müssen ins Arbeitshaus, was ihnen oft gewiß nicht zuträglich ist, und die Kranken lassen sich nicht gern in ein Armenhaus aufneh-

men, dessen Name einen üblen Eindruck macht. Wie die Studenten im Winter sich zur Klinik dahin begeben können, wenn sie nicht fahren, ist mir unerklärlich, denn die Entfernung ist beträchtlich und der Weg könnte nicht schlechter sein. In der Stadt selbst ist ein anderes Spital, das schon länger besteht und im Ganzen recht gut eingerichtet ist; die Abtheilung für Geisteskranke steht aber auch unter keiner sorgfältigen Aufsicht. Weder diese noch die Irrenabtheilung draußen im Armenhause können sich mit der Anstalt in Boston messen.

Sechzehntes Capitel.

Das größte Linienschiff der Welt. Clubs. Musikalische Gesellschaften. Weibliche Wohltätigkeit.

Man hatte mich seit meiner Ankunft in Philadelphia schon so oft gefragt, ob ich das große Linienschiff gesehen hätte, daß ich mich endlich aufmachte, um es in Augenschein zu nehmen. Die Navy-yard ist am Delavare gelegen, etwas unterhalb der Stadt, und das vielbesprochene Linienschiff liegt dort auf Klößen unter einem großen hölzernen Hause. Sein Name ist Pennsylvania, und es soll das größte Schiff der Welt sein. Es hat vier Kanonenverdecke und kann hundertsechzig Kanonen halten; eintaufendfünfhundert Mann sind nöthig zur vollständigen Bemannung. Die außerordentliche Länge des Schiffes beträgt zweihundertsechzig Fuß, seine Breite vielleicht funfzig Fuß, so daß man sich keinen besseren Tanzplatz denken könnte, als das obere Verdeck. Ich machte hier die Bemerkung, daß die Schiffe auf dem Lande immer größer als im Wasser erscheinen, vielleicht deswegen, weil sie ihre ganze Höhe zeigen und nicht von der unendlichen See umgeben sind. Wenn ich mich nicht irre, so gibt es in den Vereinigten Staaten bloß vier Kriegshafen, Norfolk, New-York, Boston und Portsmouth, in welche dieß ungeheure Schiff einlaufen kann; an der ganzen südlichen Küste ist kein Hafen, dessen Eingang tief genug wäre, um es einzulassen. Mir scheint es daher nicht sehr zweckmäßig, solche ungeheure Schiffe

zu bauen; aber der Stolz der Amerikaner fühlt sich dadurch geschmeichelt, wenn sie sagen können, sie besitzen das größte Kriegsschiff der Welt. Im Sommer bald nach meinem Besuche wurde es von Stapel gelassen, zu welchem Schauspiele sich Tausende von Zuschauern in Philadelphia eingefunden hatten, so daß der ganze Fluß mit Boten bedeckt war. Es wurde von hier nach Norfolk gebracht, um dort vollständig ausgerüstet zu werden; es geschah dieß auch schon wegen der geringen Tiefe des Flusses, gerade unterhalb Philadelphia, weswegen man sogar das leere Schiff durch Lichterschiffe aufheben mußte, um es nur aus dem Flusse wegzubringen.

Einen Abend brachte ich sehr angenehm zu in einer Männergesellschaft, einer Art von Club oder Kränzchen, deren Mitglieder sich alle acht Tage in dem Hause eines derselben versammeln. Man kommt um acht Uhr zusammen, unterhält sich ein wenig, und um neun Uhr setzt man sich zum Nachtessen. Das, an dem ich Theil nahm, war äußerst reichlich, so daß ich mich erkundigte, ob es denn in dieser Gesellschaft kein Gesetz gebe, wodurch Leckereien von der Tafel verbannt seien, wie es doch gewöhnlich in Gesellschaften der Art der Fall ist. Es hieß: Ja freilich, Wildpret sei nicht erlaubt und Champagner. Es waren ungefähr siebenzig Personen versammelt, die mir alle wohlgemuth und in guter Laune zu sein schienen; dem Nachtessen that man viele Ehre an, und gut war es, daß Alles in so reichem Maße vorhanden war. Außer diesem Club gibt es noch einen ähnlichen, älteren, der mehr Ruf hat, und den Namen des Stifters, eines Dr. Wistar trägt. Die Anzahl der Mitglieder ist geringer: um eintreten zu können, muß man (wenn ich mich nicht irre) Mitglied der amerikanischen philosophischen Gesellschaft sein. Leider konnte ich an der Zusammenkunft dieser Abendgesellschaft nicht Theil nehmen, weil ich meinen Aufenthalt in Philadelphia nicht so weit ausdehnen konnte. Die Damen sind natürlich mit diesen Männergesellschaften nicht zufrieden, die das gesellige Leben sehr schwierig machen, indem die Herren zwei Abende in der Woche darin zubringen; aber die Sache ist jetzt Mode in Philadelphia, und die Damen müssen Geduld haben, bis der Eifer dafür sich legt, was gewiß auch geschehen wird.

Die Bibliothek der amerikanischen philosophischen Gesellschaft hatte ich schon früher besucht. Der Bibliothekar John Vaughan, der durch seinen Eifer und seine Sorgfalt die Sammlung zu dem ge-

macht hat, was sie ist, war so gütig gewesen, mich zu einem Frühstück zu laden, bei welchem ich Gelegenheit hatte, eine schon früher gemachte Bekanntschaft mit Herrn Duponceau fortzusetzen. Herr Duponceau, obgleich Franzose von Geburt, ist jetzt einer der ersten englischen Philologen; er kam als Jurist nach Amerika und ist oft als solcher berathen worden, hat sich aber mehr durch gelehrte Schriften, als durch juridische Beredsamkeit bekannt gemacht. Bei einem ersten Besuche, den ich ihm in seinem Hause machte, sprachen wir über Medicin, und er war mit vielen medicinischen Schriftstellern, meist aus der älteren Schule, bekannt. Die Morgenstunden, die ich mit den beiden alten (schon mehr als siebenzigjährigen) Herren zubachte, war mir sehr angenehm und belehrend. Auch verdankte ich der Gefälligkeit des Herrn Vaughan viel. Ich mußte ihm meinen Reiseplan mittheilen und meine Empfehlungsbriefe zeigen; er versprach die sich vorfindenden Lücken auszufüllen, und am nächsten Morgen schickte er mir zehn Briefe, denen ich die angenehmsten Bekanntschaften in den später besuchten Städten verdankte.

In Philadelphia wohnte ich der ersten musikalischen Abendgesellschaft in Amerika bei. Die Zusammenkünfte dieser Gesellschaft, in welcher sich Liebhaber und Künstler hören lassen, wiederholen sich alle acht Tage und werden abwechselnd von zwei Damen angeordnet. Ich hörte sehr guten Gesang und ausgezeichnetes Clavierspiel, unter anderen auch eine Deutsche, Fräulein Oberstolz aus Münster, angeblich eine Schülerin von Hummel, die auf der Auswanderung nach dem Innern von Amerika begriffen war. Die Zimmer waren nicht zu voll, der Kreis mit liebenswürdigen und geschmackvoll gekleideten Damen geziert, und der Ton sehr angenehm und ungezwungen, so daß ich mich in einer europäischen Soirée zu befinden schien, und einige recht angenehme Stunden verbrachte.

Die Frauen in Philadelphia waren damals eifrig beschäftigt mit weiblichen Arbeiten, deren Ertrag für die Blindenanstalt bestimmt war. Es sollte eine Art Messe gebildet und Buden in einem großen Saale errichtet werden, in welchen mehrere Damen in eigener Person den Verkauf der von ihren Freundinnen gelieferten Arbeiten besorgen wollten. Man erwartete natürlich, daß die Herren sich zahlreich einfänden würden; man nahm sich vor, die Preise sehr hoch zu stellen und hoffte, daß die Herren aus Höflichkeit und aus Großmuth sich dieselben gefallen lassen und reichlich einkaufen würden. Wie ich

später hörte, hat der Erfolg die Erwartungen übertroffen, und die Blindenanstalt durch die Hand-Arbeiten der schönen Philadelphierinnen eine bedeutende Unterstützung erhalten.

Siebenzehntes Capitel.

Abreise von Philadelphia. Ankunft in Baltimore.

Obgleich ich mich in Philadelphia sehr wohl befand und gut aufgenommen war, konnte ich doch nicht länger bleiben; denn ich eilte nach Washington, wo der Congreß versammelt war, und hatte ein schwieriges Stück Weg bis dahin zurückzulegen. Der gewöhnliche Weg nach Baltimore, wohin mich die Reise zuerst führte, war mir verschlossen, da der Fluß Delaware noch nicht gangbar war. Man geht nehmlich auf dem Dampfschiffe den Delaware hinunter bis New-Castle; hier benutzt man eine Eisenbahn, um funfzehn Meilen zurückzulegen, bis in eine Bucht der Chesapeake-Bai, und von hieraus macht man den Rest des Weges wieder in einem Dampfschiffe. Es sind hundertundfunfzehn Meilen nach Baltimore, die man im Sommer in neun Stunden macht. Den Tag vor meiner Abreise ging der Fluß auf, und ich erkundigte mich auf dem Bureau der Dampfschiffe, ob nicht vielleicht bald die Fahrt möglich sei; ich hörte aber, die Chesapeake-Bai sei noch nicht offen und vor drei bis vier Tagen werde wohl der Wasserweg noch nicht gebraucht werden können. Ich war also auf den Landweg gewiesen. Dieser ist im Winter, wenn es Schlittenbahn gibt und die Wege wenigstens hart gefroren sind, erträglich; das Frühjahr dagegen ist die ungünstigste Jahreszeit für eine Reise der Art. Trotz der argen Beschreibung, die man mir davon machte, wählte ich den Landweg. Ich zog das Gewisse dem Ungewissen vor; denn es hätte ja wieder Frost eintreten können, so daß die Wasserfahrt bei der Menge des Treibeises auf dem Flusse wieder unmöglich geworden wäre.

Den vierundzwanzigsten Februar um fünf Uhr Morgens verließ ich Philadelphia. So lange der Postwagen noch auf dem Pfla-

ster rasselte, konnte man sich der Täuschung überlassen, daß es noch ziemlich gut gehen werde; aber bald kamen wir auf die Landstraße, und von da an ging es schwerfällig und langsam vorwärts; selten daß sich unsere Pferde zu einem Trott verstanden. Ich hatte vier Reisegesellschafter, über die ich anfangs, da nicht viel gesprochen wurde, keine sicheren Vermuthungen hatte; aber schon kurz nach dem Frühstück gaben sich die Leute größtentheils zu erkennen. Mit mir auf derselben Bank saß ein Schiffscapitain; gegenüber ein Fleischer aus New-York; in der vierten Ecke ein Gutsbesitzer aus der Umgegend; den mittleren Sitz hatte ein schlafliebendes Individuum eingenommen, das sich selten in einem nicht schlafenden Zustande befand, und auch selten sich herabließ, ein Wort zu sagen. Die Unterhaltung drehte sich um Handel und Politik; und obgleich die Leute nicht zu den wohlunterrichteten Classen gehörten, so interessirte es mich doch, ihre Ansichten und Aeußerungen zu vernehmen. Es hatte damals in New-York ein Mehlaufruhr Statt gefunden, d. h. man hatte einem Mehlhändler seine Bude gestürmt und das Mehl auf die Straße gestreut. Der Pöbel behauptete nehmlich, der hohe Preis dieses so nöthigen Artikels sei durch die Speculationen der Mehlhändler herbeigeführt worden, und wollte sich durch diesen Gewaltstreich an einem dieser verhaßten Menschen rächen. Der Fleischer war doch so vernünftig einzusehen, daß der hohe Mehl-Preis nicht bloß durch die Speculationen einzelner Händler herbeigeführt worden sei, und schloß daraus, daß man nach Europa für Korn geschickt habe, auf einen Mangel. An einigen Orten in Neuengland war die Meinung, daß die Theuerung des Mehls und auch der Kohlen durch Speculation herbeigeführt werde, so herrschend, daß sich Gesellschaften bildeten, deren Mitglieder sich verpflichteten, in ihren Häusern weder Mehl noch Kohlen mehr zu verbrauchen, sondern sich mit Holz, Kartoffeln und Welschkorn zu begnügen. Was es übrigens möglich macht, daß selbst Bauern bei solchen Theuerungen leiden, ist die Gewohnheit, die sie haben, alles ihr Getreide im Herbst zu verkaufen, wodurch sie genöthigt sind, das Mehl von Händlern zu nehmen, und haben sie auch Frucht behalten, so findet sich vielleicht keine Mühle in der Nähe, wo sie ihr Korn könnten mahlen lassen, indem es deren wenige gibt und die vorhandenen großen Anstalten sich meist in den Händen der Speculanten befinden. Aus diesem Grunde ist es allerdings möglich, daß wenn nicht hinreichend Getreide

vorhanden ist, die Großhändler es in ihrer Gewalt haben, den Preis des Mehls weit hinaufzuschrauben. Durch solche Gespräche verkürzten wir uns den Weg. Der Gutsbesitzer mußte übrigens viel von dem Fleischer leiden, der ihm mit Bemerkungen über Land und Straßen hart zusetzte; denn alle Augenblicke hieß es: „Aber bei uns hat man bessere Pferde, kein so armes Land!“ Wir suchten ihn auch über seine politischen Grundsätze auszuforschen: wir hielten ihn nehmlich für einen Van Buren Mann (so heißt man die Anhänger von Jackson oder Van Buren); aber er wollte nicht mit der Sprache herausrücken, und der arme Mann mochte froh sein, als wir an seinem Hause hielten.

Wir waren jetzt nur noch vier. Der schlafende Mann hatte sein Incognito noch immer beibehalten und erst am Abend, als ich mich als Dr. Med. eingeführt hatte, theilte er uns mit, daß er ein Schuhhändler von Lynn in Massachusetts sei, welcher Ort, wie meine Leser sich erinnern, mir bekannt geworden war. Der Mann wurde mir nach Ablegung seines Incognito nicht gerade angenehmer; er hatte nicht die natürliche offene Derbheit der beiden Andern und doch nicht die Höflichkeit eines Gebildeten; ich kam übrigens wenig mit ihm in Berührung und hielt mich meistens an die beiden Andern. Die schlechten Wege leiteten unser Gespräch auf das Umwerfen. Der Fleischer behauptete, große Erfahrungen darin zu haben, und versicherte uns, wir würden gewiß auch auf diesem Wege Gelegenheit haben, damit Bekanntschaft zu machen. Der Seecapitain fand das Stoßen und Schwanken des Wagens ziemlich stark und meinte, es erinnere ihn an einen Sturm zur See; aber er saß in seiner Ecke wie angenagelt, während ich manchmal trotz aller Vorsicht von meinem Sitz aufgeworfen wurde und einmal beinahe meinem Fleischer in die Arme gefallen wäre. Wir lachten recht herzlich bei solchen Gelegenheiten; zum Umwerfen aber kam es nicht, und obgleich wir einige Mal so nahe daran waren, daß wir alle Bier ansingen, uns darauf vorzubereiten, so kamen wir doch immer mit dem Schrecken davon. Meine zwei Freunde erwiesen sich als starke Trinker, und ließen keinen Branntweinladen, deren es übrigens nicht sehr viele gab, vorübergehen, ohne sich mit dem vorhandenen Vorrathe bekannt zu machen. Zu ihrem Unglück kamen wir in eine Mäßigkeits-Gesellschaft; aber sie waren gewarnt worden und hatte eine Flasche Wachholderbranntwein (gin) und Zucker mit sich genommen. Wasser hoff-

ten sie überall zu finden. Sie wollten mich auch verleiten gegen die Mäßigkeit zu handeln; aber was sie mir anboten, war so schlecht, daß ich es vorzog, der schönen Tugend treu zu bleiben. In einer solchen Grafschaft nehmlich beschließt die Mehrzahl der Einwohner, daß kein Wirth patentirt werden darf, mit der Erlaubniß hitzige Getränke zu verkaufen; der Apotheker höchstens darf Wein halten, und so findet man vielleicht auf mehrere Stunden im Umkreis kein Haus, wo Branntwein oder Wein ausgeschenkt würde.

Was übrigens Jedem, der gewohnt ist mit einem guten Bissen auch ein gutes Glas Wein zu verbinden, noch unangenehmer vorkommen muß, als ein solcher Mangel an Schenkhäusern, ist ein Mittagessen bei einem Mäßigkeits-Mann, der seinen Gästen ein prächtiges Essen vorsetzt, aber keinen Wein gibt. Ein solches Mäßigkeits-Gastmahl erinnert mich an eine homöopathische Mahlzeit, der ich einst auf einer Reise in Deutschland bei einer Familie, welche die Homöopathie auch in die Küche eingeführt hatte, beiröhrte, aber glücklicher Weise damit verschont wurde. Denn da man von einem allopathischen Dr. Med. vermuthen konnte, daß er so wenig homöopathische Gerichte als Arzneien liebe, so war man so nachsichtsvoll, mich besonders mit allopathischen Gerichten zu bedienen. Aber so etwas geschieht nicht bei den Mäßigkeits-Männern in Amerika. Man kann nichts dagegen haben, wenn Leute den Entschluß fassen, weder Wein noch Branntwein zu trinken; aber wenn sie Gäste einladen, so sollen sie ihnen vorsehen, was diese gut finden, und sie nicht wider ihren Willen mäßig zu sein zwingen. Es zeigt sich übrigens in diesem Falle, wie in so vielen andern, daß dem Buchstaben nach in Nord-Amerika vollkommene Freiheit herrscht, aber im geselligen und politischen Leben die Freiheit der Einzelnen oft beschränkt ist, und die Menge einen gewissen Despotismus ausübt.

Unser Mittagessen war mittelmäßig. Das Mädchen, das uns aufwartete, setzte sich, wenn sie nichts zu thun hatte, auf einen Stuhl, und unterhielt sich mit Lesen eines Romans. Ich fand dieß höchst auffallend: eine deutsche Kellnerin würde so etwas nicht thun dürfen, und auch gar keine Lust dazu fühlen; bei den übrigen Gästen indessen erregte es gar kein Aufsehen. Beim Nachtessen waren wir glücklicher, wir hielten in dem Hause eines Quäkers, der uns als ein Mäßigkeits-Mann keinen Branntwein geben konnte, dafür aber ein gutes Nachtessen und excellenten Thee aufstellte. Er gab übrigens

mit Vergnügen Gläser her, um von dem mitgebrachten gin Gebrauch machen zu können, und lachte recht herzlich über die Vorsicht der beiden Trinker. Es waren die ersten Quäker, mit denen ich in Berührung kam. Ihr Du, ihr freundliches Benehmen, worin sich durchaus nichts Herbes und Finsteres zeigte, und die in ihren offenen Zügen sich aussprechende Gutmüthigkeit erweckte bei mir eine vortheilhafte Meinung von dieser Secte. Die alte Mutter besonders war freundlich bemüht, uns zu unserer Zufriedenheit zu bedienen.

Die Nacht hindurch bis drei Uhr Morgens legten wir mit Angst und Noth dreizehn Meilen zurück. Der grundlose Weg war gefroren, aber nicht fest genug, um die Pferde und den Wagen zu tragen: die armen Thiere sanken daher immer ein, und konnten manchmal kaum fortkommen. Zum Glück hatte uns der Quäker gute Pferde gegeben, und so gelangten wir endlich nach Port Deposit, einem kleinen Städtchen am Susquehannah, mit einem Hafen, wo größere Schiffe, die nicht weiter den Fluß hinaufgehen können, abladen; daher der Name. Hier erhielten wir den tröstlichen Bescheid, die Pferde seien zu schlecht, um uns mit der schweren Kutsche über den Berg nach Bellair bringen zu können. Der Wirth benahm sich sehr gleichgültig bei unserer Verlegenheit. Ich sagte ihm meine Meinung ziemlich derb; er hörte mich ganz gelassen an, rührte sich aber nicht: die Sache ging ihn freilich nicht viel an. Wir faßten endlich den Entschluß zu reiten. Der Schuhhändler, welcher erklärte, er habe noch nie auf einem Pferde gesessen, wurde mit dem Gepäck auf ein Wägelchen geladen, das der Kutscher unterdessen herbeigeschafft hatte, und für uns übrige drei wurden drei Pferde gesattelt, so daß wir gegen vier Uhr endlich wieder reisefertig waren. Der Morgen war schön, obgleich kühl. Wir mußten den Fluß auf einer langen bedeckten Brücke passiren. Der Schließer derselben war ziemlich überrascht, als wir ihm die Postkutsche zu Pferd ankündigten; er wollte uns nehmlich Brückengeld abfordern, wir erklärten ihm aber, daß wir eigentlich die Postkutsche seien, und so ließ er uns durch. Es war noch Dämmerung, als wir das Flußthal verließen; so wie wir auf die Höhe kamen, fing es an zu tagen, und bald kam auch die Sonne hervor, die uns erwärmte. Die Wege waren sehr schlecht, so daß wir oft die Wiesen neben dem Wege benutzten, um ein wenig schneller reiten zu können. Bei einem Wettrennen der Art wäre es mir beinahe schlecht gegangen. Der Sattel rutschte, ich

hielt mich am Halse des Pferdes, sprang aus dem Sattel und kam zum Glück mit den Füßen auf die Erde, so daß ich das Pferd halten konnte; das Wiederaufsteigen aber wurde mir beinahe unmöglich, da das wildgewordene Pferd nicht halten wollte, und der lockere Sattel mir nicht erlaubte, in den Steigbügel zu treten. Es dauerte einige Zeit, ehe ich wieder zu Pferde saß, und meinen Begleitern nachreiten konnte. Die neun Meilen bis zum Frühstück, auf den schlechten Wegen, wo die Pferde meistens tief einsanken, hatten uns ziemlich Appetit gemacht, und wir waren recht froh über den Anblick des Wirthshauses. Unser Schuhhändler, dem wir einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen hatten, kam denn auch endlich an. Er klagte sehr über den harten Sitz auf dem Wägelchen und die erlittene Kälte, und beneidete uns wegen des bessern Looses, das wir gezogen hätten, das denn doch nicht beneidenswerth war. Das Frühstück war sehr gut, und ich sprach ihm tüchtig zu im Vorgefühl, daß uns kein Mittagessen zu Theil werden würde. Eine alte Frau mit einer Brille schenkte uns Caffee ein, und eine Sklavin, welche uns Brod u. s. w. herumreichte, erinnerte uns, daß wir im Staate Maryland waren, wo Sklaverei Statt findet. Die übrigen sechs Meilen nach Bellair wurden sehr rasch zurückgelegt, indem die Wege etwas besser waren. Die funfzehn Meilen auf den schlechten Pferden hatten uns tüchtig mitgenommen, und wir waren daher zufrieden, die Sättel mit einem alten Kasten zu vertauschen, den man uns unter dem Namen einer leichten Chaise angepriesen hatte. Die Sitze waren von einer für uns unglückliche Reiter fast unerträglichen Härte; das Verdeck, das dem Wind ungehinderten Zugang von und nach allen Seiten gestattete, war so gut als nicht vorhanden; der Rücksitz fand sich in einem Zustand, der für seine Dauer Besorgniß erregte; die Thüren waren zugebunden, wahrscheinlich um das Deffnen und Schließen zu ersparen: mit einem Wort, es war ein Prachteremplar eines Kumpelkastens. Die Pferde waren gut, und der Kutscher suchte die verlorene Zeit einzubringen; dabei aber wurden wir auf eine fürchterliche Weise umher geworfen. In dem nächsten Dorfe erhielten wir eine bessere Kutsche, aber schlechtere Pferde; und vielleicht wären wir doch denselben Abend nicht nach Baltimore gekommen, wenn wir nicht dem Eigenthümer mit zurückkommenden Pferden begegnet wären, mit dessen Hülfe wir unsere Kutsche gegen einen vierrädrigen Karren vertauschten. Nun gings

mit einem von ein angefeuerten Kutscher, in raschem Trabe oder Galopp durch den Schlamm hindurch, so daß wir, als wir bei einem Wirthshause an der Straße hielten, buchstäblich mit Roth bedeckt waren. Auf der Chauffée, die wir nun erreicht hatten, und wo wir wieder in die Kutsche stiegen, die mit anderen Pferden leer nachgeschickt worden war, ging es besser, und etwas vor fünf Uhr langten wir in Baltimore, der Hauptstadt des Staates Maryland an. Da wir von einer kleinen Höhe zur Stadt hinunterkamen, so konnten wir einen ziemlichen Theil derselben übersehen, und ich war überrascht sie so groß zu finden. Eine Stunde nach unserer Ankunft kam das Dampfsschiff mit Passagieren von Philadelphia an. Mir that es sehr leid, nicht gewußt zu haben, daß es so bald abgehen würde. Ich hätte so noch einen Tag in Philadelphia bleiben können, und würde eine bequeme und angenehme Ueberfahrt gehabt haben, statt der Mühseligkeiten und Anstrengungen des Landweges, auf dem wir sechsendreißig Stunden Zeit gebraucht hatten, um hundert Meilen zurückzulegen. Den Gewinn habe ich davon, daß ich vor vielen Reisenden Erfahrungen im Postfuhrwesen Amerika's voraus habe.

Achtzehntes Capitel.

Baltimore. Die Kathedrale. Katholische Predigt. Die Washington-Säule. Der Telegraph. Öffentliche Anstalten. Schönheit der Frauen.

Da ich gerade einen Sonntag in Baltimore zubrachte, so versäumte ich nicht, in die katholische Kirche zu gehen. Maryland ist nemlich einer der Hauptsitze des Katholicismus in den Vereinigten Staaten außer Louisiana. Die ersten Ansiedler waren Katholiken und seit der Zeit hat die katholische Religion immer viel Anhänger in diesem Staate gezählt. Baltimore ist der Sitz des Erzbischofs. Die Kathedrale ist ziemlich einfach aus Quadern aufgeführt, zeichnet sich aber vortheilhaft vor den gewöhnlichen amerikanischen Kirchen aus, die eher den Namen von Betställen verdienen. Ueber dem Haupteingang sollen sich dem Plane nach zwei Thürme erheben, von denen aber erst einer steht. Das Chor hat die Form eines achseitigen

Prismas und ist mit einer Kuppel gedeckt. Das Innere und Aeußere der Kirche zeigt, daß das Bau-Unternehmen die Kräfte der Gemeinde übersteigt; Alles ist erst halb vollendet. Im Innern findet sich wenig Ausschmückung; die Altäre zeichnen sich durch große Einfachheit aus; neben der Hauptthüre sind zwei Bilder, wovon das eine, eine Abnahme vom Kreuze von Guerin, von Ludwig dem XVIII. geschenkt worden ist. Ich war während der Messe hereingekommen, und setzte mich zuerst hinten auf eine Bank neben einen Neger; aber um mich den Sängern mehr zu nähern, stellte ich mich in einen der Gänge; freilich bemerkte ich einen Anschlag, durch welchen die eintretenden Nichtkatholiken eingeladen wurden, die in den katholischen Kirchen üblichen Formlichkeiten zu beobachten; aber ich hatte keine Lust auf den Steinboden niederzuknien und blieb daher an eine Säule gelehnt stehen. Da kam ein Kirchendiener auf mich zu, und ich erwartete wenigstens aus der Kirche gewiesen zu werden; aber nein, er winkte mir und wies mir einen Platz in einem der benachbarten Kirchenstühle an, wo ich mich niedersetzen konnte. Der von der Orgel trefflich begleitete Gesang, den besonders eine herrliche, weibliche Solostimme verschönerte, war so gut, wie ich lange keinen in einer Kirche gehört hatte. In den protestantischen Kirchen Amerika's mit Ausnahme vielleicht der deutschen wird nie von der Gemeinde, sondern bloß von einem Chor gesungen, der aber oft nicht viele gute Stimmen hat und meist zu schwach besetzt ist. — Die Predigt fand ich sehr merkwürdig: sie enthielt so gar nichts von den katholischen Lehresätzen und Eigenthümlichkeiten, daß sie gewiß in Spanien für lutherisch gegolten haben würde. Von der Jungfrau Maria und den Heiligen, von guten Werken, Beichte u. dgl. war keine Rede; der Prediger sagte unter Anderm: „Salvation is only for those, who persevere in discharging their duties.“ (Erlösung ist bloß für diejenigen, die in der Erfüllung ihrer Pflichten verharren.) Im nördlicheren Theile der Vereinigten Staaten, wo es sehr wenige Katholiken gibt, hat man eine übertriebene Furcht vor denselben; man denkt sich alle als Jesuiten und geschworene Feinde der Republik, und glaubt, ihr einziges Bestreben gehe dahin, diese umzustürzen und in ein Königreich zu verwandeln. Vor ungefähr zwei Jahren fand unter dem gemeinen Volke eine große Aufregung gegen den Katholicismus Statt, die sich noch jetzt nicht ganz gelegt hat. Aber selbst gebildete Leute theilen diese unvernünftige Furcht. Vielleicht liegt darin der

Grund, warum die Katholiken sich scheuen, mit allen ihren Principien hervorzutreten: sie fürchten zu viel Aufsehen dadurch zu erregen und es mit der Menge ganz zu verderben.

Nach dem Gottesdienst stieg ich auf die Washington=Säule, ein Denkmahl zu Ehren dieses großen Mannes errichtet. Die Säule besteht aus weißem Kalkstein, ist ungefähr hundert Fuß hoch, ragt aber, da sie auf einem kleinen Hügel steht, und ein ziemlich hohes Fußgestell hat, weit über alle sie umgebenden Gebäude hervor, und endet in eine viereckige Gallerie, die eine Halbkugel umgibt, auf welcher die Bildsäule von Washington steht. Die Aussicht von der Gallerie ist sehr belohnend; man übersieht die ganze Stadt und deren Umgegend, den Hafen mit seinen vielen Schiffen, die Landhäuser mit ihren freundlichen Gärten und Gebüsch, wohin sich die reicheren Einwohner im Sommer zurückziehen. Nach dem Mittagessen machte ich einen Spaziergang und kam zuerst nach dem Telegraphen, der dazu benutzt wird, die Ankunft von Schiffen in der Chesapeake=Bai in Baltimore anzuzeigen. Er steht auf einem Hügel am Wasser der Stadt gegenüber, und von da aus muß in günstiger Jahreszeit die Aussicht recht malerisch sein. Ich wunderte mich über die Menge der Dampfschiffe, deren ich wohl funfzehn im Hafen bemerkte. Von hier aus ging ich nach dem Fort, das auf der Spitze der Landzunge liegt, welche die beiden Arme des Patapsco trennt (des Flusses, der sich bei Baltimore ins Meer ergießt). Der Eingang von der Chesapeake=Bai in den Arm, an welchem Baltimore liegt, ist äußerst schmal, und zu meiner Verwunderung fand ich ihn mit Eis geschlossen, während alles übrige Wasser davon vollkommen frei war. Ein Lustboot, das wahrscheinlich auf einer Spazierfahrt gewesen war, drängte sich mühsam durch das Eis, und ich weiß nicht, ob es ihm geglückt ist, oder ob es hat warten müssen, bis die Fluth, der Wind oder ein Dampfschiff den Eis=Schlagbaum (es war wie ein schmaler Streif) durchbrochen und ihm den Weg gebahnt habe. Die Thore und Wälle des Forts waren alle offen, von Soldaten Niemand zu sehen, so daß ich ungehindert nach allen Richtungen hingehen konnte; übrigens Alles in guter Ordnung. Dem Fort gegenüber liegt ein Leuchthurm auf einer ähnlichen niedrigen Küste. Da der lertige Boden halbgefroren und halbaufgethaut, und es nicht sehr angenehm zum Gehen war, kehrte ich ziemlich ermüdet von meinem Ausfluge zurück.

Baltimore hat sich in neuerer Zeit sehr gehoben, und seine Bevölkerung in den letzten Jahren rasch zugenommen, so daß beinahe alle Straßen aus neugebauten Häusern bestehen.

Es gibt hier zwei medicinische Schulen. Die eine erst kürzlich gestiftete, war noch nicht im Gange, wenigstens befanden sich noch keine Studenten da; die andere, die schon längere Zeit besteht und den Namen Maryland-Universität führt, hat ziemlich abgenommen, seit zwei der besten Lehrer an eine Schule nach Philadelphia berufen worden sind. Mit der letzteren ist ein kleines niedliches Spital von ungefähr funfzig Betten verbunden, worin die Klinik für die Studenten gehalten wird. Eine interessante Anstalt ist das Staats-Spital (state hospital), das früher in den Händen von Privatleuten war, jetzt aber von dem Staate übernommen ist. Es wird beinahe ganz als Irrenanstalt benutzt, und die Anzahl der Kranken war damals sehr gering, wovon vielleicht das hohe Kostgeld Schuld ist. Die Gebäulichkeiten sind sehr zweckmäßig und gut erhalten. Ich machte auch einen Besuch im naturhistorischen Museum, das mich durch seinen Reichthum überraschte: namentlich ist die Sammlung der Vögel sehr zahlreich. Das Sehenswerthe ist aber das Skelett eines Mammouth — Mastodon giganteum —, das, wenn ich mich recht erinnere, in Ohio gefunden worden ist.

Das Gefängniß in Baltimore ist so ziemlich nach der Anstalt in Auburn eingerichtet, in manchen Punkten hat man sich jedoch Veränderungen erlaubt, die mir nicht gerade zweckmäßig erschienen. Man hat z. B. die Zellen nicht Rücken an Rücken, sondern in zwei abgesonderten Reihen gebaut, welche eine Gallerie trennt, auf die sich die Thüren öffnen. Die Zellen haben Fenster, die nach dem Freien gehen, und in den oberen Stockwerken können die Gefangenen über die äußere Mauer nach der Stadt wegsehen. Dasselbe ist auch im oberen Stock des Arbeitshauses der Fall. Außerdem essen die Gefangenen gemeinschaftlich in einem Speisesaal, und sehen sich in der Kirche. Auch hier findet eine Trennung zwischen Schwarzen und Weißen Statt: für erstere sind besondere Zellen und besondere Arbeitszimmer bestimmt. Der Ertrag der durch die Gefangenen gefertigten Arbeiten ist so bedeutend, daß nicht nur die laufenden Ausgaben gedeckt werden, sondern auch ein großer Theil der neuen Bauten dadurch bestritten wird. Die Ausgaben betrugen für das Jahr 1836 vierzigtausend Thaler, die Einnahme einundfunfzigtausend

Thaler; es konnten daher eilftausend auf den Bau des neuen Arbeitshauses verwendet werden. Auf diese Art bauen sich die Gefangenen gleichsam ihr eigenes Gefängniß.

Baltimore ist wegen seiner schönen Frauen berühmt; aber das neidische Glück gestattete mir wenig Gelegenheit, mich von der Wahrheit dieses Rufes zu überzeugen. Obgleich die eleganten Amerikanerinnen sich oft auf den Straßen zeigen, so hängt es doch bei einem kurzen Aufenthalt vom Zufall ab, ob man gerade den Schönen begegnet. Gern hätte ich mich in dieser interessanten Stadt länger umgesehen, aber es drängte mich nach Washington zu kommen.

Neunzehntes Capitel.

Abreise nach Washington. Die Gegend bis dahin, Ankunft daselbst. Nächtliche Sitzung des Congresses. Die Bauart der Stadt. Das Capitol.

Ich verließ Baltimore den 27. Februar Nachmittag. Die vierzig Meilen nach Washington legte ich auf einer Eisenbahn in zwei und einer halben Stunde zurück; der Preis war zwei und ein halber Thaler. Die Gegend, durch die ich kam, war trübselig, und das Wetter so düster und nebelig, daß Alles noch viel trüber aussah. Der Weg führte beinahe fortwährend durch eine sandige Gegend, die weiter nichts trägt als ein erbärmliches Nadelholz, eine Wachholderart (*Juniperus virginianus*): diese Bäume sehen alle aus, als wenn sie in Trauer wären. Ein Theil des Landes ist wohl durch Tabackbau ausgezogen worden, aber die atlantische Meeresküste in den südlichen Staaten besteht oft, bis auf hundert Meilen ins Innere hinein, aus magerem Sandland; und wo kein Sand ist, da sind Sümpfe. Der einzige interessante Punkt auf dem ganzen Wege ist eine Brücke, die sich in der Nähe des Scheidepunktes der nach Washington und der nach Harper's ferry am Potomac gehenden Eisenbahn befindet. Der Bau ist kühn: unten in bedeutender Tiefe strömt der Fluß, der sich in vielen Windungen durch ein malerisches Thal hindurch drängt, wovon man auf der Brücke einen Theil übersieht.

Es war Nacht, als wir nach Washington kamen. Das Capitol ragte, beleuchtet, einsam auf einem Hügel hervor. Schon waren wir an einzelnen Häusern vorbeigekommen, dann folgte aber wieder eine Strecke Feld; denn Washington ist eine Zusammensetzung von Feld und Häusern. Im Gasthof fand ich keinen Platz, und mußte mich glücklich schätzen in einem Kosthause, wohin mich der Zufall führte, ein Zimmer zu finden. Denn die Anzahl der Fremden, die sich wegen der am 4. März bevorstehenden Einsetzung des neuen Präsidenten in Washington zusammengedrängt hatten, war sehr bedeutend. Für ein Zimmer im ersten Stock bezahlte ich mit Kost und Feuer täglich 2 Thaler, während ich mich auf einen doppelt so starken Preis gefaßt gemacht hatte. Die Gesellschaft im Hause war nicht ausgesucht, aber doch ziemlich interessant; sie bestand meistens nur aus Mitgliedern des unteren Hauses, von denen mehrere ihre Frauen mit sich hatten. Mir war es sehr angenehm mit diesen Herren bekannt zu werden, da ich auf diese Art immer erfahren konnte, was in den beiden Häusern vorging. Schon in den ersten Stunden nach meiner Ankunft begab ich mich nach dem Capitol, wo der Congress, dessen Sitzungen der vielen Geschäfte wegen auch des Nachts Statt fanden, versammelt war; und so wohnte ich zum ersten Mal der gesetzgebenden Versammlung der Vereinigten Staaten in einer Abendstunde bei. Von der Reise ermüdet, blieb ich nicht lange dort, obgleich die Sitzung beinahe bis zum nächsten Morgen dauerte. Es sollten noch so viele Sachen zu Ende gebracht werden; denn mit dem Schlusse der Regierung des bisherigen Präsidenten mußte auch der bisherige Congress, dessen Mitglieder zu der Zeit alle austreten, seine Geschäfte erledigen.

Meine erste Bekanntschaft mit Washington hatte ich bei Nacht gemacht; neugierig stand ich daher frühe am Morgen auf, um die Stadt bei Tage in Augenschein zu nehmen, obgleich ich sie von meinem Zimmer aus, das nach der Pennsylvania-avenue, der Hauptstraße zu ging, so ziemlich ganz übersehen konnte. Die Stadt ist regelmäßig angelegt, aber nach einem riesenmäßigen Maßstabe, und wird wohl nie das werden, wozu sie bestimmt worden ist. Die Straßen sind gerade, und schneiden sich im rechten Winkel; der Fluß Potomac bildet zum Theil die eine Grenze der Stadt, die gleich einem Parallelogram sich längs demselben hinzieht. Die Hauptpunkte derselben sind durch sogenannte Avenüen in Verbindung gebracht wor-

den, die zum Theil gleichsam als Rädien vom Capitol auslaufen und die Straßen in spitzen Winkeln schneiden. Sie würden gewiß den guten Eindruck vernichten, den sonst die regelmäßige Form möchte hervorgebracht haben; zum Glück aber kann man aus dem Ausgeführten den Plan noch nicht entziffern, und es liegt noch Alles so ziemlich im Dunkeln. Die oben erwähnte Straße Pennsylvania-avenue zieht sich vom Capitol bis zum weißen Hause, der Wohnung des Präsidenten, welche ungefähr fünfundzwanzig Minuten von einander entfernt sind: sie ist auf beiden Seiten beinahe ganz mit Häusern besetzt, und bietet einen recht guten Anblick dar; aber weder das Capitol, noch das weiße Haus machen Front gegen dieselbe, was gewiß zu ihrer Verschönerung würde beigetragen haben. Um das weiße Haus herum befinden sich die Wohnungen der Minister und Beamten, auch viele der Gesandten haben ihre Häuser in der Nähe, und auf diese Art hat sich im imaginären großen Washington eine kleine Stadt gebildet, die ungefähr achttausend Einwohner hat. Um das Capitol herum, besonders nach hinten zu, gibt es auch eine Gruppe Häuser, wo unter Anderen der Expräsident Adams seine Wohnung hat. Am Flusse liegt die Schiffswerfte, um welche herum auch wieder eine Partie Häuser zerstreut sind. Noch wird von Manchen ein kleines Städtchen Georgetown, das aber eigentlich ganz getrennt ist, zu Washington gezählt. Alle diese vier Punkte zusammen genommen, mag Washington ungefähr zwanzigtausend Seelen zählen. Die Stadt ist Sitz der Centralregierung und liegt in dem District Columbia, der, um die Unabhängigkeit der Regierung zu sichern, unmittelbar unter die Aufsicht des Congresses gestellt worden ist. Bei der Gründung der Stadt hoffte man, daß sich ein bedeutender Handel dahin ziehen würde; aber die Lage ist gar nicht dazu passend, und bis jetzt hat sich derselbe noch nicht eingefunden. Eben so unzweckmäßig, wie die Anlage der Stadt selbst, muß man die der Schiffswerfte finden; denn der Fluß Potomac ist an vielen Stellen unterhalb so seicht, daß er nicht mehr als acht Fuß Wasser hat und gar keine Kriegsschiffe den Fluß hinausgehen können: man sieht also nicht ein, wozu die Werfte bestimmt ist.

Das Capitol liegt auf einem Hügel, zu welchem von vorn her eine hübsche Treppe hinaufführt. Es ist aus einem gelblichen Kalksteine erbaut, dessen Farbe einen sehr gefälligen Eindruck macht, und bildet ein längliches Viereck, das mit drei Kuppeln versehen ist,

die zur Erleuchtung der Säle dienen. Es ruht auf einem sehr massiven Unterbau, dessen innerer Raum so ziemlich den unterirdischen Kapellen in manchen Kirchen gleicht. Die südliche Front hat den Haupteingang, zu welchem die erwähnte Treppe hinaufführt, und hat ein Portal, das vor dem Hauptgebäude, meiner Ansicht nach, zu weit hervortritt, und deswegen einen unangenehmen Eindruck macht, weil dadurch das Ganze zu tief wird, im Vergleich der Länge. Der mittlere Theil des Gebäudes ist zu einer großen Rotunde benutzt, die von oben durch eine Kuppel Licht empfängt. Die acht Abtheilungen der Seitenwände sind für Gemälde bestimmt und bis jetzt vier derselben ausgefüllt, mit Werken des alten Obersten Trumbull, der an den dargestellten Ereignissen zum Theil selbst thätigen Antheil genommen hat. Die Gegenstände sind: die Uebergabe von Bourgogne — Die Unabhängigkeits-Erklärung in Philadelphia — Die Uebergabe von Yorktown — Washington im Augenblick, wo er sein Commando niederlegt. Wozu eigentlich diese prächtige Halle dienen soll, wurde mir nicht recht klar; indeß bietet sie für die Mitglieder des Congresses einen schönen Wandelplatz dar. Nach der vorderen Seite zu über dem Portal liegt die äußerst geschmackvoll geordnete Bibliothek, wo man während und vor den Sitzungen meistens eine höchst interessante Gesellschaft findet.

Zwanzigstes Capitel.

Sitzungssäle und Sitzungen des Hauses der Repräsentanten und des Senats. Verhandlungen über Texas. Jackson. Die Gallerien und die Damen.

Im östlichen Flügel des Capitols ist der Sitzungssaal der Repräsentanten-Kammer; in dem gegen Westen der des Senats. Der Raum, wo sich die Repräsentanten versammeln, hat eine halbkreisförmige Gestalt, der Durchmesser oder die gerade Seite entspricht der Breite des Gebäudes, der Bogen liegt nach dem Ende des Gebäudes zu; der Sitz des Sprechers ist in der Mitte der geraden Seite, und die Sitze der Mitglieder gehen von da im Halbkreise aus, und werden durch Gänge in Keile getrennt, die nach hinten

noch durch andere Gänge in doppelt so viel Abtheilungen gebracht werden. Die ganze Einrichtung hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit der der Deputirtenkammer in Paris. Jedes Mitglied hat einen gepolsterten Stuhl und einen Pult mit einem verschließbaren Schubfache, und Allem, was zum Schreiben nöthig ist, versehen. Der Sitz des Sprechers ist ziemlich erhöht; vor demselben sitzen der Schreiber und seine Gehülfen; aber eine Rednerbühne gibt es nicht, denn die Mitglieder sprechen von ihren Sitzen. Die Wände des Saales sind mit Säulen geziert, auf denen der Dom ruht; auf der einen Seite ist hinter denselben ein freier Raum gelassen, der für die Mitglieder bestimmt ist. Oben sind ringsum, auch an der hinter dem Sprecher befindlichen Seite, Gallerien für die Zuhörer angebracht. Der Zutritt zu denselben ist natürlich frei, und im Ganzen hat man hinlänglich Platz, es sei denn bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten. Der Saal ist schön zu nennen, geschmackvoll und mit einer gewissen Pracht ausgeschmückt, aber leider nicht so gebaut, daß man gut hören kann. Es scheint, daß sich die Stimme zu sehr hinter den Säulen verliert, dieser Uebelstand zeigt sich namentlich, wenn man sich auf der dem Sprecher gegenüber liegenden Gallerie befindet, wo die von ihren Sitzen sprechenden Redner den Zuhörern den Rücken zukehren. Vielleicht ließe sich dadurch abhelfen, daß die Mitglieder, die das Wort nehmen wollen, eine vor dem Stuhle des Sprechers zu errichtende Rednerbühne bestiegen, wie dies in der französischen Kammer geschieht, wo man vielleicht ohne diese Einrichtung denselben Uebelstand bemerken würde; doch fehlt dort der freie Raum hinter den Säulen, der sich hier findet.

In der Versammlung herrscht im Ganzen viel Unstand; man unterbricht den Redner nie durch Geräusch, Zischen oder etwas der Art, selbst das im Hause der Gemeinen in England übliche „hört“ ist hier nicht gebräuchlich. Die Mitglieder haben gewöhnlich ihre Hüte auf, nehmen sie aber ab, wenn sie sprechen. Uebrigens erlauben sich die Herren beim Sitzen allerlei Bequemlichkeiten, wie ich namentlich in den Nachtsitzungen fand; was man ihnen freilich nicht sehr übelnehmen kann, da sie manchmal achtzehn bis zwanzig Stunden im SitzungsSaale zubringen mußten. Hinter den Sitzen, in dem erwähnten freien Raum unter den Säulen, befinden sich einige Sofa's, welche ich oft zum Hinlegen benutzt sah. Obgleich man den Redner nicht unterbricht, so zeigt man ihm gerade auch

keine große Aufmerksamkeit, wenn er nicht zu den geachteteren gehört; man schreibt Briefe, liest Zeitungen, spricht mit seinem Nachbar u. s. w. Doch Dergleichen geschieht wohl in allen gesetzgebenden Versammlungen. Kleine Knaben machen die dienstbaren Geister; sie tragen Briefchen von einem Mitgliede zum andern, geben den zum Sprechen Aufstehenden ein Glas Wasser, und verrichten Aufträge aller Art. Was mir am ersten Abend auffiel, war die große Vertraulichkeit, die zwischen diesen Knaben und manchen Mitgliedern herrschte; ich sah, wie einer seinen Arm um den Hals eines Herrn legte und sich auf seine Knie setzte.

Das Haus der Repräsentanten und des Senats zusammen, bilden die gesetzgebende Gewalt der Vereinigten Staaten. Von den ersten schickt jeder Staat je einen für vierzigtausend Einwohner, zu welchen in den Sklavenstaaten auch die Neger, fünf für drei Weiße gezählt werden. Die Wahl der Abgeordneten, die fünf und zwanzig Jahre alt und seit sieben Jahren Bürger im Lande sein müssen, geschieht immer durch das Volk selbst, und zwar auf zwei Jahre, vom Antritt des neuen Präsidenten an gerechnet, der am vierten März Statt findet; denn alle zwei Jahre löst sich der Congreß auf, (so nennt man auch oft das Haus der Repräsentanten). In den Senat schickt jeder Staat zwei Abgeordnete, so daß in diesem Hause die verschiedenen Staaten einander ganz gleich bestehen, sie mögen groß und klein sein. Die Senatoren werden nicht vom Volke, sondern von den gesetzgebenden Versammlungen der einzelnen Staaten gewählt, und behalten ihre Stellen sechs Jahre; und sie sollen, wie es scheint, das aristokratische Princip einigermaßen repräsentiren. Der Senat hat neben seiner gesetzgebenden Gewalt die Befugniß, in die Geschäfte der ausführenden Behörde einzugreifen und gewisse Verfügungen des Präsidenten, Verträge mit auswärtigen Mächten u. dgl. haben dann erst Kraft, wenn sie im Senate angenommen sind.

Das Senatszimmer, das, wie gesagt, auf der andern Seite des Hauses liegt, hat eine ähnliche Gestalt, wie das der Repräsentanten, ist aber viel kleiner. Der Sitz des Präsidenten befindet sich auf der Seite der Fenster, und der Bogen geht nach innen zu; die Sitze der Mitglieder sind in zwei Halbkreisen angebracht und wo möglich noch bequemer eingerichtet als im anderen Hause. Die Gallerien sind ähnlicher Einrichtung, wie dort, nur viel kleiner, und unter denselben befindet sich eine Art von Halle, mit Sofa's versehen,

wo die begünstigten Mitglieder des anderen Hauses, hohe Beamte, Mitglieder des diplomatischen Corps u. s. w., einen bequemen Platz finden, um den Sitzungen beizuwohnen. In akustischer Hinsicht scheint dieser Saal viel besser als der andere gebaut zu sein; wenigstens hört man viel besser, was für mich, als einen Neuling, ein großer Vortheil war.

Ueberhaupt machte diese Versammlung einen ungleich vortheilhafteren Eindruck auf mich, als die der Repräsentanten. Die Mitglieder hatten das Aussehen ehrwürdiger, gereifter Staatsmänner, während im anderen Hause wenig ältere Gesichter zu finden waren; und diesem äußeren Unterschiede entsprach auch der Charakter der Verhandlungen und Reden. Die meisten Senatoren sind Jahre hindurch Mitglieder des anderen Hauses gewesen; wo sie Erfahrungen gemacht und im Sprechen und Debattiren viel Uebung erlangt haben, und daher kommen hier nicht so oft, wie in jenem Hause, Reden vor, die nicht für die Mitglieder, sondern für diejenigen, die der Redner in der Kammer vertritt, bestimmt sind; Reden, die zu Hause vorbereitet und oft gedruckt werden, ehe man sie hält, und die nur dazu dienen, den Eifer des Mannes zu bezeigen, seinen Ruhm zu erhöhen und ihm die Wiedererwählung zu sichern, weswegen sie auch nach allen Richtungen hin verschickt werden. Solche Reden, die darauf berechnet sind, nicht in der Kammer, sondern außerhalb im Volke eine Wirkung hervorzubringen, können natürlich kein bedeutendes Interesse erregen; sie enthalten lange Tiraden über alte abgedroschene Gegenstände, viel Gefühl und starke Dosen von Selbstlob. Solche Reden, welche viel Zeit wegnehmen, sind Ursache, daß im Anfange der Sitzungen des Congresses so wenig gethan wird, und am Ende dann sich die Geschäfte so sehr häufen, daß die Kammer Tag und Nacht sitzen muß, um wenigstens einige Bills durchzubringen. Im Senat findet dieser Uebelstand viel weniger Statt. Die meisten der Mitglieder sind Männer von bedeutendem Rufe, die nicht nöthig haben, für ihren Ruhm eine Rede zu halten und ihre Beredsamkeit für passende Gelegenheiten sparen können. Man hört hier selten zwei oder drei Stunden lange Reden, es sei denn, daß ein Redner einen besonderen Vortrag zu machen hat, und daß er als Haupt einer Partei, um deren Ansichten in's Licht zu setzen, genöthigt ist, den ganzen vorliegenden Gegenstand aufzunehmen. Ich fand daher die Verhandlungen ungleich interes-

santer, zumal da sie durch den Gegenstand gerade sehr anziehend waren. Die Tagesordnung betraf nemlich die Republik Texas und deren Anerkennung. Der Senat konnte diese Anerkennung nicht unmittelbar aussprechen, sondern mittelbar nur dadurch, daß er darauf antrug, einen Gesandten dahin zu schicken und für dessen Befolgung Verfügungen traf, wo es dann dem Präsidenten überlassen blieb, ob er von dieser Verfügung Gebrauch machen wollte oder nicht. Preston aus Süd-Carolina sprach lange dafür. Er gab eine ganze Geschichte der Republik und Mexiko's zugleich, und sein Hauptzweck ging dahin, zu beweisen, daß sich factisch eine Regierung gebildet habe und Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, daß dieselbe bestehen werde. Die Mitglieder aus den südlichen Staaten waren meist für Preston's Vorschlag, der dagegen von den Mitgliedern aus den nördlichen Staaten bekämpft wurde. Diese Anerkennung sollte eigentlich dazu dienen, Texas aufrecht zu erhalten, und dieß wünschten die Mitglieder aus den Sklavenstaaten in einem so hohen Grade deswegen, weil sie darauf rechneten, durch den früher oder später Statt findenden Anschluß von Texas an die Vereinigten Staaten ihre Macht zu vermehren, indem sie auf diese Art vier bis fünf Sklaven-Staaten in die Union bringen würden. Die Sklaverei war auch Schuld, daß sich Texas von Mexiko losriß. So lange es nemlich Provinz von Mexiko war, durften dort keine Sklaven gehalten werden, weil ein mexikanisches Staatsgesetz dieß verbietet, und die dahin eingewanderten Amerikaner empörten sich hauptsächlich deswegen, um das Recht zu erlangen, Sklaven zu halten. Nach Preston kam Clay von Kentucky. Er war vor acht Jahren mit Jackson Bewerber um den Präsidentenstuhl gewesen, und gilt als einer der besten und geschmackvollsten Redner; auch ist er gewiß auf jede Art geeignet, einen günstigen Eindruck zu machen, eine schlanke hohe Gestalt, noch ungebeugt durch die auf ihr lastenden Jahre; ein hageres scharf gezeichnetes Gesicht mit hoher Stirn, das von vielem Verstand zeugt; eine tiefe äußerst klangreiche Stimme, die beim ersten Wort die Aufmerksamkeit fesselt; ein ruhiger, würdevoller, aber gelegentlich leichter und anmuthiger Vortrag. Seine stärkste Waffe ist die Ironie, und man hält ihn für einen gefährlichen Redner, mit dem man sich hüten muß anzubinden; er ist manchmal wirklich boshaft, und läßt gleichsam seinen Widersacher erst wieder los, wenn er ihn vernichtet hat. — Van Buren, der damalige Vice-Präsi-

dent, hätte als solcher eigentlich dem Senat präsidiren sollen, aber als zukünftiger Präsident hatte er sein Amt an seinen Stellvertreter abgetreten, und ich hatte daher keine Gelegenheit, ihn dort zu Gesicht zu bekommen.

Einer der interessantesten Mitglieder der Repräsentanten-Kammer ist unstreitig Quincy Adams, Abgeordneter von Massachusetts, der vor Jackson Präsident der Vereinigten Staaten war. Es ist wirklich eigen, daß ein Mann, der Präsident gewesen, sich jetzt wieder auf den Stuhl eines Repräsentanten setzen mag, und man hat ihn vielfach deswegen getadelt, aber er läßt sich nicht irre machen, und trotz seines Alters ist er eines der thätigsten und unermüdlichsten Mitglieder, (er ist gewiß ein Siebziger). Ihm scheint das politische Leben zum persönlichen Bedürfnisse geworden zu sein. Ehrgeiz kann seiner Stellung nach ihn nicht leiten, denn er steht nicht an der Spitze einer Partei. Er ist zu unabhängig und zu eigensinnig, um sich den Forderungen einer solchen zu fügen, und buhlt um keine Gunst; er handelt, wie er es für gut hält, läßt sich durch keine Rücksichten von etwas abhalten, und spricht ohne Scheu vor dem Unwillen des ganzen Hauses; ja oft wird seine Hartnäckigkeit seinen Freunden selbst lästig und schadet der Partei, für deren Wohl er arbeitet. Sein Einfluß in der Kammer ist groß. Er hat viele Kenntnisse, und vermöge seiner reichen Erfahrung und seines guten Gedächtnisses kann er beinahe über jeden Gegenstand mit Leichtigkeit sprechen. Er hat eine große Festigkeit, an der schon manche seiner Gegner gescheitert sind, und verliert auch in der Hitze des Streites seine Kälte und Ruhe nicht, obschon seine Leidenschaftlichkeit durch die Härte und Schärfe, mit welcher er manche seiner Bemerkungen macht, hindurchblickt. Kürzlich hatte er einen harten Kampf in der Kammer wegen einer Petition. Er pflegt nehmlich immer die Bittschriften der sogenannten Abolitioner, d. h. derjenigen, die die Sklaverei abgeschafft wissen wollen, einzugeben, und fragte an einem der zur Einreichung von Petitionen bestimmten Tage den Sprecher, ob es ihm erlaubt sei, dem Hause eine von farbigen Menschen unterschriebene Petition vorzulegen. Auf diese Frage erhoben sich mehrere Mitglieder aus Sklavenstaaten, und deklamirten heftig gegen den alten Mann, indem sie verlangten, daß er eine Rüge erhalten, als Aufruhr-Prediger vor Gericht gestellt werden müsse, u. s. w. Sie machten es aber so arg, daß sie gerade des-

wegen ihren Zweck nicht erreichten. Nachdem die Debatten drei Tage gedauert hatten, machte Adams die einfache Bemerkung, es sei doch eigen, daß man ihn wegen einer bloßen Frage zur Rechenschaft ziehen wolle; Fragen seien doch gewiß jedem Mitgliede erlaubt. Die Folge war, daß er freigesprochen wurde, und seine Feinde durchfielen. — Adams ist ein kleiner, nicht ganz schwächtiger Mann, von einfachem Benehmen und Sitten; sein Kopf ist kahl, die Augen voll Feuer, die Züge etwas schlaff und das Alter verrathend, aber sein Körper noch stark, und hält sich trotz der großen Anstrengungen aufrecht. Ich schätze mich glücklich, die Bekanntschaft dieses achtbaren Mannes machen zu können, und schied von ihm mit erhöhter Achtung.

Während meines Aufenthaltes in Washington brachte ich, wie billig, die meiste Zeit in den Sitzungen der beiden Häuser zu, und obgleich manche Dinge vorkamen, die ich aus Unkenntniß des Zusammenhanges nicht verstehen konnte, so fand ich doch immer Vieles, was mich interessirte. Oft wurde man freilich durch das ewige Abstimmen im höchsten Grade gelangweilt. Im Hause der Repräsentanten fragt in gewöhnlichen Fällen der Sprecher bloß die Ja und Nein ab, und urtheilt nach seinem Dafürhalten, ob eine Sache angenommen ist oder nicht; findet aber ein Mitglied die Abstimmung zweifelhaft, so läßt er zuerst die Ja und dann die Nein aufstehen, und zählt beide; befriedigt dieß auch nicht, so muß der Schreiber die Namen aller Mitglieder ablesen, die dann ihr Ja und Nein abgeben. Diese letzte Abstimmungsart nimmt viel Zeit weg, während die zwei ersten Arten äußerst kurz sind. Das Resultat der Ablesung wird dem Publikum durch die öffentlichen Blätter mitgetheilt, und hat den Nutzen, daß das Volk daraus sehen kann, wofür jedes Mitglied gestimmt hat. Im Senat, wo die Anzahl der Mitglieder so sehr gering ist, nimmt die Abstimmung selten viel Zeit weg; aber hier wird man oft aus den Sitzungen vertrieben, weil, sobald der Senat sich an die Regierungsgeschäfte (*executive business*) macht, die Sitzung nicht mehr öffentlich ist, und die Zuschauer sich entfernen müssen. Eines Abends hatte ich mir lange Mühe gegeben, in die Gallerie des Senatszimmers zu kommen, denn es waren so viele Leute dort, daß ich ziemlich lange warten mußte, endlich gelang es mir und kaum war ich einige Minuten drinnen, so hieß es „Räumt die Gallerien,“ und alle meine Mühe war vergebens.

In beiden Häusern befinden sich immer viele Damen, und man treibt die Höflichkeit gegen dieselben so weit, daß ihnen mehr als die Hälfte der Gallerien gewidmet ist; besonders im Senat, wo die Zuhörer wenig Platz haben, nehmen sie, wenn bedeutendere Redner auftreten, einen großen Theil desselben weg. Im Hause der Repräsentanten werden auf den Gallerien oft lebhaftere Unterhaltungen geführt; ja viele Mitglieder entziehen sich langweiligen Reden, und widmen den dort befindlichen Schönen ihre Aufmerksamkeit. Einige der gemeinen öffentlichen Blätter, wie der New-York Herald, nahmen von diesem Hofmachen der Mitglieder Notiz und brachten es zur Sprache. Zu meiner Zeit jedoch waren die Sitzungen interessant und beschäftigten die Mitglieder zu sehr, als daß ich etwas davon bemerkt hätte.

Einundzwanzigstes Capitel.

Geselliges Leben in Washington. Der Präsident Jackson. Antritt Van Burens.
Abreise von Washington.

Die Abende brachte ich gewöhnlich in Gesellschaft zu, doch war die Zeit nicht günstig, um den Glanz des Winterlebens in Washington zu sehen. Die Geschäfte lagen so schwer auf vielen Abgeordneten und Senatoren, daß sie keine Zeit zum geselligen Vergnügen fanden und es gab daher nicht sehr viele Gesellschaften. In einem kleinen Zirkel hatte ich Gelegenheit, mit mehreren der berühmtesten Männer persönlich bekannt zu werden; mit den Senatoren von Süd-Carolina, Preston und Calhoun; mit Clay, von dem ich oben gesprochen; mit den Senatoren Kent, Bayard. Die Gesellschaft bestand größtentheils aus den Familien dieser Senatoren, und die Unterhaltung war zum Theil musikalisch, eine der Damen spielte die Harfe und sang dazu, beides mit viel Fertigkeit und Geschmack. Die Herren waren in sehr guter Laune, namentlich Preston, der am Nachmittag den Sieg in der Sache wegen Texas davongetragen. Ich hatte nicht gedacht, daß diese Staatsmänner so angenehme Gesellschafter sein könnten; das Gespräch hielt sich fern von aller Politik (womit sich die Herren am Tage genug und zum

Ueberdrusse beschäftigt hatten) und drehte sich um leichtere Gegenstände. Dieselbe Dame, die mir diesen angenehmen Abend verschafft hatte, nahm mich den nächsten Abend zu einem Privatball mit, ohne daß jedoch ihr Mann, der als Mitglied des unteren Hauses gänzlich durch die Sitzungen in Anspruch genommen war, uns begleiten konnte. Was ich ziemlich merkwürdig fand, war, daß es dort keine Dame vom Hause gab; die Gesellschaft wurde von drei Herren und einer alten Tante empfangen. Trotz des ungünstigen Wetters (es war nehmlich am Abend tiefer Schnee gefallen) und des Mangels an Miethkutschen füllten sich doch die ziemlich geräumigen Zimmer bald. Von den Damen, unter denen ich viele hübsche Gesichter bemerkte, und die meistens mit Geschmack gekleidet waren, waren auch einige aus Baltimore, die vollkommen dem Ruf ihrer Mitbürgerinnen entsprachen. Durch die Güte des preussischen Gesandten, Herr Baron von Rönne, gelang es mir, an diesem Abend dem zukünftigen Präsidenten vorgestellt zu werden, der einige Worte an mich richtete, denn zu einem längeren Gespräch ließ es das Gedränge nicht kommen. Ein ausgesuchtes und sehr reichliches Nachteffen, das in einem besonderen Zimmer bereitet worden, wurde nach gewöhnlicher Sitte stehend eingenommen. Ich verließ den Ball um ein Uhr, obgleich die jungen Leute noch keine Lust zu haben schienen, sich zurückzuziehen. Der Kutscher, der mich gebracht hatte, war, wie es schien, des Wartens müde geworden und hatte andere Beschäftigung gefunden; genug ich mußte die Meile zu meinem Hause zu Fuß zurücklegen. Indeß hatte ich mich auf einen Zufall der Art zum voraus gefaßt gemacht, und zog mich, mit Hülfe von wasserdichten Ueberschuhen aus Gauthuk, ziemlich gut aus dem Ungemache.

Daß ich das Verlangen trug, den Präsidenten der Vereinigten Staaten, General Andreas Jackson, kennen zu lernen, werden meine Leser ganz natürlich finden; und ich hatte gleich nach meiner Ankunft in Washington den Versuch gemacht, bei ihm Zutritt zu erhalten, aber ich erfuhr, daß dieß schwer halten werde; der Präsident war nehmlich gerade damals von einer ziemlich gefährlichen Krankheit genesen, und fühlte sich noch so schwach, daß man fürchtete, er werde nicht im Stande sein, bei der Einführung des neuen Präsidenten zu erscheinen. Vor dieser Krankheit hatte man nie die geringsten Schwierigkeiten gehabt, ihn zu sehen; aber jetzt hatten sich

zumal so viele Fremde in Washington eingestellt, daß er wahrscheinlich überlaufen worden wäre, hätte er Allen Zutritt gestatten wollen. Die sogenannten Lavees, wo man ihn immer sehen konnte, fanden eben wegen seines Unwohlseins nicht mehr Statt. Hr. Baron von Rönne war so gütig gewesen, mir einen Brief an den Neffen des Präsidenten zu geben, worin er ihn bat, mich seinem Onkel vorzustellen; aber vergebens versuchte ich zu diesem Neffen, der die Stelle eines Privatsekretärs bei dem Präsidenten bekleidete, zu gelangen. Einmal hieß es, er sei beschäftigt, dann, er sei auf dem Capitol, so daß ich am Ende alle Hoffnung aufgab, meinen Zweck zu erreichen. Den Brief wollte ich nicht gern aus den Händen lassen, weil ich fürchtete, man würde ihm keine Folge geben. Ich beschloß daher, mir wenigstens das Innere des weißen Hauses zeigen zu lassen.

Man muß sich keine zu große Vorstellung von der Wohnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten machen. Sie zeichnet sich hauptsächlich durch ihre schöne Lage auf einer Anhöhe aus, die sich über den Fluß erhebt. Die Hauptfront des Gebäudes ist nach dieser Seite gerichtet, und die Aussicht vom Hügel, dessen Abhang einen reinlich gehaltenen Rasenplatz bildet, recht lieblich. Die ganze Breite dieser Front beträgt neun Fenster, die Tiefe ist nicht bedeutend. Auf der hinteren Seite ist ein hübsches Portal, das in einen Vorfaal führt, der einen bedeutenden Theil des unteren Stockes einnimmt. Hier befinden sich die Staatszimmer, die mir nebst einigen anderen ohne Schwierigkeit geöffnet wurden. Es sind deren drei: der ziemlich große Saal, das große Audienzzimmer genannt, ist nicht gerade prachtvoll, aber auch nicht ärmlich verziert; namentlich bemerkte ich drei recht hübsche Kronleuchter. Die beiden anderen Zimmer sind kleiner und haben wenig, das sie vor gewöhnlichen bürgerlichen Zimmern auszeichnet. Das eine heißt das grüne, das andere das kleine Audienzzimmer. Während wir herumgingen, hörte ich, wie ein Herr, ein Schreiber bei einem der Ministerien, wie ich vermuthete, einen Bekannten von mir fragte, ob er keine Lust habe, den Präsidenten zu sehen; ich ergriff diese Gelegenheit, und drückte dem gefälligen Manne den Wunsch aus, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen; dasselbe thaten die Begleiter meines Bekannten, und er versprach uns vorzustellen. Ein schwarzer Diener empfing uns, als wir die Treppe hinauf kamen, und führte

uns in ein Zimmer, wo wir warten sollten, bis der Präsident uns empfangen könnte. Nach einiger Zeit wurden wir gerufen. Der Präsident empfing uns als Reconvalescent in seinem Schlafzimmer, in einen damastenen Schlafrock gehüllt, und war gerade damit beschäftigt, seinen Namen auf mehrere Blätter Papier zu schreiben, die ihm von einigen zum Besuch anwesenden Damen überreicht worden waren. Beim Eintritt gab er uns die Hand und ließ uns Stühle bringen. Sobald die Damen sich entfernt hatten, richtete er, indem er sich mit behaglicher Bequemlichkeit eine Pfeife vom Kamin nahm und sie anzündete, einige Fragen an uns, als aber neuer Besuch eintrat, entließ er uns mit einem wiederholten Händedruck. Das Bild dieses Mannes ist mir fest in der Seele geblieben: eine schöne, schlanke Gestalt mit aufrechter militärischer Haltung; eine hohe, von vollen, dichten, weißen, straff emporstehenden Haaren umgebene, und von Festigkeit zeugende Stirn, ein ausdrucksvolles Gesicht, und ein auf große Energie und Bestimmtheit deutendes Benehmen und Sprache. Obgleich die Umgebungen ihm keinen Glanz verleihen konnten, machte er doch den Eindruck eines Herrschers auf mich; und ich kann mir leicht denken, daß ein solcher Mann von einem Volke, das Muth und Entschlossenheit so hoch achtet, im höchsten Grade verehrt und geschätzt wird. Washington selbst war nicht mehr populär bei der Masse des Volks, als Andreas Jackson.

Endlich näherte sich der große Tag, an welchem Jackson sein Amt niederlegen, und Van Buren den Präsidentenstuhl besteigen sollte. Schon frühe am Morgen war das Volk auf den Straßen in Bewegung; ich machte mich endlich auch auf und ging ungefähr um zehn Uhr nach dem Capitol. Es waren schon viele Leute an dem Portikus versammelt, der an der hinteren Seite des Gebäudes sich befindet; es geht dort eine breite Treppe nach dem ersten Stock hinauf, von wo aus der neue Präsident seine Rede zum Volke halten sollte. Der Hof, der mit Brettern belegt worden, damit sich das souveraine Volk die Füße nicht kothig mache, war ziemlich gefüllt mit Zuschauern. Ich ging zuvor nach dem Senatszimmer, wo ich auch noch Platz fand. Um zehn und ein halb Uhr kam Colonel Johnson, der zum Vice-Präsidenten war gewählt worden, legte seinen Eid in die Hände eines der Senatoren ab, und nahm dann den Sitz des Präsidenten des Senats ein. Johnson ist ein Mann

ohne allen persönlichen Einfluß, und nichts als ein Werkzeug in den Händen einer Partei; sein Hauptverdienst in den Augen des Volkes besteht in zahlreichen Wunden, die er in einem Gefecht mit den Indianern erhalten hat. Er mochte sich selbst über die ihm widerfahrene Ehre, zum Vice-Präsidenten gewählt zu werden, verwundern. Nun mußten wir eine Stunde warten, bis zur Ankunft des alten und neuen Präsidenten; der Eintritt des diplomatischen Corps gab uns in der Zwischenzeit Stoff zur Unterhaltung. Endlich kamen die Präsidenten. Es wurde nun die Anordnung der Procession vorgelesen, wir warteten dieß aber nicht ab, sondern eilten hinaus. Die Menge hatte noch zugenommen, die Treppe und Terrasse des Portikus waren beinahe ganz mit Damen gefüllt, die mit ihren farbigen Hüten und Kleidern einen eigenen bunten Anblick gewährten, und recht angenehm von dem hellen Gebäude hinter ihnen und dem dunklen Teppich im Hofe zu ihren Füßen abstachen. Das Wetter war so günstig, als es sich nur wünschen ließ, und konnte als eine günstige Vorbedeutung für Van Buren gelten. Endlich erschien der neue Herrscher des amerikanischen Volkes, aber kein Jubel, kein Jauchzen erscholl. Er trat auf eine kleine Bühne und las seine Rede ab; die Worte waren aber leere Töne, wir verstanden sie nicht, und ich glaube, beinahe Niemand verstand sie. Es war wirklich komisch zu sehen, wie er seine Lippen bewegte und sich mit seinen Händen abarbeitete und alles ohne Wirkung blieb. Nach der Rede hätte das Volk jauchzen sollen, aber es wollte damit nicht recht gehen. Nach dem Eide, den der neue Präsident in die Hände des Richters Toni ablegte, kam der Beifall ein wenig kräftiger, und zu gleicher Zeit half die Musik mit einem Tusch. Buben, die sich während der ganzen Zeit im Hintergrunde im Schreien geübt und dazu beigetragen hatten, daß man die Rede nicht verstehen konnte, strengten sich jetzt bedeutend an mit Hurrahrufen. Die Whigs waren so boshaft zu behaupten, man habe die Buben bestellt, aber sie seien mit ihrem Rufen nicht zu rechter Zeit eingefallen, weil sie nicht hätten hören können; sie befanden sich nehmlich in der Halle unter der Treppe. Das Volk zeigte, wie gesagt, wenig Theilnahme, und der abtretende Jackson zählte gewiß mehr Freunde unter demselben, als der antretende Van Buren; mehrere riefen sogar: „Es lebe Jackson!“ Nach der Feierlichkeit verließen beide Herren das Capitol in einer offenen Halbchaise, die von dem

Holz der alten Fregatte „Constitution“ gemacht, und wenn ich nicht irre, von den Bürgern von Neu-York dem abgehenden Präsidenten geschenkt war. Beim neuen Präsidenten im weißen Hause fand großer Empfang Statt, Alles drängte sich dahin, um dem an tretenden Herrscher seine Aufmerksamkeit zu bezeigen; selbst Glieder der Opposition hielten es für ihre Pflicht, hinzugehen, um Glück zu wünschen.

Einige Stunden später war es in Washington schon todtensstill. Die Fremden verließen es in Schaaren. Die Mitglieder des Congresses, die mit Ungeduld das Ende der Sitzung abgewartet hatten, eilten so schnell wie möglich fortzukommen, und die Karren auf der Eisenbahn nach Baltimore waren mit Reisenden angefüllt. Washington erschien nun in seiner ganzen Langweiligkeit, und ich bedauerte es recht, daß ich wegen erwarteter Briefe genöthigt war, noch einen Tag länger zu bleiben, obschon ich das durch mein Warten gewann, daß die Menge sich verlief, und ich um so eher hoffen konnte, auf dem Wege nicht aufgehalten zu werden. Uebrigens wählte ich den weniger betretenen Weg zu Lande nach Columbia und Charleston, während die meisten Reisenden vorzogen, zu Wasser nach Charleston zu gehen; aber ich wünschte etwas von dem Innern des Landes kennen zu lernen, und ließ mich durch die zu erwartenden Mühseligkeiten nicht abschrecken. Die auf dem Wege von Philadelphia nach Baltimore bestandenen Strapazen hatten mir Vertrauen in meine Ausdauer eingefloßt, und ich glaubte Alles ertragen zu können, was auf schlechten Landwegen ertragen werden muß.

Zweundzwanzigstes Capitel.

Reise nach Fredericksburg und Richmond.

Sonntag Abend den 5. März verließ ich Washington. Da die Abreise des Dampfschiffes auf fünf Uhr des nächsten Tages angesagt war, so zog ich vor, schon die Nacht zuvor hinzugehen, um nicht am Morgen zu spät zu kommen. Als ich an den Fluß zum Boote kam, hörte ich, es seien die Betten schon alle besetzt, ich fand aber noch

eines leer, und ohne viel Ceremonien setzte ich mich in den Besiz desselben, mit dem festen Vorsatz, mich nicht daraus verdrängen zu lassen, und eher einen todähnlichen Schlaf zu heucheln. Einige Mal war ich wirklich in Angst, der eigentliche Besizer näherte sich, es fanden sich nehmlich mehrere Reisende ohne Betten; aber gegen zwölf Uhr wurde es still, und obgleich das Lager einen der Ruhe weniger Bedürftigen hätte abschrecken können, schlief ich recht gut, und wachte erst nach fünf Uhr auf, als man sich zur Abfahrt bereitete. Es wurde übrigens beinahe sieben Uhr, ehe wir den Landungsplatz verließen und ich hätte ganz bequem in meinem guten Bette in der Stadt schlafen können.

Das Wetter war so schön und klar, daß ich trotz der Morgenkühle die ganze Zeit auf dem Verdeck zubrachte; jedoch hielt ich mich in der Nähe des Rauchfanges auf, der mir die Stelle eines Ofens vertrat. Die einzelnen Gruppen, welche die Stadt Washington bilden, nehmen sich recht gut aus, namentlich das Capitol, das durch seine hohe Lage sehr gewinnt. Wir kamen in einiger Entfernung von der Schiffswerfte vorbei, die ich nicht besucht hatte. Es soll dort ein Denkmahl stehen, das zum Andenken an die im Kriege gegen Tripolis gefallenen Officiere errichtet worden. Einige Meilen unterhalb Washington kamen wir an Alexandria vorbei: es ist dieß ein kleines Städtchen, das oft von Washington aus besucht wird. Im Vorbeifahren bemerkt man wenig Ausgezeichnetes: einige saubere niedliche Häuser zeigten sich, und mehrere an den Kais liegende Schooner ließen schließen, daß der Ort einigen Handel hat. Der Potomac, auf dem wir uns befanden, mit seinem breiten gewundenen Bette ohne Leben und Strömung, sieht eher einem Landsee als einem Flusse ähnlich; aber die vielen Einbiegungen und Buchten, die meist durch kleine einfallende Flüßchen gebildet werden, machen eine angenehme Abwechslung. Die Ufer sind im Ganzen einförmig, entweder kahle, steile abgerissene Erdwände, oder niederes mit schlechtem Walde bedecktes Land. Man sieht hier die unglücklichen Folgen des Taback=Baues, der viele der reichsten Ländereien völlig ausgesogen und zum fernern Anbau beinahe gänzlich unbrauchbar gemacht hat. Fast der ganze niedere Theil von Maryland und ein Theil von Virginia finden sich in diesem Falle. Wenn man, wie hier geschieht, den Landbau bloß mit Negern betreibt, so kann man nicht daran denken, schlechtes Land zu verbessern, es geht dieß bloß mit Hülfe

von freien Arbeitern, und daher werden beide Staaten wohl früher oder später die Sklaverei aufgeben müssen. Die Pflanzler in dem am Meere gelegenen Theile von Virginia suchen sich dadurch für den undankbaren Boden zu entschädigen, daß sie die Vermehrung ihrer Sklaven so viel wie möglich begünstigen und damit nach denjenigen Staaten, wo in Folge der harten Arbeit viele sterben, Handel treiben; ein Gewerbe, das die ungeheuren Preise, dafür die Sklaven im vergangenen Jahre bezahlt wurden, recht einträglich machten.

Auf dem linken Ufer ungefähr acht Meilen unterhalb Alexandria steht ein Fort, das eine recht malerische Lage hat. Die Erdzunge, auf der es erbaut ist, bildet eine ziemlich bedeutende Einbucht, aus der wahrscheinlich ein kleines Wasser hervorkommt; das Fort selbst aber, das keine Thürme, nur niedrige Wälle hat, macht keinen sehr vortheilhaften Eindruck. Zwei Meilen weiter ist der berühmte Mount Vernon, wo Washington so lange gelebt hat. Er liegt dem Fort ziemlich gegenüber, und die Aussicht von da über den hier besonders seeartig breiten Potomac muß recht schön sein. Das Wohnhaus auf Mount Vernon ist gegen den Fluß gekehrt, und hat das gewöhnliche Aussehen eines südlichen Landhauses: eine Piazza geht ganz um dasselbe herum; der zweite Stock schien mir ein wenig zu niedrig. Hinter dem Wohnhause sind noch mehrere andere Gebäude, deren Bestimmung ich nicht kenne. Die Anhöhe, auf welcher es liegt, erstreckt sich ziemlich weit hinaus in den Fluß, und bildet einen Vorsprung, so daß man dasselbe von drei Seiten sehen kann. Ich hätte gern einen Besuch gemacht an dem durch das Grabmahl dieses großen Mannes geweihten Orte; aber Dampfboote halten nicht, und Amerikaner, die sich mit an Bord befanden und auch noch nie dort gewesen waren, fuhren vorbei wie ich. Von hier bis zu unserem Landungsplatze war wenig Abwechslung: einige erbärmliche Hütten, meist Blockhäuser — das heißt Häuser, die aus Baumstämmen zusammengefügt sind; wenige angebaute Felder, die jämmerlich genug aussahen; keine schönen Wälder; die alten Urwälder standen nicht mehr, und der neue Anwuchs war eher Gebüsch als Wald zu nennen. Nachdem wir den Potomac verlassen hatten, fuhren wir einige Meilen einen kleinen Fluß oder Creek, wie man einen solchen in Amerika nennt, hinauf. Am Landungsplatz, wo wir nach einer Fahrt von fünfzig Meilen um zwölf Uhr anlangten, fanden wir Wagen, die uns bis nach dem elf Meilen entfernten Fredericksburg

bringen sollten. Der Weg war furchtbar schlecht. Ich saß mit dem Kutscher auf dem Boß, und glaubte alle Augenblicke vom Sitze herunter geworfen zu werden, bis ich nach und nach das Gleichgewicht halten lernte. Eine Brücke, die wir passiren sollten, war in so schlechtem Zustande, daß wir anhalten und warten mußten, bis die Löcher etwas mit Brettern verdeckt waren. Indeß gelangten wir glücklich nach Fredericksburg, wo wir ein recht gutes Mittagessen bereit fanden. Das Städtchen ist reinlich und freundlich; es hat ziemlichen Handel, indem es mit der Chesapeake-Bai durch einen Fluß zusammenhängt. Die sechzig Meilen von hier nach Richmond legten wir in aller Bequemlichkeit auf einer Eisenbahn zurück, in ungefähr vier Stunden. Der größte Theil des Wegs führte durch Wälder, die gerade zu der Jahreszeit nicht viel Anziehendes hatten; doch bemerkte ich mehrere Arten immergrüner Sträucher, namentlich auch viele Stechpalmen. Hie und da sahen wir neue Anpflanzungen, Maisfelder, in welchen die abgestorbenen Baumstämme mit kurz abgeschnittenen Ästen stehen geblieben waren, ein unerfreulicher Anblick, wahre Bilder des Todes. In anderen Feldern fanden wir bloß Stumpfe, die weniger hervorragen und darum weniger unangenehm auffallen. Die Wohnungen bestanden meistens aus Blockhäusern; bloß am Wege befanden sich einige aus Brettern errichtete Gebäude, die nett und sauber aussahen, obgleich ihnen noch der Anstrich fehlte, vermuthlich weil sie erst ganz neulich erbaut waren. Die Eisenbahn war erst vor Kurzem eröffnet und noch nicht Alles daran fertig. In Fredericksburg, wo die Bahn zwei Fuß über der Erde erhaben ist, hatte man noch nicht Zeit gehabt, Stufen zu machen, so daß die Frauenzimmer genöthigt waren, sich eines Tritts zu bedienen. Die Bahn besteht aus einfachen eisernen Bändern, die auf hölzerne Bretter aufgenagelt sind. Die Räder der Karren fand ich höher, als auf den Bahnen im Norden; auch fehlte es, wie mir schien, an einem hinreichend dichten Drathgewebe über dem Rauchfange: wenigstens flogen die Funken nach allen Richtungen umher, und man mußte sich sehr in Acht nehmen, wenn man keine Löcher in den Kleidern davontragen wollte. Diese Funken lassen sich nie ganz vermeiden, wenn Holz gebrannt wird, während sie bei Steinkohlen nicht vorkommen; aber die amerikanischen Steinkohlen hat man bis jetzt noch wenig bei Dampfmaschinen anwenden können, weil sie nicht schnell genug verbrennen, und daher nicht hinlängliche

Hige geben. Tabackspflanzungen sah ich auf dem ganzen Wege nicht: ich weiß nicht, ob man diesen Zweig des Ackerbaues in diesen Gegenden ganz aufgegeben hat, oder ob es vielleicht zu frühe im Jahre war. Es war Abends, als wir in Richmond anlangten, so daß ich nichts mehr von der Stadt sehen konnte. Im Wirthshause bekam ich ein erträgliches Zimmer und ein gutes Bett. An einem gewissen Ort fand ich eine Aufschrift, die mir des Aufschreibens werth schien — Persons, that are not boarders of the eagle hotel, are positively prohibited from using this private without paying a charge of fire dollars in advance.“ —

Am folgenden Tage wandelte ich in der Stadt umher. Der Morgen war neblig, aber so mild, und alles, was ich sah, machte auf mich den Eindruck eines südlichen Landes, daß ich ganz heiter gestimmt wurde. Der Nebel hinderte mich, weit zu sehen, aber ich fand einzelne Wohnhäuser mit lieblichen Gärten so freundlich und anziehend, daß ich mir einbildete, das Leben in Richmond müsse sehr angenehm sein. Freilich bietet die Stadt einen sehr gemischten Anblick dar, Armuth neben Reichthum, Reinlichkeit neben Schmutz. Die Straßen haben kein Pflaster und einen lehmigen Boden, hinter stattlichen Wohnhäusern oft ärmliche Hütten mit zerfallenen Holzzaunen; Kühe, Schweine beleben die Straßen, und die unreinlichen, wollenköpfigen Negerkinder, die eine ganz besondere Zuneigung zum Schmutz zu haben scheinen, sind kein lieblicher Gegenstand für das Auge. Die Stadt liegt zum Theil in dem Thale, durch welches der Fluß James fließt, und da die Abhänge, welche denselben einschließen, sich nahe herandrängen, so ist der niedere Theil der Stadt sehr schmal. Die Hauptstraße liegt schon ein wenig höher als das Flußufer, und die hübschen Wohnhäuser befinden sich auf der Höhe, wo aber keine regelmäßigen Straßen sind und auch wohl nicht entstehen können, wegen des unebenen Bodens. Die Fläche auf der Höhe wird nehmlich durch viele tiefe Schluchten durchschnitten, die bis an den Fluß gehen, und durch welche das Regenwasser abläuft. Der Fluß James bietet eine malerische Ansicht dar; er bildet nehmlich gerade über der Stadt zahlreiche kleine Fälle, indem er sich zwischen Felsen und mehreren kleinen Inseln durchdrängt. Darum ist er aber oberhalb nicht mehr schiffbar, während bis zur Stadt noch Seeschiffe kommen, welchem Umstande wohl der Ort sein Entstehen verdankt. Man hat übrigens einen Canal gebaut, der nicht nur zur

Schiffahrt benutzt wird, sondern auch noch bedeutende Wasserwerke in Bewegung setzt. Richmond ist die Hauptstadt des Staates Virginia. Das Capitol, wo gerade die gesetzgebende Versammlung in Sitzung war, hat eine äußerst schöne Lage auf einer der Anhöhen. Schade, daß die Form eines griechischen Tempels, die man ihm gegeben hat, unpassend und das allein stehende Gebäude viel zu schmal ist. Es bildet ein längliches Viereck, dessen schmale Seiten mit Säulen geziert sind; eine derselben ist gegen den Fluß gerichtet; den Haupteingang hat man auf der einen längeren Seite angebracht. Es ist von recht artigen Anlagen und einigen guten Gebäuden, dem Hause des Gouverneurs des Staates und dem Gerichtshofe der Vereinigten Staaten, umgeben. Ich besuchte die gesetzgebende Versammlung, hielt mich aber nicht lange da auf, indem mich der Nebner der Hitze und der schlechten Luft wegen nicht fesseln konnte. Interessanter fand ich einen Besuch in dem in einiger Entfernung gelegenen Gefängniß. Es besteht aus zwei Gebäuden, die von einer hohen viereckigen Mauer eingeschlossen sind. Das dem Eingang zunächst stehende ist halbkreisförmig und enthält die Zellen, die Küche, das Eßzimmer u. s. w.; in dem hinteren mit zwei Flügeln versehenen Gebäude befinden sich die Arbeitsstuben. Der Hauptzweck dieser Anstalt schien mir nicht sowohl die moralische Erziehung, als die Benützung der Gefangenen zur Arbeit zu sein. Schon daß man nur Leute aufnimmt, die, wenn es Weiße sind, zu zwei Jahren, wenn Schwarze, zu acht Jahren verurtheilt sind, zeigt, daß man sich für die Mühe, die man auf die Gefangenen verwendet, bezahlt machen will. Es befanden sich in der Anstalt hundertfünfundachtzig Männer und vierzehn Weiber. Die schwarzen Männer sind alle Freie, Sklaven kommen selten hierher, weil sie selten Verbrechen begehen und weil sie in solchen Fällen gepeitscht, gehangen oder verkauft werden. Daß in dieser Anstalt nicht davon die Rede sein kann, Mittheilung unter den Gefangenen zu verhindern, ist klar; man scheint aber auch keinen großen Werth darauf zu legen.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Petersburg. Halifax. Fayetteville. Camden. Ankunft in Columbia.

Am siebenten Nachmittags fuhr ich mit der Postkutsche nach Petersburg, wohin man zweiundzwanzig Meilen rechnet. Es sollte in Kurzem eine Eisenbahn eröffnet werden, ich mußte mich aber noch auf einem schlechten Landwege herumwerfen lassen. Meinen Sitz hatte ich auf der Außenseite genommen, und fand da auf dem Platze neben mir einen bei der neuen Eisenbahn beschäftigten Irländer, der zahlreiche Libationen gemacht zu haben schien, und auf dem dritten Platz einen Dr. Med., der gerade von Texas gekommen war und den Irländer zu überreden suchte, dorthin auszuwandern. Die Einwendungen des Irländers, der gerade nicht für Texas eingenommen war, suchte er durch Wigeleien ins Lächerliche zu ziehen, aber der Irländer wußte ihm treffend zu antworten. Dieser stieg auf der Hälfte des Weges bei seiner Wohnung ab, wo Frau und Kinder unter der Thüre standen, ihn zu bewillkommen. Das kleine Haus schien von Wohlstand zu zeugen. Das Wetter war sehr mild, und die Reise angenehm, aber der Weg ohne sonderliche Aussicht, meist durch einen Wald führend, der an einigen Stellen schöne große Bäume zeigte, aber eine Strecke weit durch einen heftigen Sturm umgerissen war, was einen trübseligen Anblick darbot. Niemand hatte sich die Mühe gegeben, die gefallenen Stämme wegzuschaffen, und Alles lag durch einander in der größten Verwirrung. Es war das erste Mal, daß ich die Wirkung eines Orkans in solcher Ausdehnung sah; die Breite der durch den Sturm niedergeworfenen Waldstrecke machte ungefähr zehn Minuten betragen.

In der Nacht kamen wir in Petersburg an. Ich glaubte in eine kleine Stadt zu gelangen und war daher erstaunt zu hören, daß es zwanzigtausend Einwohner zählt. Es liegt an einem sich in den James river ergießenden Flusse, auf dem kleine Schooner vom Meere heraufkommen; ich selbst sah einen liegen, als wir in der Nacht über die Brücke fuhren. Meine Absicht war, am nächsten Morgen mich ein wenig in der Stadt umzusehen, damit ich wenigstens das nordamerikanische Petersburg kennen lernte, da ich nicht

im russischen gewesen bin; aber das Wetter war so unfreundlich, daß ich im Wirthshause blieb bis zur Abfahrt der Karren, die um neun Uhr des Morgens Statt fand. Die Eisenbahn war neben dem Wirthshause, und ich brauchte daher nicht weit zu gehen. Die Einrichtung der ähnlich wie die Postwagen gebauten, mit Bänken zu vier Personen versehenen Kutschen fand ich nicht ganz zweckmäßig. Ich hatte mir einen Sitz auf der mittleren Bank gewählt, um die Aussicht durch das Fenster zu haben, mußte aber ohne Lehne sitzen. Die sechzig Meilen bis Blakli, wozu wir gegen fünf Stunden brauchten, kamen mir sehr lang vor; wie es scheint, hatten wir zu viel Karren mit Gütern mitzuschleppen. Trotz unserer Langsamkeit wurde indeß einer der Mitreisenden, der auf einem Haltorte abgestiegen war und sich nicht zu rechter Zeit wieder einfand, zurückgelassen, worüber seine Begleiter, vier junge Kaufleute, sehr erbittert waren. Wahrscheinlich hat er mehrere Stunden warten müssen, ehe er nachkommen konnte und hat doch seine Freunde nicht mehr eingeholt. Der Weg führte uns durch eine sehr uninteressante Gegend. Ich sah hier die ersten Baumwollensfelder, d. h. ich sah die Ueberbleibsel der Stauden vom vergangenen Jahre; die übrigen Felder waren mit Welschkorn bepflanzt. Mir kam Alles sehr ärmlich vor, sowohl das Land als die Häuser, die meist nichts als elende Baracken waren. Auch die Wälder, von denen mir Basil Hall's Beschreibungen große Erwartungen erregt hatten, konnte ich nicht ausgezeichnet finden: ich sah wenig schöne Bäume; die alten dicken Stämme waren meist abgestorben oder dem Absterben nahe. Wir kamen durch einige ziemlich sumpfige Gegenden, wo die vielen immergrünen Sträucher das Anziehendste waren; sonst bot der sandige Boden, mit abgestorbenen Baumstämmen und schwarzen Wasser-Pfützen bedeckt, nichts Erfreuliches dar.

Von Blakli fuhren wir in der stage nach Halifax, wo wir über den Fluß Keanoke in einer Fähre setzten. Dieser Fluß ist ziemlich bedeutend und Dampfschiffe scheinen vom Meere bis hierher zu kommen; wenigstens sah ich neben der Fähre eines, obschon von geringer Größe liegen. In Halifax nahm ich einen Platz in dem Postwagen, der nach Fayetteville geht. Unsere Gesellschaft, die aus neun Passagieren bestand, war ziemlich gemischt, enthielt aber wenige interessante Personen, auch einen Sklaven, Bedienten eines der Mitreisenden. Ich fand hier wieder die vier vorhin erwähnten Kauf-

leute, die von New-York, wo sie Einkäufe zu machen hatten, auf der Rückkehr nach Georgia und Alabama begriffen waren. Zwei der Mitreisenden waren Congressmitglieder, die sehr dazu beitrugen, unsere Unterhaltung zu beleben. Wir kamen auf unserem Wege durch Raleigh, die Hauptstadt von Nord-Carolina, die zwar nicht eigentlich eine Stadt zu nennen, aber ein recht artiger und freundlicher erst im Werden begriffener Ort ist. Ich hatte Zeit, vor dem Essen das Staatsgebäude, das sogenannte Capitol, anzusehen, dessen Lage auf einer über die Umgegend etwas hervorragenden Anhöhe äußerst vortheilhaft ist und den Eindruck erhöht, den es macht. Man muß den Amerikanern zugestehen, daß sie ihren Gebäuden immer eine zweckmäßige Lage zu geben wissen; freilich wird es ihnen leicht, einen guten Ort zu wählen, da der Boden ohne Schwierigkeit und große Kosten zu haben ist. An manchen Gebäuden in den Vereinigten Staaten ist die Lage der Hauptvortrag. Das Capitol in Raleigh ist dem in Washington ähnlich. Es besteht aus einem Mittelgebäude und zwei Flügeln, welche letztere sehr kurz, und nach Verhältniß noch kürzer als die in Washington sind; und sie verlieren überdies noch an Länge durch die auf beiden Seiten des Mittelgebäudes angebrachten Portiken, die so weit hervortreten, daß sie dem Ganzen beinahe die Form eines Kreuzes geben. Das Gebäude ist aus Granit oder vielmehr Gneis aufgeführt und mit wenigen Verzierungen versehen, außer mit vier Säulen an jedem Portikus. Vom Innern, für dessen Ausbau noch nichts gethan war, konnte ich nichts sehen. Das Ganze wird, wenn es vollendet ist, dem Städtchen Ehre machen und viel zu seiner Verschönerung beitragen.

In Fayetteville, wohin wir nach einer Fahrt von zwei Nächten und einem Tage gekommen waren, fühlte ich Lust, mich einen Tag auszuruhen; aber da ich fürchtete, in der nächstfolgenden Kutsche keinen Platz zu erhalten, (denn bekanntlich haben weiter herkommende Reisende immer den Vorzug) und der Ort mir wenig darzubieten schien, um mich für einen längeren Aufenthalt zu entschädigen; so entschloß ich mich sogleich weiter zu reisen. Ob Fayetteville durch eine besondere Veranlassung zu seinem Namen gekommen ist, weiß ich nicht; es gibt in den Vereinigten Staaten mehrere Städte, die diesem Freiheitshelden zu Ehren benannt worden sind: denn das Volk hält das Andenken dieses Mannes sehr hoch.

Zwischen diesem Ort und Camden hatten wir oft sehr schlech-

ten Weg. Freilich war die Straße bisher nie gut gewesen, wir waren aber noch immer ziemlich vorwärts gekommen; in dieser Nacht hingegen wurden wir von dem Kutscher, welcher sich vor dem Umwerfen fürchtete, genöthigt auszusteigen und mehrere Meilen zu Fuß zu gehen, und mußten uns oft durch tiefen Roth durcharbeiten. Ein gutes Nachtesßen um zwölf Uhr Mitternacht half uns indeß die erlittene Mühseligkeit bald vergessen. Wir verließen hier Nord-Carolina und betraten den Boden von Süd-Carolina, der sich durch Sand zu erkennen gab, so daß wir jetzt wenigstens vor dem Umwerfen ziemlich sicher waren. Regen hatte den Weg fest gemacht, und wir kamen daher recht gut von der Stelle. Wir befanden uns jetzt auf einem sogenannten natürlichen Wege (natural road), d. h. wir fuhren mitten durch den Wald, wo zur Herstellung eines Weges weiter nichts gethan war, als daß man die Bäume umgehauen hatte; manche aber standen noch so nahe an beiden Seiten, daß der Wagen nur eben durchkommen konnte, und wir oft sogar die an den Seiten hängenden Laternen wegnehmen mußten, um sie nicht durch Anstoßen gegen einen der Bäume zu verlieren. Beim Hinausgehen mußte man immer, wenn man nicht einen gefährlichen Schlag auf den Kopf bekommen wollte, Acht geben, ob nicht wieder ein Baum kam. Diese (denen in der Mark Brandenburg ähnlichen) Wege sind übrigens bei nicht zu trockenem Wetter oder nach einem Regen sehr gut, und gewähren den Vortheil, daß man nicht gestoßen wird; freilich dürfen sie keine tiefen Gleise haben, was man aber dadurch vermeidet, daß man immer neue macht. Zu Camden, einem allerliebsten freundlichen Städtchen, sah ich das Denkmahl des Herrn von Kalb, der im amerikanischen Freiheitskriege in einem ganz in der Nähe Statt findenden Treffen gegen die Engländer fiel. Er war ein Preuße aus der Schule Friedrich's des Großen, und hatte als Freiwilliger den Amerikanern seine Dienste angeboten. Am Abend des dritten Tages kamen wir in Columbia an. Wir hatten in dreimal vierundzwanzig Stunden ungefähr dreihundert Meilen zurückgelegt, und somit gerade nicht geschwinde gereist, zumal da wir nicht viel Zeit mit Anhalten an den Ruhepunkten verloren hatten. Ich hatte übrigens die Beschwerlichkeiten nicht so beträchtlich gefunden und war am nächsten Morgen frisch und munter, wie wenn ich eine ganze Woche ausgeruht hätte.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Columbia. Die Hausflaven. Colonel Hampton. Pferdezucht. Das Irrenhaus.
Botanische Excursion.

Mit dem Gasthose in Columbia hatte ich alle Ursache zufrieden zu sein; Zimmer, Essen waren gut, obgleich ich vom Letzteren nicht viel sagen kann, da ich meist außerhalb speiste, aber freilich dafür bezahlte, wie es hier zu Lande üblich ist. Mir fiel das Benehmen eines kleinen Negerknaben auf, der mir nach dem Nachtessen auf mein Zimmer leuchtete. Während ich mich damit beschäftigte, die zum Schreiben nöthigen Dinge auszupacken, blieb der Knabe ruhig im Zimmer, obgleich ich ihm gesagt hatte, ich bedürfe seiner nicht weiter, und sah sich die Sachen neugierig an, die ich aus dem Koffer auf den Tisch legte; besonders zog das Schreiben, das ziemlich neu für ihn sein mußte, seine Aufmerksamkeit auf sich. Mir gefiel sein freundliches, zutrauliches Benehmen, und ich gab mich eine Zeit lang mit ihm ab. Obgleich ich schon seit längerer Zeit in Sklaven-Staaten gereist war, so hatte ich doch eigentlich wenig Gelegenheit gehabt, Sklaven zu beobachten, und das Benehmen dieses Knaben war mir daher ein anziehender Gegenstand der Aufmerksamkeit. Knechtisch oder sflavisch war es gar nicht, vielmehr höchst frei und unbefangen, wie ich es später auch an erwachsenen Sklaven bemerkt habe. Diese Menschen schließen sich leicht an, sind neugierig und fragen gern, sind aber im Ganzen keine aufmerksamen Diener, und man hat gewiß die größte Mühe, gute Bediente aus Ihnen zu machen. Sie lieben die Arbeit nicht und meist haben sie auch nicht viel zu thun — ich rede nemlich von den Hausflaven, deren man gewöhnlich mehr hat, als man eigentlich braucht, und sie daher nicht viel beschäftigt. Erfreulich ist die oft vorkommende Unhänglichkeit zwischen Herren und Sklaven. Das Gefühl der Zugehörigkeit äußert einen natürlichen Einfluß, und wird noch verstärkt, wenn der Sklave im Hause geboren ist. Je vornehmer der Herr ist, desto vornehmer dünkt sich der Neger, und dieß geht soweit, daß sich der Sklave eines reichen Mannes, für besser hält, als den eines ärmeren Mannes, ja als einen armen weißen Mann. Die Neger führen die Namen ihrer Besitzer, und unter einander nehmen sie den

Ton und die Manieren ihrer Herren an, die sie auf eine höchst lächerliche Art nachäffen. So geben sie z. B. Gesellschaften und schicken sich schriftliche Einladungen; da sie aber nicht lesen können, so sind die Herren genöthigt da Karten für sie zu lesen, die wahrscheinlich auch von Weißen für Bezahlung geschrieben werden. In Süd-Carolina ist es äußerst strenge verboten, die Sklaven lesen oder schreiben zu lehren, und diese Verbote sind in der neueren Zeit in Folge der durch die Bemühungen der Abolitioner herbeigeführten Aufregung noch verschärft worden.

Columbia, ein freundliches, belebtes Städtchen, ist der Sitz der Regierung des Staates Süd-Carolina, und enthält auch ein Collegium. Einen der Professoren der Anstalt Dr. Lieber, mir von Deutschland her bekannt, suchte ich sobald wie möglich auf. Er empfing mich wie einen alten Freund mit der größten Herzlichkeit, und ich brachte die meiste Zeit meines Aufenthaltes in Columbia in seiner Gesellschaft zu. Die Collegiengebäude sind in einem großen durch Mauern eingeschlossenen Vierecke vereinigt, ohne weitere Regelmäßigkeit in der Anordnung, als daß sie zwei Reihen bilden, die durch eine breite, hübsch mit Bäumen eingefasste Straße getrennt sind. Da es Sonntag war, so ging ich mit Dr. Lieber in die Kirche des Collegiums, wo der Gottesdienst nach den Gebräuchen der bischöflichen Kirche gehalten wurde. Aber der Gesang verunglückte gänzlich, und nach dem ersten mißlungenen Versuche begnügte man sich, das Lied zu lesen. Zum Mittagessen fuhren wir nach dem in der Nähe sich befindenden Landhause des Colonel Hampton, Sohn des Generals Hampton, der in der Revolution mit großer Auszeichnung gefochten hat. Mein Verlangen, den Colonel kennen zu lernen, wurde sehr gespannt durch den edlen Charakterzug, den mir mein Begleiter von ihm mittheilte. Sein Vater, der General, ein merkwürdig eigensinniger Mann, hatte ohne allen Grund sein großes Vermögen von ungefähr zwei und einer halben Million Thaler seinem Sohne dem Colonel, vermacht und die übrigen Kinder, drei Töchter enterbt. Als aber nach dem Tode des Generals das Testament geöffnet und gelesen wurde, nahm es der Colonel und zerriß es, worauf vermöge des in Kraft tretenden Gesetzes das Vermögen in vier Theile getheilt wurde. Sein Landsitz ist mit keiner Pflanzung verbunden; ein Garten, Grasplätze und ein einfaches, nicht sehr geräumiges Haus mit mehreren Nebengebäuden machen das ganze

Haus aus. Colonel Hampton ist ein großer Liebhaber von Pferderennen, und Besitzer mehrerer der ausgezeichnetsten Renner in Amerika, von denen einer, Kitty Head an dem letzten Rennen, das einige Wochen zuvor in Charleston gehalten worden, gesiegt hatte. Ich sah mehrere seiner Pferde in den Ställen und auf den Rasenplätzen. Sie schienen alle mit äußerster Sorgfalt behandelt zu werden; die meisten sind von England eingeführt, einige mit Blutpferden in Amerika erzeugt. Im Süden gibt es übrigens lange keine so guten Pferde, als im Norden, und es werden dort eigentlich gar keine aufgezogen; man führt sie meist aus Kentucky ein; die besten aber sind in Neuengland zu Hause. Die Pferde dieser Race sind oft nicht schön, und meist nicht fein genug gebaut, leisten aber ausgezeichnete Dienste, und viele legen dreizehn bis funfzehn Meilen im Trabe in einer Stunde zurück; sie haben viel Feuer, sind dabei sehr lenksam, und zeigen selten Fehler, wie Widerspenstigkeit u. dgl. Eigen ist, daß man sie so wenig zum Reiten benutzt, vielleicht sind sie nicht so gut dazu geeignet, als die aus Kentucky. Im Süden braucht man viel Reitpferde, denn man geht beinahe nie zu Fuße, und alles wird zu Pferde abgemacht; man erwartet daher einen schönen Schlag Pferde zu finden, aber der Mangel an Weideplätzen ist der Pferdezucht hinderlich.

In der Gesellschaft befand sich unter Anderen ein Dr. Cooper, ein alter ehrwürdiger Greis, der in Europa geboren, aber seit vielen Jahren Bürger in Amerika ist. Er hatte sich zum Arzte gebildet und in Philadelphia sein Diplom erhalten, war aber nachher seinem ersten Stande untreu geworden und zum Rechte übergegangen, jetzt ist er mit einer Sammlung der Gesetze des Staates Süd-Carolina beschäftigt. Ferner sah ich hier den Professor Dr. Nott, einen der Lehrer des Collegiums, nebst seinem Bruder Dr. Nott, der sich in Mobile als praktischer Arzt niedergelassen hat. Leider ist Professor Nott im folgenden Sommer, den er im nördlichen Theile der Vereinigten Staaten zugebracht, beim Scheitern des Dampfschiffes Home, das von New-York nach Charleston bestimmt war, ums Leben gekommen. Er war ein äußerst gebildeter, freier Mann, und die Anstalt hat an ihm einen tüchtigen Lehrer, Dr. Lieber einen treuen Freund verloren. Col. Singleton, ein anderer der Gäste, erinnerte mich durch seinen Namen an den in Cooper's Spion vorkommenden Singleton, von dem ich jedoch nicht weiß, ob er eine historische

Person ist. Die Gesellschaft bestand bloß aus Herren, denn Col. Hampton ist Wittwer, und seine einzige Tochter war nicht zu Hause. Der Tisch zeichnete sich durch Pracht des Geschirrs aus, war aber sonst sehr einfach. Man blieb lange sitzen, bei gutem Wein und lebhafter und anziehender Unterhaltung.

Den Abend brachte ich bei Dr. Lieber zu, dem ich natürlich von Europa erzählen mußte, und wir saßen bis spät in die Nacht zusammen. Als ich zum Wirthshause kam, fand ich zwar die Hausthüre offen, aber kein Licht; in der Wirthsstube lagen mehrere Sklaven schnarchend am Boden, aber es war mir unmöglich, sie durch Schreien und Schütteln zu erwecken, und ich schägte mich glücklich eine Lampe zu finden, an der ich mein Licht anzünden konnte. Wenn der Schlaf dieser Menschen nicht erheuchelt war, um sich die Mühe zu sparen, mir ein Licht zu holen, was sich von ihrer Trägheit erwarten läßt, so war er wirklich tief zu nennen. Uebrigens habe ich mich öfter über die Leichtigkeit gewundert, mit der die Neger in kurzer Zeit einschlafen, selbst auf dem harten Stubenboden.

Den folgenden Tag hatten wir sehr unangenehmes Wetter, ich entschloß mich daher noch denselben Abend nach Charleston abzureisen. Die Irrenanstalt, die vor einigen Jahren von dem Staate hier errichtet worden ist, besuchte ich noch in der Frühe. Die Gebäulichkeiten waren noch nicht vollendet; es fehlte z. B. ein Stück in der Ringmauer, welche Lücke kurz zuvor einige der Kranken zur Flucht benutzt hatten, und über den einstweilen vorgezogenen hölzernen Zaun hinweggekllettert waren. Wie es scheint, fehlt es an der hinreichenden Anzahl von Wärtern, deren bloß zwei nebst ungefähr sieben bis acht Sklaven da sind. Die Anzahl der Kranken ist ungefähr vierzig, die in ziemlich geräumigen Zellen wohnen. Die Zimmer, die für die zahlenden Kranken bestimmt sind, kosten mit einem eigenen Wärter bis gegen sechshundert Thaler. Diese Kranken essen auf ihren Zimmern, die übrigen in zwei Sälen, in den sousterrains, die ich höchst unangenehm, dumpfig und unreinlich fand. Im Sommer werden die Kranken auf dem Felde beschäftigt, im Winter aber hat man nicht viel für sie zu thun, und sie bleiben so ziemlich sich selbst überlassen. Die Weiber helfen in der Küche und beschäftigen sich mit Nähen. Mir war es auffallend zu hören, daß die Anstalt sich selbst erhalte; die Armen werden, wie es scheint, durch die Kostgelder der Reichen ernährt. Von dem Thurme des Hauses hat

man eine hübsche Aussicht über Columbia, das sich mit seinen durch Bäume getrennten Häusern recht gut ausnimmt.

Trotz des Regens machte ich einen Spaziergang nach einem nahegelegenen Walde, um ein wenig zu botanisiren; die Jahreszeit war aber noch zu wenig vorgerückt, und ich fand nur einige Pflanzen in Blüthe, worunter die *Houstonia rotundifolia*, die mir als Erstling einer südlichen Flora viel Vergnügen machte. Es steigerte sich aber um so mehr meine Ungeduld, sobald wie möglich weiter nach dem Süden zu gehen. Die Umgegend von Columbia besteht hauptsächlich aus sandigen Fichten- und Eichenwäldern; in diesen Breitengraden gibt es nemlich mehrere Eichenarten, die in dem ärmsten Boden fortkommen, die sich aber freilich nicht mit unseren majestätischen Eichen vergleichen lassen, sondern immer nur dünne, kränklige Stämme bleiben.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Reise von Columbia nach Charleston. Der Weg bis Branchville. Die Eisenbahn von da bis Charleston.

Den dreizehnten März um neun Uhr Abends reiste ich mit dem Postwagen von Columbia nach Charleston, aber als vorsichtiger Reisender, der die amerikanische Sitte kennt, hatte ich mir einen Eckplatz auf dem Vorderste gewählet. Zwei Herren, die es hatten besser machen wollen, und sich der Eckplätze auf dem Hinterste bemächtigt hatten, wurden durch die Ankunft von zwei Damen genöthigt, sich in die Mitte zu setzen. Es waren unser Neun im nicht sehr geräumigen Wagen, so daß wir sehr enge saßen. Ich hatte den Kopf meines Nachbarn auf meiner Schulter liegen und konnte wenig schlafen, das Wetter war aber zum Glück so mild, daß ich die ganze Nacht das Seitenleder offen halten und frische Luft genießen konnte. Wir bewegten uns äußerst langsam auf einem sandigen Wege vorwärts; jedoch nach den ersten dreißig Meilen, für die wir acht Stunden gebraucht hatten, bekamen wir einen besseren Boden, und fuhren die letzten dreißig Meilen in ungefähr sechs

Stunden. Sobald es Tag wurde, setzte ich mich auf den Bock zum Rutscher, der recht gut sang und blies. Er war der Abkömmling eines Deutschen aus Pennsylvania, und hatte von seinem Vater viele deutsche Melodien gelernt, obgleich er der Sprache nicht mächtig war. Vor ungefähr vier Jahren hatte er sich in dieser Gegend auf einem kleinen Stücke Landes ein Haus gebaut, wo er mit seiner Frau recht glücklich und zufrieden, von seiner Löhnung als Rutscher und dem Ertrage seiner Felder lebte. Sein Vorsatz war, sich ein wenig Geld zu ersparen und dann nach dem Westen zu ziehen oder zu seinem Vater zurückzukehren.

In Drangeburg, einem niedlichen Dörfchen, das vielleicht eine Vergleichung mit den Dörfern in Neuengland aushalten könnte, bekamen wir ein sehr gutes Frühstück, das sich namentlich durch guten Caffe und Waffeln auszeichnete, und durch die Gegenwart einer liebenswürdigen Wirthin noch verschönert wurde. Das Wetter war sehr angenehm, und meine Fahrt auf dem Bock machte mir viel Vergnügen. Die Vegetation war hier weiter vorgerückt, als in Columbia, und ich durfte hoffen, bald Alles in Blättern und Blüthe zu sehen. Wir fuhrten durch einige gut angebaute Gegenden, und kamen an mehreren Baumwoll-Pflanzungen vorbei, deren Wohnhäuser meist in einiger Entfernung von der Straße hinter Büschen und Bäumen versteckt lagen. Die Zeitungen, die wir auf dem Wege abzugeben hatten, warfen wir im Vorbeifahren in die Nähe des Thorweges; wie man es beim Regen macht, daß sie nicht naß werden, weiß ich nicht.

Gegen Mittag kamen wir in Brancheville an, wo die Eisenbahn von Augusta oder Hamburg nach Charleston durchgeht. Der Ort verdankt derselben sein Entstehen, und hat daher noch ein wildes, unordentliches Aussehen; ringsumher unabsehbare Fichtenwälder, und von angebaute Lande noch keine Spur. Es wohnen hier blos Leute, die mit der Bahn zu thun haben und sich daher nicht mit Landbau beschäftigen. Eisenbahnen unterscheiden sich von Canälen in einer Beziehung sehr. Während der Landstrich, durch welchen ein Canal geführt ist, sich belebt, Dörfer entstehen, der Wald niedergchauen, das Land urbar gemacht wird, bringt eine Eisenbahn dem Lande, durch das sie geht, beinahe weiter keinen Vortheil, als den der erleichterten Communication. Auf der ganzen Bahn von Brancheville bis Charleston, sechzig Meilen, und wohl

ebenso auf der anderen Hälfte des Weges bis nach Augusta ist von angebautem Lande nichts zu sehen. Bloss an den Anfangs- und Endpunkten zeigen sich die guten Wirkungen einer Eisenbahn, indem da Städte entstehen. Bei dieser Bahn kommt freilich noch dazu, daß das meiste Land, durch welches sie führt, Sumpf oder Sand ist, so daß der Anbau desselben nicht ergiebig und der Aufenthalt wohl gar ungesund ist. Eigenthümlich ist der Anblick dieser Bahn, die man diesseits und jenseits Brancheville, meilenweit über den ebenen Boden mit dem Auge verfolgen kann. Die hohen Fichtenstämme zu beiden Seiten derselben bilden gleichsam eine Allee, und nehmen sich, auf eine große Strecke gesehen, sehr gut aus. Uebrigens ist diese Bahn der vielen Unglücksfälle wegen, die sich auf derselben ereignet haben, berüchtigt. Man übereilte nehmlich den Bau derselben und versäumte, ihm die gehörige Festigkeit zu geben. Die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten bestanden nicht in Hügeln und Thälern, sondern in Sümpfen, über welche die Bahn oft meilenweit, in einer Höhe von sechs bis zwanzig Fuß mußte weggeführt werden. Statt nun einen Damm aufzuwerfen, wozu man die Erde von naheliegenden Anhöhen auf der Bahn selbst mit Leichtigkeit hätte herbeiführen können, begnügte man sich Pfeiler einzuzurammeln und die Balken, auf denen die eisernen Bänder befestigt sind, auf diese zu legen. Eine Zeit lang nun blieb dieses Gerüste fest, aber nach zwei bis drei Jahren fing es an baufällig zu werden und gab zu mehreren Unfällen Anlaß. Einmal brannte ein Stück von der Bahn weg, und als die Maschine in der Nacht an die Stelle kam, sank sie natürlich in den Sumpf. Zum Glück folgten ihr die Wagen nicht, sondern wurde von ihr, wie sie im Sumpfe festsaß, aufgehalten. Der Ingenieur wurde bei der Gelegenheit verwundet, die Passagiere aber entkamen glücklich, nur daß sie entweder lange Zeit liegen bleiben mußten, bis die Lücke ausgebessert war, oder sich auf einem anderen Wagen nach Charleston zu begeben genöthigt waren. In der letzten Zeit war die Gesellschaft, der die Eisenbahn gehört, genöthigt, alle ihre Einnahme auf die Ausbesserung derselben zu verwenden, sonst wäre sie in Kurzem ganz zu Grunde gegangen. Außer der fehlerhaften Beschaffenheit des Weges selbst, gab auch die Nachlässigkeit der Führer zu mehreren Unglücksfällen Anlaß. So fuhren einmal zwei Dampfwagen in der Nacht gegeneinander, was natürlich einen fürchterlichen Stoß gab;

die vorderen Karren wurden zermalmt und mehrere Personen kamen dabei um's Leben. Dieß hätte sich nicht ereignen können, wenn nicht der eine Führer von seiner Vorschrift abgewichen wäre, und den Ausweich-Platz vor der Ankunft des entgegenkommenden Dampfwagens verlassen hätte. — Unsere Fahrt ging glücklich von Statuten, nur daß gegen Abend ein heftiger Regen eintrat und beinahe die ganze Nacht anhielt. Die sechzig Meilen von Brancheville bis Charleston legten wir in vier und einer halben Stunde zurück, die Zeit, die wir zum Anhalten, Ausweichen und Mittagessen brauchten, eingerechnet; und so langte ich am vierzehnten März des Abends in Charleston an, wo ich in Stewart's Hotel abstieg, mit dem Entschluß, mich hier von den Strapazen der letzten acht Tage zu erholen.

Sechszwanzigstes Capitel.

Charleston. Lage und Wohlstand der Stadt. Das Land- und gelbe Fieber. Die Bauart der Stadt.

Charleston ist so ziemlich die bedeutendste Stadt in den südlichen Staaten an der atlantischen Seeküste. Sie ist sehr vorthellhaft gelegen auf einer schmalen Landzunge, zwischen zwei Flüssen, Ashley und Cooper, und vom offenen Meere durch eine ziemlich geräumige Bai getrennt, deren Eingang von einem Fort vertheidigt wird; die Landzunge ist enge und die Stadt dehnt sich auf der ganzen Breite derselben aus. Sie erschien mir sehr verschieden von allen Städten, die ich bisher in Amerika gesehen hatte, indem sie zum Theil den eigenthümlichen Charakter einer südlichen Stadt an sich trägt, zum Theil aber auch sich von New-York und anderen Städten durch ein alterthümliches Ansehen auszeichnet. Das Aeußere der meisten Städte der Vereinigten Staaten deutet Wohlstand und Gedeihen an, aber in Charleston nahm ich trotz des regen Lebens und Treibens am Hafen und in dessen nächster Umgebung Spuren von Verfall wahr, und bemerkte in den entfernteren Straßen viele baufällige Häuser, wie sie in anderen Städten selten zu finden sind.

Charleston ist eine der wenigen Städte, die nicht an Bevölkerung und Wohlstand zunehmen, ihr Handel scheint nicht mehr so, wie ehemals zu blühen, seit Nebenbuhler ihr den Rang abgelaufen haben. Indes sollte die Eisenbahn in neuerer Zeit viel dazu beitragen, sie zu heben. Da die Flüsse, an denen sie liegt, nicht weiter hinauf schiffbar sind, und alle Producte zu Lande nach Charleston auf den Markt gebracht werden müssen, dieß aber früherhin bei den schlechten Wegen oft ziemlich schwer hielt; so war es natürlich, daß viele Producte, namentlich Baumwolle, wenigstens von den in der Nähe liegenden Pflanzungen lieber nach Augusta und Savannah geschickt wurden. Die Eisenbahn sollte nun den Weg nach Charleston erleichtern; sie leistete aber nicht so viel, als man erwarten durfte, woran vielleicht die schlechte Verwaltung Schuld war, indem Waaren oft lange liegen blieben. Noch jetzt wird Baumwolle von Augusta nach Charleston zu Wasser in Dampfbooten geschickt. Wäre der Hafen von Charleston nicht so viel besser als der von Savannah, so würde die erstere Stadt wohl noch mehr sinken. Die Pflanzler schicken übrigens ihre Baumwolle gern sicher, weil sie hier Waaren aller Art in reicher Auswahl aus erster Hand wohlfeil kaufen können, was in Augusta nicht der Fall ist.

Am Ende der Landspitze hat man eine Art von Spaziergang angelegt, der aber ohne Schatten ist und im Sommer wohl nur am Abend benutzt werden kann. Im Winter wird er wenig besucht werden, da zu der Zeit die Stadt verlassen ist. Hier findet nemlich das Umgekehrte Statt, daß man im Winter oder im Anfange des Frühjahrs aufs Land geht und den Sommer in der Stadt zubringt. Der Aufenthalt auf dem Lande ist nemlich im Sommer für Einwohner von Charleston und solche, die nicht beständig dort leben, wegen des sogenannten Landfiebers (country fever) ungesund; wollen daher die Eigenthümer von Pflanzungen auf diesen einen Theil des Jahres zubringen, so müssen sie den Winter dazu wählen; und da dieser so milde ist, so ist der Landaufenthalt während desselben eher angenehmer, als in der großen Sommerhitze. Die heiße Jahreszeit bringen die Reichen wo möglich in den nördlicheren und mittleren Staaten zu, wo sie gewöhnlich so lange bleiben, bis der erste Frost Statt gefunden hat; denn die Kälte scheint die schädlichen Einflüsse der Luft zu zerstören, so daß man dann ohne alle Gefahr zurückkehren kann. Die Stadt selbst ist im Sommer so gesund wie

im Winter, und diejenigen, die den Sommer über dableiben, setzen sich keiner Gefahr aus. Auch auf allen benachbarten Inseln, auf welchen viele Einwohner von Charleston Pflanzungen haben, kann man das ganze Jahr hindurch wohnen. Nur da, wo Reis gepflanzt wird, an der Grenze zwischen der Herrschaft des süßen und salzigen Wassers, droht dem Weißen, der den Sommer dort zubringen muß, selbst bei aller möglichen Schonung der Tod oder ein klägliches Hinsiechen; sogar die Neger können dem verderblichen Einflusse des Clima's nicht in die Länge widerstehen, und viele werden hingerafft. Man kann nicht viel zum Lobe eines Landes sagen, wo man stets vom Tode verfolgt, vom Lande nach der Stadt und von der Stadt nach dem Lande wandern muß, und nur mit großer Vorsicht seinen Krallen entgehen kann. Ueberdieß kommt das gelbe Fieber immer von Zeit zu Zeit nach Charleston, und alle diejenigen, die dem Landfieber entfliehen wollen, oder im Sommer nach der Stadt kommen, stürzen sich jenem in den Rachen; hier kommt man wirklich aus der Scylla in die Charybdis. Merkwürdig ist die Trennung, die zwischen dem Landfieber und dem gelben Fieber in Charleston Statt findet. Die Stadt wird durch einen Bach vom festen Lande getrennt, so daß nur eine einzige kleine Verbindungsstelle übrig bleibt; da nun das Wasser dieses Baches zum Theil salzig, zum Theil süß ist, und durch letztere Eigenschaft einen neutralisirenden Einfluß ausübt, so geht das gelbe Fieber nicht über diese Schranken weg, und betritt nicht das Gebiet des Landfiebers, das auf der anderen Seite anfängt, und so kann es sich ereignen, daß in Charleston (denn die Häuser auf der anderen Seite rechnet man gewöhnlich auch noch zur Stadt) sich zugleich das gelbe und Landfieber zeigt. Die Erfahrung übrigens, daß das gelbe Fieber nie die Grenzen des Salzwassers überschreite, ist durch einige Beobachtungen zweifelhaft gemacht worden, namentlich in Fällen, wo sich eine Contagiosität entwickeln zu haben scheint; aber sie hat sich doch in den meisten Fällen als wahr erwiesen. In der neuern Zeit hat man angefangen, das Innere des Staates im Sommer zu besuchen, denn in dem höher gelegenen Theil desselben kann man ohne Gefahr wohnen und ist blos an niederen Orten den Wechselfiebern ausgesetzt, die man aber als Kleinigkeiten betrachtet.

Der schädlichen Landluft wegen macht man auch den Sommer über in Charleston nicht, wie anderwärts üblich ist, Spazierfahrten

nach dem Lande, sondern fährt Abends in der Stadt umher und nach dem obenerwähnten Spaziergange, auf dem man nach der drückenden Hitze des Tages die frische Seelust einathmen kann. Von diesem Spaziergang zieht sich längs des Flusses Cooper eine breite Straße hin, in welcher sich die meisten Waarenlager befinden, und an diese stoßen die Kais, wo die Schiffe anlegen; denn das Ufer auf der anderen Seite der Landspitze im Fluß Ashley ist zu seicht, als daß dort größere Schiffe landen könnten.

Einige Straßen von Charleston sind schön, breit und mit Bäumen geziert, die zwischen dem Fuß- und Fahrwege stehen; die meisten aber sind nicht gepflastert, und bei kothigem Wetter schwer gangbar, obschon der sandige Boden bald wieder trocknet. Die meisten Wohnhäuser befinden sich im oberen Theile der Stadt; doch gibt es auch ziemlich viel gegen den Ashley Fluß hin, namentlich auf beiden Seiten des erwähnten Baches. Die Wohnhäuser sind gewöhnlich von einander und von der Straße durch Rasenplätze und Gärten getrennt, und haben oft noch Gärten hinter sich, welches macht, daß die Stadt mit einer Bevölkerung von ungefähr dreißigtausend Einwohnern einen sehr bedeutenden Platz einnimmt. Sie sind auf einer oder zwei Seiten mit Plätzen (Laube, Säulengang) versehen, die öfter auch den zweiten Stock einnehmen. Einige der neueren sind von Backsteinen gebaut, die meisten aber von Holz. Im Innern haben sie eine den nordischen Häusern ähnliche Einrichtung, doch sind sie selten mehr als zwei Stockwerke hoch. Die eine Straße, Königsstraße genannt, enthält beinahe alle Kaufläden, und hier sammeln sich zu gewissen Stunden die Schönheiten der Stadt unter dem Vorwande einzukaufen; im Sommer ist die beliebteste Stunde früh am Morgen oder spät am Abend; zur Zeit meiner Abwesenheit waren die meisten Damen von eins bis zwei Uhr dort zu sehen.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Charleston. Das gesellige Leben. Die Tafel.

Das Leben in Charleston soll sehr angenehm sein; es herrscht daselbst viel Geselligkeit und die Anzahl lebenswürdiger und ange-

nehmer Familien ist sehr groß. Ich kam nicht ganz zur glücklichen Zeit dahin; denn im März während der Saat begeben sich gewöhnlich die Eigenthümer auf ihre Pflanzungen, um bei dieser äußerst wichtigen Arbeit selbst gegenwärtig zu sein, und kehren erst zu Ende April oder zu Anfang Mai zurück. Es war mir aber doch vergönnt, einigen sehr brillanten Gesellschaften beizuwohnen, wo ich Gelegenheit hatte mich durch den Augenschein zu überzeugen, daß man mir im Norden von der Armuth und Liebenswürdigkeit der jungen Damen aus dem Süden nicht zu viel gesagt hatte. Zufällig ereignete es sich, daß ich an zwei aufeinanderfolgenden Abenden gerade zwei sehr verschiedene Zirkel besuchte: in dem einen fand ich die Aristokratie versammelt, die in Charleston vielleicht mehr, als in irgend einer anderen Stadt der Union, zu bedeuten hat, und den folgenden Tag wohnte ich einem zahlreich besuchten Balle bei, wo sich beinahe niemand von denen einfand, deren Bekanntschaft ich den Tag zuvor gemacht hatte. Am ersteren Orte fand ich die beiden Senatoren Calhoun und Preston wieder, die zum Dank für ihre Reden und Arbeiten im Senat von ihren Mitbürgern mit einem Mittagessen empfangen worden waren, wie es gewöhnlich nach dem Ende des Congresses der Fall zu sein pflegt. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß es mir mehr Vergnügen gewährte, meine Bekanntschaft mit den ebenfalls anwesenden Töchtern dieser berühmten Staatsmänner, als mit ihnen selbst, fortzusetzen. In dieser übrigens nicht sehr zahlreichen Gesellschaft konnte man viele Damen schön nennen; namentlich fehlte es ihnen nicht an dem, wodurch die südlichen Schönen sich vor den nordischen auszeichnen, ich meine volle, abgerundete Formen, feurige Augen und lebendiges Benehmen. Es wird wohl schwer halten, in irgend einer Stadt in der Welt einen durch Schönheit und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichneten Kreis zu versammeln, wie ich ihn hier vereinigt sah. Es herrschte ein leichter und gefälliger Ton, die Vorkehrungen für Unterhaltung der Gäste waren nicht groß, aber es fehlte nicht an Lust und Liebe, und wir tanzten nach dem Clavier so gern als nach der besten Musik. Der Ball wurde durch einen Cotillon gekrönt, den ich mit einer deutsch sprechenden Amerikanerin, der Tochter des gewesenen amerikanischen Consuls in Petersburg, tanzte. In der anderen Gesellschaft war die Anzahl der Gäste viel größer. Man benutzte die Piazza des oberen Stockes zum Ballsaale, und außerdem wurde noch in zwei anderen Zimmern

getanzt; aber dem ungeachtet war es kaum möglich sich durchzudrängen. Ich fand nur wenige Bekannte, und fühlte mich nicht veranlaßt, neue Bekanntschaften zu machen. Die elende Musik wurde von drei Negern gemacht, von denen zwei die Violine spielten und der dritte als Hauptinstrument, das den sich hie und da in verschiedene Zeitmaße verlierenden Violinen wieder ins Gleis half, das Tambourin schlug. Die meisten der Anwesenden schienen sich sehr zu belustigen, und ein Nachtessen, das sich durch Verschwendung und Fülle vor allem, was ich bis jetzt in der Art gesehen hatte, auszeichnete, vollendete das Ganze in den Augen der Eßlustigen auf eine würdige Art. Wie es möglich ist zweihundertundfünfzig Personen mit Austern, Wildpret, Champagner, Rheinwein u. s. w. in hinreichender Menge zu bedienen, ist mir unerklärlich, aber die hungriesten Eßer und durstigsten Trinker strengten sich vergebens an, die Schätze der Tafel zu erschöpfen. Um meinen Lesern von dem Gedränge eine Vorstellung zu geben, brauche ich nur zu bemerken, daß manche Gäste auf der Treppe, die zum Eßsaal führte, eine halbe Stunde warten mußten, ehe sie hineinkommen konnten. Leute, bei denen der Grundsatz gilt: „je mehr Gäste, desto mehr Unterhaltung“ müssen sich an diesem Ball im höchsten Grade belustigt haben.

Die Gastfreundschaft der Charlestonier, deren Lob von allen Reisenden, die durch diesen Theil der Vereinigten Staaten gekommen sind, der Welt verkündigt worden ist, hatte ich noch öfter Gelegenheit zu erproben, und stimme ganz in dieses Lob ein. Von dem geselligen Leben auf den Landhäusern, deren viele an den beiden Flüssen liegen, hörte ich viel erzählen: namentlich machte man mir von sogenannten Austerpartien eine anziehende Beschreibung, die mich als einen Austeresser doppelt anzog. Man fährt am Morgen zur Zeit der Ebbe in kleinen Nachen nach einer Austerbank, deren Bewohner man mittelst langer eiserner Scheeren ablöst. Man ist den Fang entweder auf der Stelle oder bereitet am Ufer ein Mahl daraus, das mit mitgebrachten Speisen und Getränken zu einem vollständigen Mittagessen gemacht wird. Für einen Gutschmecker ist Charleston kein verächtlicher Aufenthalt; denn in Folge des regen Verkehrs mit dem Süden und Norden hat man hier eine größere Auswahl in verschiedenen Erzeugnissen, namentlich in Früchten; hier lernte ich unter anderen die Bananas kennen, die von Cuba nach Charleston gebracht werden. Unter den im Lande selbst erzeugten Gemüsen,

lernte ich vor allen schätzen die Knollen des *Convolvulus batatus* (so genannte süße Kartoffeln), die im Geschmack Ähnlichkeit mit den Kastanien haben, aber weicher, mehligter und saftiger sind und vielmehr das Gefüge einer Kernfrucht als diese haben. Mit den Schildkröten und den daraus bereiteten Gerichten hat man hier viele Gelegenheit bekannt zu werden; Suppen und Coteletten sind die gewöhnlichsten Formen, unter welchen dieses Thier auf den Tisch kommt. Leider konnte ich nicht entdecken, durch welche Eigenschaften das Fleisch derselben zu einem so hohen Rufe gelangt ist; und obgleich ich ohne Vorurtheil ans Werk ging und die Versuche häufig wiederholte, so fiel mein Gaumen doch immer dasselbe Urtheil, daß namentlich Schildkrötensuppe nicht zu den Feckereien zu rechnen sei. — In unserem Wirthshause waren wir hinsichtlich des Essens nicht zum Besten versorgt. Was wir bekamen, war gut, oft vorzüglich, aber wir bekamen sehr wenig; besonders hielt uns der Wirth, ein Engländer, sehr kurz im Nachtsch, den wir nur zweimal in der Woche erhielten. Im Hausgange sahen wir immer wilde Truthühner, Hirschrücken und andere ausgezeichnete Sachen hängen, aber sie erschienen selten auf der Tafel. An anderen Orten, außer im Innern des Landes konnte ich an den Wirthstafeln nie über Mangel an Speisen klagen; vielmehr waren die Tische gewöhnlich überladen und ein Mann von gesundem Appetit fand immer genug zu essen.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Charleston. Dr. Holbrook. Medicinische Schulen. Öffentliche Anstalten. Dr. Bachmann. Audubon. Ein brennendes Schiff.

In Charleston machte ich mehrere interessante Bekanntschaften, namentlich mit Freunden der Naturwissenschaften. An Dr. Holbrook, der sich durch ein in Heften erscheinendes Werk über die Reptilien von Süd-Carolina und Georgia einen Namen gemacht hat, fand ich einen höchst gebildeten Naturforscher und Arzt. Leider sind in diesem Lande Leute der Art etwas allein gelassen, und haben bei der Herausgabe solcher Werke mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen;

besonders fällt es ihnen schwer, einen Verleger zu finden, wenn sie auch für Text und Zeichnungen kein Honorar verlangen. Dr. Holbrook war genöthigt, das erwähnte Werk auf seine Kosten herauszugeben, und es ist mehr als zweifelhaft, ob diese gedeckt werden. Dieser Naturforscher ist auch Lehrer an einer der beiden hiesigen medicinischen Schulen. Seit einigen Jahren hat nehmlich eine Spaltung in der alten medicinischen Schule Statt gefunden, und es haben sich aus den Trümmern derselben zwei neue Schulen gebildet, von denen die eine, an welcher Dr. Holbrook arbeitet, im bessern Zustande ist, die andere aber auf schwachen Füßen steht. Da in der ersteren die Ferien schon eingetreten waren, so konnte ich nichts von derselben sehen; in der letzteren wohnte ich der Schlußfeierlichkeit bei. In der nicht sehr zahlreichen Versammlung machten die Damen, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, die Mehrzahl aus, und es fanden sich unter ihnen viele jüngere: die Anzahl der Studenten war gering, vielleicht zwanzig, von denen sieben zu Doctoren gemacht wurden. Die Feierlichkeit wurde mit Gebet und Musik eröffnet: dann folgte die Rede eines der Doctorirenden, die vielleicht nicht übel war, aber schlecht vorgetragen wurde. Nach diesem jungen Mann trat der Präsident auf, und hielt eine ganz tactlose Rede. Er begann mit höchst übertriebenen Lobsprüchen auf die sieben neuen Doctoren, knüpfte daran ein Lob der Anstalt und endete den ersten Theil seiner Rede mit einer Lobeserhebung des Professors der Chemie. Im zweiten Theile handelte er von der Stellung eines jungen Arztes zum Publikum in moralischer und wissenschaftlicher Hinsicht, und ermahnte die jungen Leute, daß sie, obgleich ausgezeichnet, talentvoll, fleißig und der besten Lehrer sich erfreuend, sich nicht für vollkommen halten und zu studiren fortfahren sollten, *Study and be great, die and be glorius!* (Arbeite und werde groß, sterbe und werde berühmt) hielt er ihnen als *Maxime* vor. Die Förmlichkeiten der Promotion waren äußerst einfach. Drei der jungen Leute wurden mit Namen aufgerufen und stellten sich vor den Cathedraler des Präsidenten, der ihnen einige lateinische Sätze vorlas und ihnen dann ihre Diplome übergab. Ein Gebet beschloß die Feierlichkeit.

Von den übrigen Anstalten in Charleston zeichne ich das *Marmorhospital* aus, das allein für die Aufnahme kranker Matrosen bestimmt ist, und zum Theil aus den Beiträgen derselben erhalten wird. Bei ihrer Ankunft im Hafen bezahlen sie einen halben Tha-

ler, und erhalten dafür das Recht der Aufnahme im Fall einer Krankheit. Das ganze Haus ist mit Gallerien umgeben, auf welche die Zimmer ihre Ausgänge haben. Alles war sorgfältig reingehalten und machte einen sehr angenehmen Eindruck. Das Armenhaus dagegen ist in einem schlechten Zustande und verlangt Verbesserungen; in gleichem Falle befinden sich das Gefängniß und das Arbeitshaus. In Letzteres schicken die Eigenthümer diejenigen Sklaven, die sie zu verkaufen wünschen; wirklich sah ich im Hofe eine Anzahl dieser unglücklichen Personen beisammen. Männer, Weiber, Kinder, Alles durcheinander. Was mag da für ein Leben Statt finden!

Höchst nützlich und angenehm war mir die Bekanntschaft mit Dr. Bachmann, dem Prediger an der deutsch-lutherischen Gemeinde in Charleston, der aber zugleich ein eifriger Naturforscher ist, und sich zwar vorzugsweise mit Zoologie, aber auch ziemlich viel mit Botanik beschäftigt hat; was mich gerade damals hauptsächlich ansprach, da ich meinen Aufenthalt in diesen Theilen der Union zum Sammeln von Pflanzen zu benutzen suchte. Audubon, der das Prachtwerk über amerikanische Vögel herausgegeben hat, ein genauer Freund von Bachmann, in dessen Hause er meist den Winter zubringt, hatte leider Charleston vor wenigen Tagen verlassen, so daß ich ihn also nicht mehr sehen konnte. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte nemlich ein Schiff mit vollständiger Ausrüstung und Bemannung für vier Monate zu seiner Verfügung gestellt, und er hatte vorzüglich in der Absicht, Texas in naturhistorischer Beziehung zu erforschen, in Begleitung mehrerer wissenschaftlicher Freunde, die ihn beim Sammeln unterstützen wollten, eine Fahrt nach dem mexikanischen Meerbusen angetreten. Vor einigen Jahren hat die Regierung demselben Naturforscher ein vollständig ausgerüstetes Schiff überlassen, um Florida auszubeuten; er blieb fünf Monate abwesend, und der ganze Ausflug kostete ihn keinen Kreuzer. Dr. Bachmann hat eine sehr zahlreiche Vögelsammlung, welche alle amerikanischen Arten, wenigstens alle diejenigen, die Audubon in sein Werk aufgenommen hat und viele europäische enthält. Er war damals mit Untersuchungen über den Wechsel der Haare und Federn bei verschiedenen Thieren und Vögeln beschäftigt, und glaubte da auf neue Thatfachen gekommen zu sein. Ich bewunderte die ungeheure Thätigkeit dieses Mannes, der als ein beliebter Prediger noch Zeit findet, seinen Liebhabereien, die er zu seinem eigentlichen Stu-

dium gemacht hat, nachzugehen. Die Glieder seiner Familie hat er bei seinen Arbeiten zu benutzen gewußt: seine Töchter malen und botanisiren, und seine Söhne jagen für ihn. Die Pflanzen, die sich immer neben den Vögeln auf Audubon's Tafeln befinden, wurden von seiner Schwester gemacht. Dr. Bachmann stammt aus der deutschen Schweiz, sein Vater war in der Nähe von Bern, oder in Bern selbst zu Hause, und ich wurde gleichsam als ein Landsmann von ihm aufgenommen.

In einer Beziehung hatte mich die Lage von Charleston nicht befriedigt, ich fand nehmlich die Stadt zu sehr vom Lande abgeschnitten, indem das Wasser sie fast von allen Seiten umgibt, so daß nur eine einzige Straße nach dem rückliegenden Lande führt, und ich bei meinen Ausflügen in die Umgegend immer auf dieselben Wege beschränkt war. — Kurz vor meiner Abreise bekam ich ein ziemlich seltenes Schauspiel zu sehen. Ein Schiff, das mit Baumwolle geladen im Hafen lag, wurde in der Nacht in Brand gesteckt, und in kurzer Zeit griff das Feuer so weit um sich, daß nur wenig von der Ladung gerettet werden konnte. Der prächtige Anblick der Flammen und die Anstrengungen der Feuerleute, zu löschen, zu retten, Maste und Tauwerke zu kappen u. s. w., gewährte dem unbetheiligten Zuschauer ein unwillkürliches Vergnügen.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Abreise von Charleston. Rückblick auf die Stadt. Die Insel Edisto und die Baumwollwälder. Eine Nacht unter dem südlichen Himmel. Ankunft in Savannah. Bauart der Stadt. Spiel. Kirchen.

Freitag den vierundzwanzigsten März verließ ich Charleston, um mich weiter nach dem Süden zu begeben, und betrat ein nach Savannah gehendes Dampfeschiff, das um neun Uhr des Morgens abging. Die Reisegesellschaft war ziemlich zahlreich, und ich bemerkte darunter mehrere Herren, die mit mir in Stewart's Hotel gewesen waren. Charleston nimmt sich, vom Hafen aus gesehen, sehr gut aus; die ziemlich bedeutende Reihe von Schiffen hilft den Eindruck der Stadt

vergrößern. Der Hintergrund wird durch Wälder, die zur Genüge über den flachen Vordergrund hervorragen, gehoben, und verschiedene Inseln geben dem Ganzen Mannigfaltigkeit; auch das kleine Fort, das am Eingange des Hafens liegt, nimmt sich sehr gut aus. Palmetto-bäume (*Chamerops palmetto*) die vor dem Wall in Reihen auf-gepflanzt sind, machen eine eigene Art von Verschanzung aus; man sagt nehmlich, diese Palmenart habe ungemein zähes Holz und werde von Kugeln gar nicht zersplittert. Auf den meisten der Inseln sind kleine weiße Häuser zerstreut, die einen äußerst freundlichen Anblick gewähren.

Nachdem wir den Hafen verlassen hatten, sahen wir ein stattliches amerikanisches Schiff auf uns zukommen, an dessen Vordertheil ich zu meinem Erstaunen das wohlbekannte Bild der Schweizerin bemerkte, und so das Schiff Swizerland erkannte, in welchem ich die Fahrt nach Amerika gemacht hatte. Dem Capitain, den ich auf dem Verdeck herumspazieren sah, rief ich meinen Gruß zu, und er schien mich ebenfalls zu erkennen, wenigstens grüßte er wieder. Weiterhin kamen wir am Wrack eines vor Kurzem gescheiterten Schiffes vorbei, dessen drei Masten noch stehen geblieben waren und über die Oberfläche des Wassers hervorragten. Die Küste war die ganze Zeit über ziemlich nahe, aber sie ist so flach, daß man nicht viel von ihr sehen kann. Die See war etwas unruhig und mehrere der mitreisenden Damen fühlten sich unwohl; dieß legte sich aber, sobald wir in den Edisto-Fluß einliefen. Wir landeten an der Insel desselben Namens, auf welcher die reichsten See-Baumwolle-Pflanzer leben. Die funfzig Familien, unter welche das Land derselben vertheilt ist, sollen mehr Reichthum besitzen, als ganz Charleston zusammengenommen. An dem Landungsplatz standen bloß zwei unbe-deutende Häuser, aber die Menge der absteigenden Passagiere, die Masse der Waaren und die vielen bereitgehaltenen Pferde und Wagen zeigten die Reichthümer der Insel zur Genüge. — Es gibt nehmlich zwei Arten Baumwolle, obschon sie von derselben Staude genommen werden. Die See-Baumwolle (*sea island cotton* oder *black seed cotton*), und die Land-Baumwolle (*upland* oder *green seed cotton*). Die erstere bei weitem feinere Art, die viel längere und weichere Fäden hat, und im Gefühl der Seide gleicht, kann bloß in der Nähe der See gezogen werden, und ist auf die Küste von Süd-Carolina und Georgia beschränkt. Die Cultur derselben ist äußerst mühsam und kostspielig, und trotz des hohen Prei-

ses, der für diese Baumwollenart bezahlt wird, ist der Bau derselben nicht viel einträglicher, als der des upland cotton.

Nachdem wir die nach der Insel abgehenden Reisenden abgesetzt hatten, fuhren wir wieder aus dem Flusse ins offene Meer zurück und setzten unsere Fahrt fort. Einen Theil der Nacht brachten wir an einer kleinen Insel stillliegend zu, indem wir auf die Fluth warten mußten, um durch einen schmalen Meeresarm fahren zu können. Die Nacht war reizend, prächtiger Mondschein, doch war es nur etwas zu kühl, und ich mußte meinen Mantel mitnehmen, als ich mit Andern einen Spaziergang auf der Insel antrat. Wir kamen durch ein Sklavendorf, dessen kleine Hütten zu beiden Seiten der Straße standen und erträglich aussahen. Der Weg führte uns bald in die Felder, und wir waren genöthigt, umzukehren. In der Ferne hörten wir den Gesang der Ruderer eines der wegfahrenden Nachen erschallen, der die Stille der Nacht auf eine angenehme Weise unterbrach. Lange Zeit war ich in den Anblick des gestirnten Himmels versunken, der durch die ungewöhnliche Stellung und die Pracht der Gestirne einen großen Eindruck auf mich machte, und mit der Umgebung der Bäume von unbekannter Form und den Hütten von eigenthümlicher Bauart mit ihren schwarzen Bewohnern verursachte, daß ich mich lebhafter, als je, selbst nachdem ich späterhin tiefer nach Süden gekommen war, unter den tropischen Himmel und in das Land der Palmen und Bananas versetzt fühlte.

In der Frühe des folgenden Tages liefen wir in den Fluß Savannah ein. Das Wetter war unfreundlich, kalt und feucht, und der Aufenthalt auf dem Verdeck nicht sehr angenehm, auf das jedoch die Neugierigen der Reiz der neuen Gegenstände zog. Wir kamen an mehreren großen englischen und amerikanischen Schiffen vorbei, die zu tief gehen, um mit vollständiger Ladung nach Savannah zu können und hier vor Anker legen, wo ihnen das Uebrige auf kleinen Schiffen nachgebracht oder weggeholt wird. Die Stadt Savannah liegt ungefähr achtzehn Meilen von der Mündung des Flusses am südlichen Ufer desselben, auf einer Sandbank, die zwanzig bis vierzig Fuß über das Wasser hervorragt. Vom Flusse aus kann man nicht viel von der Stadt sehen, indem die Häuser von einer Reihe am Rande des Abhanges gepflanzter Bäume ziemlich verdeckt sind, so daß nur die Spitzen der Kirchthürme über die grüne

Umgebung hervorragen. Am Ufer lagen mehrere Schiffe, unter ihnen fünf bis sechs Dampfschiffe.

Indem ich den Leser in diese Stadt einführe, gedenke ich mit Vergnügen meines dortigen sehr angenehmen Aufenthaltes und der vielen schönen Stunden, die ich in den Häusern ihrer gastlichen Bewohner zugebracht habe. — Seit dem Brande, der im Jahre 1820 den größten Theil der Stadt zerstört hat, sind die Straßen mit großer Regelmäßigkeit angelegt worden; breit, mit zwei Baumreihen versehen, nehmen sie sich sehr gut aus. Unter den Bäumen bemerkte ich hauptsächlich viele Exemplare, das Indien-Stolz (Indian Pride-Mehlia Azedarah). In neuerer Zeit hat man auch Eichen, besonders immergrüne und eine hübsche Kirschenart mit immergrünen Blättern (*Prunus carolinianus*) gepflanzt. Zahlreiche, viereckige, mit Sorgfalt unterhaltene Plätze tragen viel zur Verschönerung der Stadt bei, und sie gefiel mir überhaupt weit besser als Charleston, das meiner Ansicht nach zu volkreich ist, als daß uns die weitläufige, südliche Bauart, wodurch die Entfernungen so ungemein groß werden, passend scheinen könnte. Die Häuser in Savannah sind im Ganzen auf dieselbe Art gebaut, wie in Charleston. Mehrere zeichnen sich durch Größe und gefällige Form vortheilhaft aus, sind im toskanischen Styl gebaut, und enthalten sehr bequeme und geräumige Zimmer; vielleicht ist aber das Klima zu naß und feucht für die mit Gips überzogenen Wände, und Holz oder Backstein wären wohl ein passenderes Material.

Am Nachmittag nach meiner Ankunft wohnte ich einem für mich neuen Spiel bei, zu welchem sich in Savannah jeden Samstag zwei Gesellschaften oder Clubbs versammeln, in denen eins der Mitglieder der Reihe nach für Erfrischung sorgt. Ein Bekannter nahm mich nach dem Spielplatz mit, der sich hinter der Stadt in einem Tannenwäldchen befand. Die zum Spiele nöthigen Geräthe sind: eine Meßkette, zwei kleine hölzerne Stäbe, und platte messingene Ringe; die Stäbe werden an zwei entgegengesetzten Seiten in gehöriger Entfernung in den Boden gesteckt und dienen als Ziele, nach welchen mit den Ringen geworfen wird. Die Spieler theilen sich in zwei Partien, die gewöhnlich jede aus vier bis sechs Personen bestehen; jede Partie theilt sich in zwei Hälften, die sich an den beiden Zielen aufstellen, so daß auf jeder Seite gleichviel von jeder Partie sind. Nun wird von dem einen Ziel aus nach dem

anderen geworfen, und Jeder sucht mit seinem Ringe demselben so nahe wie möglich zu kommen und den des Gegners wegzustoßen. Haben Alle geworfen, so sieht man nach, welcher Partei der nächste Ring gehört, und jeder nächst geworfene Ring zählt einen Point, und gewöhnlich zählt man bis auf zehn. Von den gegenüberstehenden Spielern wird dann nach dem zweiten Ziel geworfen, und beim Zählen auf dieselbe Art verfahren. Es wird in diesen Clubbs nicht um Geld gespielt, sondern um die Ehre. Mir erschien dieses Spiel, das aus England eingeführt sein soll, in vieler Beziehung sehr zweckmäßig, auch schon deswegen, weil es im Freien gespielt werden muß, und es nimmt wohl so ziemlich die Stelle unsers Kegelspiels ein.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, ging ich am Morgen in die unitarische Kirche. Es ist ein hübsches Gebäude, mit einem hohen spitzen Thurm, der Eingang ziemlich großartig, breite Stufen mit einem Säulengange. Ich fand nur etwa vierzig Personen beisammen, und wunderte mich, wie diese die Mittel zusammengebracht haben, ein solches Gebäude zu errichten und den Geistlichen zu bezahlen. Da die Gemeinde so wenig zahlreich zu sein scheint, so müssen die Beiträge sehr bedeutend ausfallen. Denn in einer andern Kirche, die eine viel zahlreichere Gemeinde hat, bezahlte man, wie mich Jemand versicherte, für einen nicht gerade gut gelegenen Familien-Stuhl sechzig Thaler, kleine Nebenausgaben nicht gerechnet, die Beiträge bezahlen sie nehmlich unter dem Namen Miete für den Kirchenstuhl. Es gibt in Savannah auch eine deutsch-lutherische Gemeinde, aber ich bin nie in ihrer Kirche gewesen, weiß auch nicht genau, wie und zu welcher Zeit sie sich gebildet hat. Im Innern des Staates Georgia, einige zwanzig Meilen von der Stadt, soll noch eine Zweite solche Gemeinde sich befinden; in beiden wird übrigens nicht deutsch gepredigt.

Dreißigstes Capitel.

Die Reisepflanzung. Indian Mound.

Im Laufe der Woche machte ich mehrere Ausflüge in die Umgegend und besuchte unter Andern eine der vielen in der Nähe sich

befindenden Reisplantungen, bei welcher Gelegenheit ich die Art und Weise kennen lernte, wie diese halb Land- halb Wasserpflanze gezogen wird. Ehedem wurden die der Stadt zunächst liegenden Felder mit Reis bebaut, weil man dieß aber der Gesundheit der Stadt nachtheilig fand, so kaufte sie die Regierung den Eigenthümern mit vierzig Thalern den Acker ab, und dieses Opfer soll sich durch die heilsamen Folgen hinreichend belohnt haben. Die Pflanzung, welche ich besuchte, lag auf dem andern, zu Süd-Carolina gehörigen Ufer des Savannah-Flusses, und der Eigenthümer selbst hatte die Güte mich dahin zu führen. Am diesseitigen Ufer fanden wir ein Boot mit vier kleinen Negerknaben, das uns überfahren sollte. Der Weg, der um das Savannah gegenüberliegende Eiland herumführte, betrug vier Meilen; aber die kleinen Sklaven verstanden ihre Sache so gut, daß wir ihn mit Hülfe der Ebbe in einer halben Stunde zurücklegten. Auf der Pflanzung angekommen, folgten wir dem Hauptcanal, der durch doppelte Schleußen mit dem Flusse in Verbindung steht, und nicht nur dazu dient, das Wasser nach den Feldern zu bringen, sondern auch zur Schiffahrt benutzt wird. Der Eigenthümer hat flache Boote bauen lassen, auf welchen der Reis von den Feldern nach dem Hause gebracht wird; es ist sogar ein Hafen in der Nähe der Scheune und Mühle eingerichtet, wo die Boote landen können, um dem Aus- und Einlaufen des Wassers kein Hinderniß in den Weg zu legen. Von dem Hauptcanal gehen die kleineren Verzweigungen, die durch einen Kasten und Schleußen mit dem Hauptarme in Verbindung stehen, nach beiden Seiten ab. Da die Aecker drei und mehr Fuß über dem Grunde des Canals erhoben sind, so muß die Fluth fünf Fuß steigen, um die Aecker unter Wasser zu setzen; welches Steigen nur zu gewissen Zeiten Statt findet; das ganze Jahr hindurch zur Zeit des Vollmondes, im höchsten Grade bei den sogenannten Springfluthen im Frühjahr und Herbst, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche. Diese Fluthen sind unumgänglich nöthig für den Reissbau, wodurch die Landstrecke, auf welcher Reis gezogen werden kann, ziemlich beschränkt wird, und vielleicht nur zehn Meilen weit am Flusse Savannah hinaufgeht. Zugleich muß das Wasser süß sein, was den Theil des Landes ausschließt, der zunächst am Meere liegt, weil dort das Wasser zu sehr mit Salzwasser geschwängert ist. Eine andere höchst wichtige Bedingung ist die einer ziemlich regelmäßigen Ebene

des mit Reis zu bebauenden Landes, selbst kleine Unebenheiten machen das Pflanzen beschwerlich und kostspielig. Die Pflanzung, die ich sah, zeichnete sich durch eine vollkommen ebene Lage aus. Zur guten Beschaffenheit des Bodens gehört, daß auf eine Grundlage von Lehm eine Schichte vegetabilischer Erde folgt; beträgt diese weniger als sechs Zoll, so wird die Bearbeitung schwieriger. Cypressen sind im Allgemeinen die Anzeichen eines für den Reisbau geeigneten Bodens.

Die Saat beginnt zu Anfang März, und muß vor Ende April beendigt sein, weil sie sonst von den alsdann erscheinenden Reisevögeln zerstört werden würde. Diese Vögel nehmlich, welche hübsche Federn haben und sehr gut zum Essen sein sollen, kommen im Frühjahr (etwa den vierundzwanzigsten April, einige Tage früher oder später), um die Ausfaat zu fressen, gehen dann nach dem Norden, und im Herbst fallen sie über den Samen her. Sie sollen ungeheuren Schaden anrichten, und in einer Nacht oft ein Feld vollständig ausplündern. Die Felder werden vor dem Säen theils gehackt, theils gepflügt und in Reihen getheilt, die ungefähr achtzehn Zoll von einander entfernt und durch drei Zoll tiefe Furchen getrennt sind. Nachdem der Same eingestreut ist, werden die Furchen mittelst Hacken mit Erde zugedeckt, und dann Wasser zugelassen, das auf dem Felde bleibt, bis die Kerne zu keimen anfangen, was nach drei bis acht Tagen Statt findet, je nach der Wärme des Wetters. Da für die Saat eine so enge Zeitfrist gesetzt ist, so erfordert es die angestrengteste Arbeit der Neger, das Pflügen und Säen zur rechten Zeit zu Stande zu bringen. Manche Pflanzter setzen die Saat, wenn die Keime zwei bis drei Zoll lang geworden und noch nicht grün sind, von Neuem unter Wasser und lassen es stehen, bis der Keim zu einer Höhe von vielleicht sechs Zoll gediehen ist, der dann erst nach Entfernung des Wassers grün wird und seine Blätter entwickelt. Allgemein ist die Gewohnheit, Wasser zuzulassen, wenn die Pflänzchen zwei bis drei Blätter zeigen, auf diese Art kann man viel Unkraut tödten, das unter dem Wasser nicht aufgehen kann, oder aufgegangen verfault. Zum dritten oder vierten Mal wird das Wasser zugelassen im Juni, und bleibt dann auf dem Felde bis zur Zeit der Erndte. Ausjäten des Unkrautes ist nicht sehr nöthig, mit dem Wasser tödtet man viel Unkraut; gehackt wird drei- oder viermal. Die Erndte tritt ungefähr im August ein, verlängert sich aber

bis in den September und October. Das Getreide wird von den Männern mit Sichern geschnitten, und von den Weibern in Garben zusammengebunden, sodann mittelst der Boote nach dem Hafen geschafft, in dessen Nähe sich die Mühle befindet. Man läßt es oft Monate lang im Freien in großen Haufen liegen, bis man Zeit findet es auszukernen.

Auf einen Neger rechnet man fünf bis sechs Acker Reis, See-Baumwolle steht wohl in demselben Verhältniß, hingegen auf den Land-Baumwolle-Pflanzungen rechnet man funfzehn bis zwanzig Acker auf eine Hand. Nicht jeder Kopf zählt für eine Hand; es gibt Sklaven, die bloß für dreiviertel, einhalb, einviertel Hand zählen; es richtet sich dieß nach der Arbeit, die sie zu leisten im Stande sind, und zu Anfange jeden Jahres findet immer eine Schätzung Statt. Im Allgemeinen arbeiten die Neger hier nach Aufgaben (task), haben sie diese vollendet, so können sie thun was sie wollen, im Durchschnitt sollen sie auf diese Art jeden Tag zwei Stunden vor Sonnenuntergang für sich haben, die sie mit Arbeiten im Garten, mit Fischen und ähnlichen Dingen zubringen. Ihre Nahrung besteht gewöhnlich gänzlich aus Reis, nur zu Zeit der Erndte, wenn sie die härteste Arbeit haben, erhalten sie Fleisch. Ihre Fische, Hühner, Eier, überhaupt was sie in ihren Feierstunden gewonnen haben, nimmt ihnen gewöhnlich der Eigenthümer der Pflanzung ab, der es verkauft und ihnen das erlöste Geld gibt, oder sie mit Zucker, Caffee u. s. w., zu den niedrigsten Preisen gerechnet, bezahlt. Auch die Kleidung erhalten sie von ihren Eigenthümern; sie besteht im Sommer aus Baumwollenzeugen, im Winter aus einem dichterem, doch nicht sehr warmen Stoffe, denn das Clima erfordert dies nicht. Meistens gehen sie sehr zerlumpt einher, dieß ist aber Folge ihrer Nachlässigkeit und Unreinlichkeit. Es finden unter den Negern Ehen Statt, die aber nur durch Kinder zusammen gehalten werden, fehlen diese, so bleiben die Ehen nicht lange beisammen. Auf der von mir besuchten Pflanzung befanden sich gegen hundert Sklaven, von denen einige Zimmerleute waren, welche alle zu den Schleißen nöthige Holzarbeit verfertigten; auch gab es andere Handwerker unter ihnen. Es bestehen Unterschiede unter den Sklaven. Es gibt sogenannte Treiber (driver), welche die Aufgabe jedes Einzelnen von dem Aufseher, einem Weißen, empfangen, und darauf zu sehen haben, daß dieselbe gethan wird. Ich sah diese Treiber mit Peitschen

herumgehen, ob sie sie gebrauchen, weiß ich nicht. Im Ganzen, glaube ich, werden die Sklaven nicht sehr hart behandelt, namentlich da nicht, wo sie nach Aufgaben arbeiten; wo dieß hingegen nicht der Fall ist, müssen sie freilich die Peitsche immer hinter sich sehen, sonst würden sie nicht arbeiten. Eine Strafe für widerspenstige Sklaven ist, sie von ihren Familien zu trennen und allein zu verkaufen, denn dieß pflegt man gewöhnlich nicht zu thun. Die Aufseher sind, wie gesagt, Weiße und erhalten eine Bezahlung von zweihundert bis eintaufendfünfhundert Thaler. Da man im Süden die Meinung hat, daß Handarbeit des weißen Mannes unwürdig sei, so stehen diese Aufseher ziemlich tief in der öffentlichen Achtung, weswegen nur Leute von niedrigem Stande sich dazu hergeben, die wohl meistens durch ihren Mangel an Erziehung und ihre rohen Sitten den Ruf der Grausamkeit rechtfertigen, in welchem ihre Classe steht. Das Leben auf einer Reisplanzung ist übrigens für einen Weißen eine höchst gefährliche Sache, so daß die meisten Aufseher wie lebendige Leichen aussehen, und in Zeit von wenig Jahren ihre Gesundheit ganz zerrüttet ist. Obgleich derjenige, den ich sah, die Erlaubniß hatte, den größten Theil des Jahres in der Stadt zuzubringen, so verrieth doch sein Aussehen, daß seine Gesundheit sehr gelitten hatte. Selbst von den Negern sollen im Ganzen viele an den Folgen der ungesunden Arbeit im Schlamm mit der brennenden Sonne über sich, sterben. Die Sonnenhitze selbst scheint ihnen nicht viel zu schaden; sonst begreife ich nicht, wie es ihnen so sehr behagen könnte, sich in dem heißen Sand am Mittag auf den Rücken zu legen und zu schlafen, während ihnen die Sonne gerade ins Gesicht scheint.

Beim Herumstreifen auf den Feldern kamen wir bei einem Hügel vorbei, der für einen sogenannten indianischen Hügel (indian mound) gehalten wird. Er erhebt sich in der Form eines abgeschnittenen Kegels ungefähr zehn Fuß über den Grund und beträgt im Durchmesser etwa funfzig Fuß. Das Erdreich desselben besteht aus Austermuscheln, Bruchstücken von Thongeschirren und Erde. So viel ich an diesem Hügel sehen konnte, und wie ich es deutlich an einem kleineren bemerkte, durch den ein Wassergraben gezogen war, so erstreckt sich dieser muschelichte Boden unter der Oberfläche des umliegenden Feldes fort, an einer Stelle in einer Tiefe von wenigstens drei Fuß. Außerdem ist das Erdreich des Hügel und des

umliegenden Feldes so verschieden, daß an ein Aufwerfen durch Aufgraben gar nicht zu denken ist; auch sieht man keine Spur von Vertiefung um den ersteren. Es waren einige Sträucher auf demselben gewachsen, unter anderen ein Palmetto, der ziemlich alt aussah. Solcher Hügel gibt es in dieser Gegend eine große Anzahl, besonders weiter hinauf am Flusse, von dem sie meist in einiger Entfernung liegen, und die gleichsam eine mit dem Ufer parallellaufende Reihe bilden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der Aufenthalt auf diesen Hügeln ungesunder ist, als auf dem niedrigen sie umgebenden Lande, so wie auch die Niederlassungen am Ufer des Flusses gesunder sind, als die in einiger Entfernung liegenden. So viel scheint in Ansehung des Hügels auf dieser Pflanzung gewiß zu sein, daß der umliegende Grund früher niedriger gewesen, und mit der Zeit an Höhe zugenommen haben muß. Wahrscheinlich haben die Indianer diese Erhöhungen, weil sie über dem Stande der höchsten Fluthen erhaben sind, und als Zufluchtsorte zur Zeit von Ueberschwemmungen dienen konnten, als Wohnort und Begräbnißplatz benutzt. Die in denselben befindlichen Scherben von Gefäßen, von denen man glaubt, daß sie von den Ureinwohnern benutzt worden, deuten auf jeden Fall an, daß früher Menschen sich dort aufgehalten haben. Schwieriger ist es, wahrscheinliche Vermuthungen über ihr Entstehen zu geben. Ich finde es kaum glaublich, daß sie das Werk von Menschenhänden seien, da sich, wie gesagt, keine Spur von Aufwerfen findet; doch spricht die Analogie dafür. Es giebt beinahe in allen Flußthälern im Westen, auch in den sogenannten prairies, doch immer in der Nähe von Flüssen, ähnliche und viel bedeutendere Hügel, von denen es dadurch, daß man Geräthe und Knochen in ihnen gefunden hat, ziemlich sicher bewiesen ist, daß sie das Werk der Ureinwohner sind.

In den Gräben auf der Pflanzung sahen wir hie und da an der Seite runde Löcher, die in Höhlen zu führen schienen; sie rührten, wie mir mein Begleiter sagte, von Alligatoren her, die darin ihren Winterschlaf halten, von dem sie damals noch nicht erwacht waren, weil die Wärme noch nicht bedeutend gewesen war. Diese Thiere sollen, vor dem Eintreten des Winters, sich den Magen mit hartem Holz, Muscheln u. s. w. anfüllen, und wenn man sie, gleich nachdem sie ihre Höhlen verlassen haben, tödtet, so findet man diese Klumpen im Magen, später aber nicht. Sie entledigen sich dersel-

ben auf die eine oder andere Art. Im Ganzen sind diese Alligatoren harmlose Thiere, die sich vor den Menschen fürchten, und nur höchst selten Badende anpacken. Unter dem gemeinen Volke herrscht der Glaube, daß sie sehr empfindlich gegen einen Druck auf das obere Augenlid sind, und man erzählt Geschichten von mehreren Menschen, die sich auf diese Art sollten gerettet haben, als sie beim Baden im Flusse von Alligatoren ergriffen wurden.

Bei der Rückfahrt von der Pflanzung nach der Stadt, hielten wir ein Wettrennen mit einem anderen Boot, das ungefähr zu gleicher Zeit von einem naheliegenden Punkte abfuhr. Es war, wie wir später erfuhren, die Postkutsche von Charleston, deren Inhalt in ein Boot geladen worden war. Es gibt nehmlich keine Brücke von dem Ufer von Süd-Carolina nach Georgia hinüber; auch ist beinahe keine Verbindung zwischen Charleston und Savannah zu Lande, außer, daß die Briefe diesen Weg gehen. Anfangs kam uns dieses Boot zuvor, aber nachher strengten sich unsere Negerknaben so an, daß wir es überholten. Diese waren im höchsten Jubel, als wir es hinter uns hatten, und ich selbst nahm an dem Siege ihres kindischen Ehrgeizes frohen Antheil.

Einunddreißigstes Capitel.

Bemerkungen über das Sklavenvesen.

Man hat in der neueren Zeit so viel über die Sklaverei, ihre Nachtheile, Unrechtmäßigkeit, und die Art sie abzuschaffen u. s. w., gesprochen, daß ich mich auf meiner Reise durch die südlichen Staa-ten mit desto größerem Interesse nach dem Zustande der Sklaven erkundigte. Als ich die ersten Sklaven sah, fühlte ich Mitleiden mit ihnen, und suchte ihnen durch ein freundliches Benehmen das Herbe ihres Zustandes zu erleichtern; aber bald sah ich, daß die Mehrzahl derselben mein Mitleiden weder erwartete noch anerkannte und kein Gefühl für ihre Erniedrigung hatte. So erinnere ich mich, wie sehr mich ein schwarzer Bedienter dauerte, der sich mit seinem Herrn im Postwagen befand, als man von den Preisen

sprach, die für den einen oder anderen Sklaven bezahlt worden waren; er aber schien die Sache nicht so anzusehen, mischte sich frei ins Gespräch und theilte mit einer Ruhe und Gleichgültigkeit, als wenn er nicht selbst Sklave wäre, mehrere sich darauf beziehende Thatsachen mit. Je länger ich im Süden mich aufhielt, und je mehr ich die Sklaven kennen lernte, desto mehr kam ich von meiner früheren Ansicht zurück, und an die Stelle des Mitleides trat eine gewisse Geringschätzung. Nicht wenig trugen dazu die unangenehmen Erfahrungen bei, die ich mit den Aufwärtern in den Wirthshäusern machte, von denen man, was man braucht, nicht erhalten kann, wenn man nicht mit Ernst spricht, und an welche die Güte weggeworfen zu sein scheint. Freilich mögen im Allgemeinen diese in Wirthshäusern befindlichen Sklaven verdorbener als die in Privathäusern sein, auch will ich aus den gemachten Erfahrungen und empfangenen Eindrücken keine weiteren Schlüsse ziehen, etwa gegen die Abschaffung der Sklaverei oder gegen die ursprüngliche Fähigkeit des Negerstandes für eine höhere Entwicklung. Ich sehe im Gegentheil gar nicht ein, warum man ihm eine solche absprechen sollte. Daß die freien Neger im Norden im Ganzen auf der Linie der niedrigsten Volksklassen stehen bleiben und selten eine höhere Stufe der Gesittung und Bildung ersteigen, hat seinen natürlichen Grund darin, daß sie dort noch immer unter dem Banne der öffentlichen Meinung stehen, und sich dadurch niedergedrückt fühlen müssen, nicht aber darin, daß sie keine Fähigkeiten haben. Erst wenn mehr für ihre Erziehung geschieht, und wenn sie zur Gleichheit in politischen Rechten mit den Weißen gelangt sind, wird sich über ihre Entwicklungs-Fähigkeit urtheilen lassen; bis dahin aber muß die Frage dahingestellt bleiben. Als Beweis, daß die Neger nicht fähig seien in einem anderen Zustande, als in dem der Sklaverei oder Wildheit zu leben, hat man Haiti (St. Domingo) angeführt, daß seit es in den Besitz der Schwarzen gekommen, ganz in Verfall gerathen sein soll. Ich lasse die Wahrheit der Behauptung ganz dahin gestellt sein, man kann aber daraus, daß Schwarze, die erst kürzlich den Zustand der Sklaverei verlassen haben, sich nicht zu regieren wissen, und auf der Stufe der Erniedrigung bleiben, gar nicht den Schluß ziehen, daß der Stamm an sich unfähig sei, eine höhere Stufe der Cultur zu erreichen. Man wird das Urtheil darüber wenigstens so lange aufschieben müssen, bis mehr und zuver-

lässigere Erfahrungen vorliegen. Zur Entschuldigung der Sklaverei (denn sie zu vertheidigen wagt Niemand mehr) führt man an, die Sklaven seien nicht viel unglücklicher, als viele der Armen in Europa; aber zugegeben, daß dieß wahr ist, so findet der bedeutende Unterschied Statt, daß unsere Armen ihren Zustand verändern können, die Sklaven aber nicht; übrigens ist es eine schlechte Entschuldigung des einen Fehlers, wenn man auf einen anderen ähnlichen Fehler anderwärts hinweist.

In der neueren Zeit sind die Sklavenhalter durch die Reden und Schriften der für die Abschaffung der Sklaverei arbeitenden Menschenfreunde (Abolitioner) auf mannigfache Art verlegt und gereizt worden, so daß zwischen den Sklaven- und freien Staaten eine große Spannung über diesen Punkt herrscht, welche höchst nachtheilige Folgen, vielleicht sogar einen Bruch befürchten läßt, ohne daß daraus für die Sklaven selbst ein Vortheil erwachsen wird. Die Sklavensache wird von mehreren Staatsmännern gleichsam als ein verbotener Artikel betrachtet, der nicht in den politischen Verkehr zugelassen werden darf. Die Abolitioner haben bei ihrem löblichen Eifer größtentheils nicht genug Unbefangenheit, Umsicht und Ueberblick bewiesen, und die Sklavensache aus einem beschränkten Standpunkte betrachtet. Man hat Unrecht, wenn man von den einzelnen Besitzern fordert, daß sie einen Zustand ändern sollen, der doch nicht von ihrer Willkühr abhängt, sondern durch die Macht der Verhältnisse bedingt ist, und man begeht eine Unbilligkeit, wenn man ihnen deswegen Vorwürfe macht, daß sie fortfahren, Sklaven zu halten. Die Sklaverei ist nun einmal in diesen Staaten einheimisch, durch eine lange Gewohnheit eingewurzelt und selbst durch das öffentliche Recht befestigt. Zur Zeit der Gründung der Verfassung der Vereinigten Staaten bestand sie in den meisten Staaten, und in der Verfassung wurde Jedem einzeln das Recht zuerkannt, in Beziehung darauf zu beschließen, was ihm gut dünke; der allgemeinen Regierung wurde weiter kein Einfluß darauf eingeräumt, als daß sie das Recht erhielt, die Einführung der Sklaven von außen her zu verbieten, was sie auch gethan hat. Außerdem wurde das Sklavewesen dadurch in der Verfassung anerkannt, daß den südlichen Staaten für ihre Sklaven-Bevölkerung eine Repräsentation zugestanden wurde. Die Achtung gegen den (freilich ein Unrecht einschließenden) Rechtszustand fordert also, daß man mit Schonung und Mäßigung

zu Werke gehe. Es steht nicht in der Macht der Regierungen und der Masse des Volkes, ohne Vorbereitung gleichsam mit einem Schlage einen Zustand aufzuheben, mit dem das ganze öffentliche und besondere Leben so innig verwachsen ist; viel weniger aber ist dem Einzelnen zuzumuthen, etwas dagegen zu thun. Diesen ist nicht einmal erlaubt, den Zustand ihrer Sklaven bedeutend zu verbessern. Sie können ja nicht einmal ihre Sklaven erziehen lassen; Staatsgesetze verbieten es, religiöser Unterricht allein ist erlaubt. Zwar, seitdem sich die Missionäre zum Theil dazu hergegeben haben, die Schriften der Abolitioner in den südlichen Staaten zu verbreiten, hat man sie natürlicher Weise theils weggeschickt, theils in ihrer Wirksamkeit gehindert. Aber es gilt im Ganzen als Grundsatz unter den Sklavenhaltern, daß es ihre Pflicht sei, ihre Sklaven zu Christen zu machen. Ich habe diesen Satz in Savannah von der Kanzel herab verkündigen hören; und wie ich mich nachher unterrichtete, findet er allgemeine Anerkennung. Als ich meine Verwunderung darüber blicken ließ, daß Christen Christen als Sklaven behalten könnten, äußerte man gegen mich, die bekehrten Neger würden sich deshalb nur desto besser aufführen, und als Christen einsetzen, daß es ihre Pflicht sei, mit Ruhe und Geduld das ihnen auferlegte Joch zu tragen. Gleichwohl gibt es, wie ich glaube, nur sehr wenige Sklaven, die von dem, was die christliche Religion ist, auch nur eine Idee haben. In Baltimore, Charleston, New-Orleans, gibt es Kirchen, die bloß für Farbige bestimmt sind, deren Prediger auch zum Theil farbige Leute, freilich ohne viel Bildung, sind, aber die Meisten der sie Besuchenden sind Freie. In den anderen Kirchen werden die Schwarzen immer von den Weißen getrennt, und in einen Winkel verwiesen, wo sie über die Gleichheit der Menschen vor Gott nachdenken können. In den katholischen Kirchen findet diese Trennung nicht Statt, und die Reformirten sollten das gute Beispiel beherzigen.

In wiefern die Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten möglich sei, und durch welche Mittel sie herbeigeführt werden müsse, ist eine höchst schwierige Frage, welche die Abolitioner gewöhnlich umgehen, indem sie im Allgemeinen fordern, daß es geschehen müsse, aber das „Wie“ unerörtert lassen. Natürlich kann man die zwei Millionen Sklaven, die sich jetzt in den südlichen und westlichen Staaten befinden, nicht auf einmal freilassen, es wäre dieß

das größte Unglück für die Schwarzen selbst, die, unfähig ihre Freiheit zu benutzen, sie gewiß mißbrauchen würden; aber wohin soll dieser Zustand am Ende führen? In allen Sklavenstaaten nimmt die Sklavenbevölkerung in einem größeren Verhältniß zu, als die der Weißen. Nur in Maryland und Virginia nehmen die Sklaven ab, oder vermehren sich doch nicht in dem Grade wie die Weißen; ein Zeichen, daß daselbst das Interesse des Ackerbaues unter der Sklavenarbeit leidet, welches hoffen läßt, daß in diesen beiden Staaten die Sklaverei sich in Zeit von wenigen Jahren von selbst abschaffen wird. In der ganzen Union zusammengenommen übrigens, nimmt die weiße Bevölkerung in einem stärkeren Verhältniß zu, als die der Schwarzen, trotz der vielen reichen, von Sklaven bearbeiteten Länderreien, die seit dem Kaufe von Louisiana in die Hände der Sklavenstaaten gekommen sind. Im Jahre 1790 war das Verhältniß der Sklaven zu den Weißen, wie 1 zu 4,63 und die Bevölkerung bestand aus 697,697 Sklaven und 3,231,629 Weißen. Im Jahre 1820 zählte die Bevölkerung 10,845,847 Weiße und 2,009,043 Sklaven, so daß das Verhältniß zwischen Sklaven und Weißen ungefähr 1 zu 5,93 war. Bei dieser Ueberlegenheit der weißen Bevölkerung über die Schwarzen in der ganzen Union haben die weißen Bewohner der Sklavenstaaten, so lange sich diese nicht von den Freien trennen, nichts von den Sklaven zu fürchten; sollten sie sich aber dazu verleiten lassen, so würde allerdings für sie Gefahr entstehen. Es ist auch mit Sicherheit zu erwarten, daß diese überwiegende Zunahme der weißen Bevölkerung in noch höheren Gradverhältnissen fortgehen wird. In einer längeren oder kürzeren Zeit wird in den Sklavenstaaten ein Stillstand in der Bevölkerungszunahme eintreten, während in den freien Staaten, in Folge des Aufblühens der Fabriken und des Handels ein fortwährendes Steigen Statt finden wird. Dieß hat sich zum Theil schon jetzt erwiesen, wie man aus folgender Vergleichung sehen kann. Im Jahre 1790 betrug die Bevölkerung des Sklavenstaates Virginia 747,610, so daß auf die □Meile 11.7 Seelen kamen; im Jahre 1830 war sie auf 1,211,405 gestiegen, was auf die □Meile 18.9 Seelen gibt, und im vergangenen Jahre betrug die Zunahme 13,7 Procent. Der freie Staat Massachusetts zählte im Jahre 1790 378,787 Einwohner, 50.8 Seelen auf die □Meile; im Jahre 1830 war die Bevölkerung auf 610,408 Seelen gestiegen, 87.4 Köpfe auf die □Meile, und trotz dieses hohen

Standes der Bevölkerung betrug die Zunahme noch immer 16,6 Procent in einem Jahre, so daß Virginia mit 64,000 □Meilen nur doppelt so viel Einwohner hat als Massachusetts mit 7500 □Meilen. Wollte man dieß Mißverhältniß dadurch erklären, daß ein Theil von Virginia schlechten, sandigen Boden hat, so wird man doch auch nicht behaupten können, daß sich Massachusetts durch reichen, fruchtbaren Boden auszeichne. Dazu kommt, daß im westlichen Theile von Virginia viele der besten Ländereien erst seit kurzer Zeit angebaut worden sind, was eine außerordentliche örtliche Zunahme der Bevölkerung nach sich zog, während dieß in Massachusetts, wo wenig unbenutztes Land war, nicht Statt finden konnte. Ich erkläre mir das Zurückbleiben von Virginia hinter Massachusetts aus der in ersterem bestehenden Sklaverei. Bei Maryland hat sich das Zurückbleiben noch deutlicher herausgestellt. Im Jahre 1790 hatte es 319,728 Einwohner oder 23 Seelen auf die □Meile, und im Jahre 1830 447,040 oder 32,7 auf die □Meile, und die Zunahme im letzten Jahre betrug nur 9 Procent. Sollte Texas zu der Union kommen, so würde sich das Verhältniß zum Nachtheil der freien Staaten ändern, und, wie es scheint, haben die südlichen Staaten im Congreß ziemlich das Uebergewicht; wenigstens geht nichts durch, was das Interesse derselben verletzen könnte. Eine Aufnahme von Texas in die Union könnte am Ende eine Trennung herbeiführen, weil alsdann die Anzahl der Sklavenstaaten ungemein vermehrt werden würde, denn aus der Provinz Texas ließen sich mehrere Staaten bilden.

Daß die Sklaverei als ein Fluch auf dem Lande liegt, wird gewiß Jedem klar, der den Culturzustand der südlichen Staaten mit dem der nördlichen vergleicht. Dort hat die Natur ihre Gaben mit verschwenderischer Hand ausgestreut, aber der Landbau wird nur im Großen getrieben, und es fehlt der glückliche Mittelstand der fleißigen betriebsamen Landleute, welche ihre kleinen Güter selbst bearbeiten und zum möglichst höchsten Ertrage bringen; „es gibt nur Herren und Knechte.“ Dieser glückliche Stand der kleinen Landbesitzer findet sich hingegen im Norden, und hat den magern felsigen Boden zu fruchtbaren Feldern umgeschaffen. Und noch viel mehr, als in der Entwicklung des Landbaues, ist der Süden hinter dem Norden in Handel und Gewerben zurückgeblieben. Wenn auch viele andere Ursachen dazu mitgewirkt haben, dieses rege Leben des Nordens hervorzurufen, und dagegen den Süden in träger Unthätigkeit

niederzuhalten; so ist doch gewiß der allgemeinen, körperlichen Freiheit auf der einen, und der ungerechten, entsetzlichen Sklaverei auf der anderen Seite sehr Vieles zuzuschreiben.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Besuch einer See-Baumwolle-Pflanzung.

Im Süden von Savannah, in einer Entfernung von vier bis acht Meilen, finden sich einige bedeutende Pflanzungen von See-Baumwolle, von denen ich eine besuchte. Der Boden schien mir viel leichter und sandiger zu sein, als der auf der Reisplanzung; die Unterlage ist wahrscheinlich auch Lehm, aber die überliegende Schichte enthält nicht so viel Pflanzenerde und mehr Sand. Der Bau der Baumwollestaude wird folgendermaßen betrieben. Die Kerne werden im Monat März in ungefähr fünf Fuß von einander entfernten Reihen auf Bänken oder Erhöhungen gesät, die dadurch gebildet werden, daß man auf beiden Seiten Furchen zieht und mit Hacken nachhilft. Auf der Höhe dieser Bänke werden in einem Abstand von achtzehn Zoll Löcher gemacht; in jedes Loch werden ungefähr funfzig Kerne gelegt, dann mit Erde bedeckt und festgedrückt. Man läßt davon, wenn sie aufkeimen, gewöhnlich nur zwei stehen und nimmt die übrigen Keime beim Ausjäten des Unkrauts weg; man legt aber so viele überflüssige Kerne, damit sie den Pflanzen zur Nahrung, gleichsam zum Dünger dienen sollen. Das Ausjäten des Unkrauts wiederholt sich meistens drei Mal. Im September ist die Baumwolle gewöhnlich reif; man pflückt die Kapseln ab und bringt sie nach den Scheunen, wo man sie nach der Qualität gewöhnlich in drei Sorten theilt. Schwieriger ist es, die Kerne von der Baumwolle zu trennen, wozu man jetzt allgemein eine besondere Art Mühle anwendet (cotton gin), die den Negern viele Mühe spart. Diese von einem Amerikaner, Whitney, erfundene Mühle hat folgende Einrichtung. Sie besteht aus zwei Cylindern, die horizontal gegen einander gestellt sind, sich ziemlich nahe, aber nicht ganz dicht berühren und durch ein Rad sehr geschwind umgedreht werden. Auf sie wird die Baumwolle geworfen und ihre Bewegung macht, daß sich die Fäden der-

selben durch die zwischen ihnen befindliche Spalte hindurchziehen, während die Kerne, für die darin kein Raum ist, auf der anderen Seite bleiben. Um die Kerne von den Fasern vollständig zu trennen, ist vor den Cylindern ein Kamm angebracht, der aus langen eisernen Zähnen zusammengesetzt ist, deren Spitzen mit den Cylindern in unmittelbarer Berührung stehen. Die Bewegung dieses Kammes auf und nieder, macht, daß sich die Saamenkapseln öffnen und die Kerne rechts und links wegspringen, während die Baumwolle zwischen den Cylindern durchgeht. Einzelne Kerne, die mit zwischen den Cylindern durchschlüpfen, und andere hängengebliebene Unreinigkeiten werden theils mit der Hand, theils durch folgenden Mechanismus entfernt. Man bringt die Baumwolle in ein großes hohes Rad, das sehr geschwind bewegt wird und mittelst dieser Bewegung einen Luftstrom erzeugt, der die Kerne und anderes Ungehörige wegführt. Darauf wird die Baumwolle gepreßt, eingepackt und in Ballen von dreihundert Pfund nach den Seehäfen versendet.

Durch den Bau dieser Baumwollenstaude soll der Boden in kurzer Zeit erschöpft werden, und wie man mir sagte, ist der Grund darin zu suchen, daß man die Erde zu sehr umkehrt. Nehmlich bei jedem folgenden Anbau wird nicht dieselbe Bank wieder gewählt, sondern in der Mitte der beiden alten eine neue gebildet, indem man die zwischenliegende Furche zuwirft und aufhäuft, so daß, was früher Erhöhung war, nun die Furche bildet. Auf diese Art wird die Oberfläche des Bodens beständig von einem Orte zum andern gebracht, und dieß soll dazu beitragen, den Boden geschwinder zu erschöpfen. Gewöhnlich hat jeder Pflanze eine dreifache Folge von Aeckern, die in drei aufeinanderfolgenden Jahren bepflanzt werden, so daß jede Abtheilung immer ein bis zwei Jahre Ruhe hat. Da das Land, welches zum Bau der See-Baumwolle benutzt werden kann, ziemlich beschränkt ist, so ist natürlich auch die Production beschränkt. Das Maximum sollen dreißigtausend Ballen gewesen sein, seit der Zeit aber ist die Production immer gefallen, und es ist eine fortgehende Abnahme zu erwarten, so daß zuletzt wohl gar keine Baumwolle dieser Art mehr hervorgebracht werden kann. Man hatte mir erzählt, man dünge das Land mit Meeresschlamm, was ich aber auf der von mir besuchten Pflanzung nicht fand. Als Dünger wird theils der Saame, theils Stallmist angewendet. Die Seeluft soll einen bedeutenden Einfluß auf das Gedeihen der See-Baum-

wolle haben, wesswegen man auch ein dem Meere nahegelegenes Land wählt. Eine Meile von der Pflanzung, die ich sah, befindet sich ein Meeresarm. Der Unterschied zwischen Sea Island Cotton und Upland Cotton ist mir unklar, wie überhaupt die ganze Geschichte der Baumwollenstaude im Dunkeln liegt. Man hat mich wiederholt versichert, es sei eine und dieselbe Staude (*Gossypium herbaceum*). Zwar hat die See-Baumwolle schwarze, die Land-Baumwolle grüne Saamen, aber man sagt, der schwarze arte in den grünen aus, sobald man ihn im Innern des Landes säe. Ich hatte leider keine Gelegenheit die beiden Pflanzen zu vergleichen, denn während ich dort war, fingen dieselben kaum an zu keimen.

Dreihunddreissigstes Capitel.

Die Blumenwelt in der Gegend von Savannah.

Auf dem Wege nach der Baumwollenpflanzung sah ich den sogenannten gelben Jasmin (*Gelsemium sempervirens*), in großer Pracht. Er fand sich an den Hecken zu beiden Seiten des Weges, und auch an vielen Bäumen, an deren Stämmen er sich hinauf schlängelt, und oben an den Kronen gleichsam Terrassen bildet, die von den schönen gelben ziemlich großen und zahlreichen Blüthen strotzen, während manche Zweige herunterhängen und von einem Ast zum andern Guirlanden bilden. Die Wälder, in denen sich solche umrankte Bäume befinden, erhalten dadurch eine schöne bunte Zierde. Dieser Strauch, dessen Blatt glänzend grün und dessen Wachsthum sehr rasch ist, läßt sich natürlich sehr gut zur Verzierung der Gärten, besonders zu Lauben, anwenden; er bildet in kurzer Zeit dichte Decken über ein Gartenhaus oder etwas der Art. Auf demselben Wege sah ich auch zum ersten Mal den berühmten Dogwood in Blüthe. Es ist dieß eine *Cornus*-Art, deren Blumen sehr klein sind und in Gruppen zusammenstehen, aber durch große gemeinschaftliche weiße Deckblätter (*involuerum*) eingefast sind, die das Ansehen von Blumenblättern haben. Da nun die Blätter zur Zeit der Blüthe wenig oder gar nicht entwickelt sind, so sieht der Baum ganz weiß aus, als wenn er mit Schnee bedeckt wäre, und ein solcher Baum in Blüthe gewährt einen ganz eigenthümlichen Anblick, von dem

sich schwer ein Begriff geben läßt. Es gibt übrigens verschiedene Arten dieses Baumes, von denen die einen dem Süden, die anderen dem Norden angehören.

Die Blütenpracht des Frühlings in diesen Gegenden ist groß. Bewundernswerth sind in ihrer Blüthe die beiden Arten Schneetropfenbäume (*Halesia tetraptera* und *diptera snowdroptree*), die mit ihren zahlreichen hängenden weißen Blüten einen äußerst gefälligen Anblick gewähren. Sie finden sich meist in ganzen Gruppen an Sümpfen und kleinen Wässern, und bilden gleichsam grünweiße Grotten, die das dunkle Gewässer überschatten. Die Stämme sind selten sehr hoch und der Wuchs eher strauchartig, der Eindruck wird aber dadurch noch gefälliger. Ein Strauch, der in seiner Blüthe noch eigenthümlicher ist, hat den Namen Franzenbaum (*Chionanthus virginica*, *fringetree*) erhalten. Die Blumen stehen auf einem Panikel und haben sehr lange Blumenblätter, so daß sie Fäden ähnlich sehen, weshalb man auch diesen Baum oft mit dem Namen *old men's beard* (Alten Mannes Bart) bezeichnet. Zu der Pracht der südlichen und zum Theil auch der nördlichen Flora gehören die verschiedenen Arten von Azaleen, die sich durch Blumenreichtum und glänzende Farben auszeichnen. Die *Azalea mediflora* bildet gleichsam einen Haufen rosenrother Blüten, welche die Aeste ganz verdecken, die Blätter erscheinen nemlich erst später. Die Zahl der mit schönen Blumen versehenen Sträucher und Bäume ist übrigens so groß, daß ich mich, um die Geduld des Lesers nicht zu ermüden, der Aufzählung derselben enthalten muß. In anderen Theilen des Landes wurde ich noch oft dadurch in Erstaunen gesetzt, und ich betrachte die vielen schön blühenden Bäume als eine der Haupteigenthümlichkeiten der amerikanischen Flora.

Auch in den Gärten von Savannah sah ich prächtige blühende Sträucher, unter anderen zwei Camelien in freier Erde, die vielleicht vierzehn bis achtzehn Fuß hoch und buchstäblich mit Blumen überdeckt waren. Eine *Magnolia purpurea*, die aus China herstammt, fand ich als einen hohen Strauch in voller Blüthe. An Größe und Pracht der Farben können sich ihre Blumen freilich nicht mit denen der einheimischen *grandiflora* vergleichen; aber sie ist immer eine sehr schöne Zierpflanze und paßt besser in einen Garten als die *grandiflora*, die leicht zu hoch wird, dem Auge ganz entwächst und sich besser im Freien ausnimmt.

Für einen Liebhaber der Botanik war natürlich der Aufenthalt an diesem Ort und zu dieser Jahreszeit höchst erwünscht und ich brachte die meisten Morgen, wenn das Wetter günstig war, im Freien mit Botanisiren zu. Die Wälder fangen ganz in der Nähe der Stadt an, und das Land umher ist meist unbrauchbar für den Ackerbau; ich brauchte daher nie weit zu gehen, um mich in einer eigentlichen Wildniß zu befinden.

Eigenthümlich sind in diesem südlichen Theile von Nord-Amerika die Gegensätze, die sich in der Vegetation zeigen und in der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens ihren Grund haben. Auf den höher gelegenen sandigen Hügeln gibt es nichts als elende Eichensträucher, welche die Anzeichen des ärmsten Bodens sind, sie heißen black jack (*Quercus nigra* und *catesbeeii*). (Ich spreche hier nicht von den eigentlichen Bergen, die weit vom Meere entfernt sind und in ihrem ganzen Charakter wenig mehr von der südlichen Vegetation an sich tragen). Nadelhölzer verkündigen schon einen etwas bessern Boden, sie befinden sich gewöhnlich nicht auf Anhöhen oder wenigstens nur auf Hochebenen, und bilden die gerühmten, schönen südlichen Wälder. Hier reihen sich ohne Unterbrechung hohe gerade Stämme der *Pinus rigida* an einander an, deren Krone in einer Höhe von funfzig bis siebzig Fuß anfängt und von kurzen kräftigen Zweigen gebildet wird, an denen die drei bis vier Zoll langen Nadeln in Büscheln meist nur die Enden einnehmen und dem Grün des Baumes ein eigenthümliches, buschiges Ansehen, verschieden von dem unserer Fichten, geben. In dem dicken Stamme, in den langen Nadeln und den kräftigen Zweigen zeigt sich die üppige Vegetation des Südens, die auch aus dem dürren, trocknen Sande solche majestätische Stämme hervorzuzaubern weiß. Auf dem Boden selbst wächst gar nichts, indem die Bäume alles Nahrhafte an sich ziehen und nicht einmal Unkraut neben sich aufkommen lassen. Meist stehen auch die Stämme so weit getrennt von einander, daß man diese Wälder zu Fuß oder zu Pferd mit der größten Bequemlichkeit durchstreifen kann. Im Sommer bieten sie einen kühlen mit aromatischen Gerüchen geschwängerten Zufluchtsort dar; man hält sich sehr gern in ihnen auf und baut sich Landhäuser in der Nähe derselben. Zum Botanisiren muß man diese Fichtenwälder nicht wählen, wo man schlecht für seine Mühe belohnt werden wird, aber eine desto reichere Ausbeute bieten die Thäler dar, die man mit dem Namen

bottoms bezeichnet und die Sümpfe, swamps genannt. Der Boden ist hier so reich, daß die Natur wirklich im Erzeugen gleichsam schwelgt; Baum steht an Baum, Schlingpflanzen bilden undurchdringliche Mauern, und am Boden finden sich zahlreiche kleine Pflanzen. Gras kommt jedoch auch hier selten vor, außer an den Stellen, wo die Bäume nicht so dicht stehen. Aber jene schönen Sträucher sind hier zu finden, von denen ich oben gesprochen; viele der immergrünen Arten lieben solche Standorte, und aus den Blättern kann man schon aus der Ferne auf die Natur des Bodens schließen. An den Abhängen, die von den im Sommer meist theilweise trockenen Sümpfen nach den höher gelegenen Gegenden führen, finden die Uebergänge Statt; hier kommen wieder andere Gruppen vor. Das Botanisiren in den Sümpfen gehört übrigens nicht zu den angenehmsten Ausflügen. Man hat sich von Erhöhung zu Erhöhung schon tief in den Sumpf hineingewagt; in der Ferne blüht eine Pflanze, die man zu erreichen wünscht, mit Hülfe von alten Holzstämmen und kleinen Nasenhügeln arbeitet man sich weiter fort, aber der gewünschte Gegenstand bleibt dennoch zu weit entfernt; man sieht ein, daß man ihn kaum schwimmend erreichen könnte; und nachdem man sich eine lange Zeit abgemüht hat, muß man unverrichteter Sache zurückkehren. Bisweilen geräth man in sehr verzweifelte Lagen, und muß zu den verwegensten Sprüngen seine Zuflucht nehmen, um sich wieder auf das feste Land zu retten. Zum Glück hatten die Moskitos sich damals noch nicht gezeigt, sonst hätte ich wohl diesen Sümpfen viel seltner Besuche gemacht. Denn ich lernte diese Thiere später im Norden kennen, und mußte mit zerbissenen Händen und Gesicht für meine Tollkühnheit büßen, mir eine *Saracenia purpurea* aus einem Sumpfe holen zu wollen. Die Hand, mit der ich die Pflanzenbüchse getragen, obgleich mit einem Handschuh geschützt, schwoll von den unzähligen Stichen bedeutend an. Da man bei solchen Gelegenheiten nie eine ganz sichere Stellung hat, so ist man auch nicht im Stande, sich gegen die Angriffe dieser Insekten gehörig zu vertheidigen.

Eine meiner Wanderungen führte mich nach dem durch Feuer zerstörten Landhause Bonadventure, das in der Nähe von Savannah auf einem ähnlichen Sandhügel wie der, auf welchem die Stadt gelegen ist, steht, und dessen Umgebungen wegen einer großen Anzahl immergrüner Eichen (*Quercus virens*) berühmt sind. Diese

Bäume, obgleich höchstens hundert Jahre alt, haben eine bedeutende Größe und ein recht ehrwürdiges Ansehen, welches durch das daran wachsende graue Moos (*Fillandria usneoides*) erhöht wird. Die Stämme sind im Ganzen wohl zu niedrig, die Aeste bilden aber recht schöne Bogen, und namentlich macht eine der Baumreihen eine vollständige Laube über den Weg. Es sind dieß die berühmten live oaks, die von den Amerikanern zum Schiffsbau benutzt werden, und nach dem Zeugniß aller Sachverständigen die beste Holzart dazu darbieten. Obgleich sie immergrün sind, so leidet ihr Ansehen doch im Frühjahr, wo die alten Blätter im Abfallen und die neuen noch nicht entwickelt sind; aber es bleibt immer ein schöner, höchst malerischer Baum, der von allen amerikanischen Eichenarten noch die meiste Aehnlichkeit mit unseren Eichen hat. Diese Art kommt blos an der Seeküste vor, geht gar nicht weit ins Innere und wächst auf einem ziemlich ärmlichen Boden.

Auf dem Rückwege von diesem Orte wollte ich längs dem Flusse hingehen, stieß aber bald auf Hindernisse, Sümpfe und Flußarme, denen ich auf keine Weise zu entgehen wußte, als dadurch, daß ich meinen Weg durch den Garten einer Pflanzung nahm. Wie ich aus demselben in den Hof ging, sah ich einen kleinen alten Mann unter der Thüre des Hauses stehen, den ich grüßte und ruhig meinen Weg fortsetzte. Er rief mir aber zu: „Haben Sie Geschäfte mit mir?“ ich antwortete „Nein“. Damit nicht zufrieden, sagte er ziemlich rauh: „Sie wissen wohl nicht, daß Sie kein Recht haben, durch meinen Garten zu gehen?“ „Ich bitte um Entschuldigung, erwiderte ich, fremd in der Gegend verirrt ich mich, und konnte mich nicht anders herausfinden, als daß ich mir die Freiheit nahm, durch Ihren Garten zu gehen.“ „Ich sehe, Sie sind ein Botaniker.“ „Zu dienen.“ Auf diese Art leitete sich unsere Bekanntschaft ein; er zeigte mir seine Blumen, lud mich auf ein Glas Wein in sein Haus ein, und vertraute mir, daß ich seinem Gesinde sehr verdächtig vorgekommen sei, mit meiner Pflanzenbüchse. Sie hatten mich für einen Emiffär der Abolitioner, oder wer weiß für was angesehen. Mir machte das Abenteuer viel Vergnügen, obgleich es hätte schlimm für mich ablaufen können. Beim Weggehen gab mir mein neuer Freund die tröstende Versicherung, ich könne mich glücklich schätzen, nicht seinen Hunden in die Hände zu fallen zu sein, die mich schlechter als er würden aufgenommen ha-

ben. Diese Pflanze, die sich nie sicher glauben und voll Verdacht und Sorge sind, halten sich auf ihrem Grund und Boden für berechtigt, über die Fremden eine Art polizeilicher Aufsicht auszuüben.

Vierunddreißigstes Capitel.

Costümirter Ball. Aufgegebene Reise nach Florida. Zerstörung der Drangemälder durch den Frost. Klima und Gesundheit der Luft.

Meine Abende in Savannah brachte ich gewöhnlich sehr angenehm in Gesellschaft zu. In ungewöhnliche Aufregung kam während meiner Anwesenheit die schöne Welt von Savannah durch einen costümirten Ball (fancy ball), der viele fremde Gäste, selbst von Charleston herbeizog und bis nach Mobile hin Aufsehen machte, so daß, als ich späterhin nach dieser Stadt kam, man sich darüber als ein merkwürdiges Ereigniß bei mir erkundigte. Die Dame, welche den Ball veranstaltete, hielt streng darauf, nur solchen Personen Einladungen zu schicken, die zuvor sich geäußert hatten, daß sie in Verkleidung erscheinen würden. Man fragte auch bei mir an: ich erklärte aber, daß ich zwar Lust hätte, den Ball anzusehen, aber um die Erlaubniß bitten müsse, ohne Costüm erscheinen zu dürfen, und gegen einen durchreisenden Fremden werde man wohl Nachsicht haben, die mir denn auch durch die Vermittelung mehrerer Freunde gewährt wurde. Der sehr geräumige Tanzsaal bot hinlänglichen Raum dar für die große Anzahl von Masken, deren wohl gegen sechzig versammelt waren. Vor dem Balle wurden in einer neben dem Saale sich befindenden Gallerie lebende Bilder aufgeführt, welche durch den Reichthum und die geschmackvolle Auswahl der Anzüge, besonders der weiblichen, so wie durch die fleißige und scenische Aufführung sehr befriedigend ausfielen. Eine Scene: ein Mädchen, die ihrem Geliebten eine Blume reichte, war besonders ausgezeichnet; die Dame, die diese Rolle übernommen hatte, stellte wirklich eine idealische Schönheit vor. Beim Tanze fehlte es leider an guter Musik; die Neger, welche spielten, hatten alte Stücke und gaben sie

schläfrig und schlecht. Während die meisten Masken auch in fremden Kleidern blieben, was sie waren, suchten einige ihren Charakter durchzuführen, was jedoch nur zwei Quäkern wohl gelang, die ihren Rollen den ganzen Abend getreu blieben. Der ältere, der in Savannah geboren, und mit Jedermann bekannt war, aber seit vielen Jahren in der Fremde gelebt hatte, war zufällig um diese Zeit in die Stadt gekommen, und benutzte dieses Kleid, um seine Freunde zu intriguiren, was ihm auch mit vielen recht gut gelang. Das Nachtessen war, wie gewöhnlich, in einem Nebenzimmer. Als wir mit den Damen nach dem Ballsaale zurückkehrten, wurde ich von dem Herrn des Hauses eingeladen nach dem Eßzimmer zurückzukehren; ich lehnte es ab, indem ich meinen Appetit vollständig gestillt hatte, sah aber, als alle Herren in Kurzem den Saal verließen, daß ich gegen die Regel gesündigt hatte: ich hätte nehmlich, als ich meine Dame im Eßzimmer bediente, nicht selbst essen, sondern zusehen sollen. Ich fand mich nun mit den Damen allein, die indessen meine Anwesenheit weiter nicht auffallend zu finden schienen, unter sich einen Tanz arrangirten, und mich zusehen ließen. Die Herren stellten sich einer nach dem andern wieder ein, und Alles ging den gewohnten Gang fort.

Unter den Tänzern befanden sich viele Offiziere aus der Armee der Vereinigten Staaten, die auf Anlaß eines über Major Gates zu haltenden Kriegsgerichtes von Florida aus, wo sie gegen die Seminolen dienten, nach Savannah gekommen waren, und sich um so leichter auf dem Ball eingefunden hatten, als ihre Uniform für eine Maske zählte. Da ich zu der Zeit noch mit dem Vorhaben umging, von Savannah aus einen Ausflug nach Florida zu machen, so war es mir sehr angenehm bei diesen Herrn Erkundigungen einziehen zu können. Die Meisten riethen mir sehr davon ab, indem sie mir vorstellten, daß, wenn ich mich auf den Besuch von St. Augustine beschränken wollte, ich eigentlich nichts sehen würde; um aber weiter nach dem Innern gehen zu können, müsse ich auf eines der Dampfschiffe warten, die von Zeit zu Zeit nach den Militairposten im Innern am Flusse St. John gingen, indem die Reise zu Lande der Indianer wegen sich nicht machen ließe. Latrobe's poetische Beschreibung des Landes in seinem Rambler hatte mich hauptsächlich auf den Gedanken gebracht diese Reise zu machen, um die dortige schöne Pflanzenwelt, namentlich die Pomeranzenwälder zu sehen;

diese Offiziere aber machten mir eine sehr schlechte Beschreibung vom Lande. Es soll im höchsten Grade einförmig sein, eine ewige Folge von Sümpfen, Wäldern und Sandwüsten, mit welchen reiche Landstrecken abwechseln, die aber gewöhnlich so klein und unbedeutend sind, daß sie kaum für eine Pflanzung genügen. Zugleich hatte der starke Frost im Jahr 1832 die in der Nähe von St. Augustine und nördlich von der Tampa-Bay sich befindenden Drangenwälder zerstört, so daß auch dieser Anziehungspunkt wegfiel. Vielleicht aber hätte ich meine Lust, nach dem schon durch seinen poetischen Namen Florida anziehenden Land zu gehen, nicht bekämpfen können, wenn nicht der Krieg mit den Seminolen die Straße von St. Augustine nach Tallahassee in einem solchen Grade unsicher gemacht hätte, daß kein Postwagen mehr dahin ging. Ich fühlte keine Lust, mich auf einer Vergnügungsreise in Amerika von den Indianern scalpiren zu lassen, und so gab ich obschon mit Widerstreben den beabsichtigten Ausflug auf.

Seit einer Reihe von Jahren scheinen die Winter in diesem Theile des Landes kälter geworden zu sein. Der Frost, der vor wenigen Jahren alle Citronen und Drangenbäume in Savannah, Mobile, New-Orleans, St. Augustine tödtete, tritt jetzt beinahe regelmäßig alle Jahre ein, so daß die jährlichen Aufschüsse dieser Bäume meist immer wieder theilweise zerstört werden. Der Mangel an diesen Bäumen hatte den Gärten viel von ihrer Schönheit und Lieblichkeit genommen. Ich war z. B. in Savannah in einem Garten, in welchem dem Froste dreihundert Frucht tragende Drangenbäume erlegen waren. Es wäre wirklich traurig, wenn die von Manchen geäußerte Vermuthung, daß die Winter fortwährend so kalt bleiben würden, sich als wahr erweisen sollte. Die Einwohner dieses heißen Landes würden dann den Ersatz verlieren, den ihnen ein milder Winter für die Hitze des Sommers gewährt, und das Land würde einer seiner schönsten Zierden beraubt sein.

Obgleich mein Aufenthalt in Savannah in eine sehr frühe Jahreszeit, Ende März und Anfang April, fiel, so hatte ich doch viel von der Hitze zu leiden; es gab mehrere schwüle Tage, an denen die Wärme sehr drückend war, die denn auch endlich in ein furchtbares Donnerwetter sich auflöste. Dieses dauerte von Nachts ein Uhr bis Morgens vier Uhr, und war so stark, daß ich mich nicht erinnere je ein ähnliches erlebt zu haben. Ich vernahm nicht gerade

sehr heftige Schläge, aber der Donner zog sich auf eine furchtbare Weise in die Länge, so daß fast keine Unterbrechung Statt fand; dabei Blitz auf Blitz, mehr ein naheß heftiges Wetterleuchten, als einzelne Strahlen. Ich schlief unter dem Toben von Zeit zu Zeit ein, und jedes Mal, wenn ich aufwachte, dauerte der Sturm der Elemente noch fort. Die Einwohner von Savannah selbst waren über die Heftigkeit des Ungewitters erstaunt, das die gewöhnlichen südlichen Donnerstürme übertroffen haben soll; und ich konnte mir schmeicheln, etwas Außerordentliches erlebt zu haben. Vergebens hoffte ich am folgenden Morgen die Luft erfrischt und rein zu finden; sie war noch immer feucht und drückend. Über alle Bäche und kleinen Flüsse der Umgegend waren in einem solchen Grade angeschwollen, daß dadurch die Communication nach mehreren Seiten hin für einige Zeit unterbrochen wurde. Die meisten dieser kleinen Wasser haben keine Brücken, sondern werden in Furthen überschritten; diese werden aber sogleich ungangbar, wenn ein etwas starker Regen fällt. Denn der Boden ist, wo er nicht aus Sand besteht, meist lehmig, so daß das Wasser gar nicht eingesogen wird, sondern mit großer Geschwindigkeit abläuft, und die Flüsse und Bäche anschwellt. Daher kommt es auch, daß man wenige Stunden nach einem Regen kaum noch Spuren von demselben auf dem Boden bemerkt.

In der Nähe von Savannah hat die Regierung der Vereinigten Staaten interessante, obschon unwillkürliche und kostspielige Versuche über den Einfluß der örtlichen Lage auf den Gesundheitszustand gemacht. Da im Ganzen die Tannenwälder für gesunde Aufenthaltsorte gelten, so nahm die Regierung keinen Anstand, ein Krankenhaus und eine Caserne in dem in der Nähe der Stadt befindlichen Walde zu erbauen. Sachverständige, die den feuchten, sumpfigen Boden beobachtet hatten, warnten vergebens vor diesem Unternehmen; die Regierung ließ sich nicht abhalten. Aber sobald die Häuser im Sommer bewohnt wurden, machte sich die ungesunde Lage bemerklich; viele Insassen wurden krank, und die Krankheitsfälle nahmen in einem solchen Grade zu, daß man genöthigt war, die Truppen zu verlegen und ein anderes Haus zu bauen an einer passenderen Stelle. Die Ungesundheit des Nadelwaldes, in welchem man den unglücklichen Bau aufgeführt hatte, hat darin ihren Grund, daß er sich vom Fuße der Anhöhe, auf welcher die Stadt liegt, und die sich nach Süden hin langsam abbacht, in ein Thal ausdehnt, wo sich

das Wasser der Höhe sammelt. Die neue Caserne liegt von der alten nur einige hundert Schritte entfernt, und hat trotz dieses geringen Abstandes eine vollkommen gesunde Lage. Zwischen derselben und dem Walde hat man das Gefängniß gebaut und selbst in diesem haben sich keine Spuren einer ungesunden Lage gezeigt. Es ist merkwürdig, in welcher Beschränkung sich die Einflüsse einer ungesunden Ausdünstung äußern, und wie viele zum Theil unerklärliche Anomalien dabei Statt finden. In neuerer Zeit hat man behauptet, der Grund der Ungesundheit der sumpfigen Lage im Sommer und Herbste liege nicht in einem unsichtbaren Miasma oder einer schädlichen Ausdünstung, sondern in dem durch die Fäulniß animalisch-vegetabilischer Stoffe verursachten Mangel an Sauerstoff in Verbindung mit großer, abspannender Hitze und kühlen, feuchten Nächten. Ähnliche Bedingungen zeigen sich in großen volkreichen Städten und daher auch ähnliche Krankheiten. Sumpfige Gegenden, die von Bäumen entblößt werden, gewinnen dadurch nicht, sondern im Gegentheil ein größerer Theil des Sumpfes wird der Sonne ausgesetzt, und unter diesem Einfluß geht die Fäulniß rascher vor sich. So lange man das Dasein eines Miasma's nicht nachweisen kann, muß man sich freilich damit begnügen, den schädlichen Einfluß einer sumpfigen Lage durch chemische Zersetzung zu erklären; aber die Sache bleibt noch immer ungewiß. In manchen Fällen soll das Wohnen in einem höheren Stockwerke vor den schädlichen Einwirkungen bewahrt haben, und schon hundert Fuß über einer sumpfigen Stelle soll eine gesunde Lage sein. Aber eine dieser Behauptung ziemlich widersprechende Thatsache ist die, daß an manchen Landseen die Wechselstieber sich nicht bei den Anwohnern des Ufers, sondern bei denen zeigen, die etwas höher und entfernter wohnen. Leider fehlen genauere Beobachtungen noch sehr, und es hält schwer, alle die verschiedenen Einflüsse gehörig aufzufinden und in Rechnung zu bringen. — Savannah selbst ist sehr gesund, seitdem man die nächsten Felder einem trocknen Anbau unterworfen hat. Ein dort lebender Mann, der sonst gewöhnlich mit den Seinen nach dem Norden zu gehen pflegte, theilte mir die Erfahrung mit, daß gerade in dem Sommer, den er in Savannah zubrachte, und nur in diesem, das einzige Mal, kein Glied seiner Familie erkrankt sei. Früher kamen sogar Bewohner von Charleston, um dort den Sommer zuzubringen. Trotz dieser gesunden Lage sucht aber doch Jedermann die Stadt im Sommer

zu verlassen, auch schon deswegen, weil während dieser Jahreszeit wenig geselliges Leben daselbst Statt findet.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Abreise von Savannah. Ankunft in Augusta. Bauart und Zustand der Stadt.
Sandhills. Botanische Excursionen. Hamburg.

Während meines Aufenthaltes in Savannah war der Frühling schon ganz eingetreten und ich konnte hoffen, auf meiner ferneren Reise durch die südlichen Staaten meine Sammlung mit vielen neuen Pflanzen zu vermehren. Von Seiten der Menschen hatte ich auf meiner bevorstehenden Reise von hier nach Mobile nicht viel zu erwarten, denn sie führte mich zum Theil durch Landstriche, die noch vor Kurzem in den Händen der Wilden gewesen, und wo weder gute Wirthshäuser noch angenehme gesellige Kreise zu erwarten waren: und ich konnte mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, daß ich die nächsten vier Wochen viel einsamer als die in Savannah und Charleston verlebte Zeit zubringen würde. Diese Aussicht trug nicht gerade dazu bei, mir den Abschied von einer Stadt, wo ich so viele angenehme und interessante Bekanntschaften gemacht und wo man mich mit so vieler Güte und Freundschaft empfangen hatte, zu erleichtern. Indessen mußte geschieden sein, und den 6. April Nachmittags reiste ich in der Postkutsche von Savannah ab, um über Augusta durch's Innere von Georgia zu gehen, wo ich die südliche Natur in ihrer ursprünglichen Gestalt kennen zu lernen hoffte. Die Begierde neue Gegenden zu sehen, tröstete mich über den Abschied, und munter beschaute ich von meinem Sitz auf dem Boock die Wälder und Sümpfe, die wir, nachdem wir die Höhe bei Savannah verlassen hatten, durchfuhren. Hie und da kamen wir über kleine Sandrücken, die durch breite flache Sandstrecken getrennt waren. Gegen Abend führte der Weg eine Stunde lang mitten durch einen Sumpf, links und rechts standen Büsche und Bäume, die ihn lieblich überschatteten und verzierten, und zwischen deren Ästen das dunkle schwarze Wasser des Sumpfes hindurch schimmerte. In der Nacht hatten

wir ein Gewitter, das sich zwar an Heftigkeit nicht mit dem oben-erwähnten vergleichen ließ, das jedoch den Kutscher, obgleich ich ihm meinen Regenschirm geliehen hatte, bewog anzuhalten, um den ärgsten Regenguß vorübergehen zu lassen. Unser Nachtesen und Frühstück waren nicht sonderlich: gebratener Schinken und Eier spielten eine Hauptrolle dabei, und ich fing an einzusehen, daß ich entweder Eier essen oder hungern müsse; ich zog natürlich das Erstere vor und fand mich wohl dabei. Nach einer zwanzigstündigen Fahrt, (für eine Entfernung von hundertachtzehn Meilen nicht die geschwindeste) langten wir in Augusta an. Im Wirthshause, wo die gesellige Stunde für das Mittagessen vorbei war, mußte ich mich glücklich schätzen, einige der gewärmten Reste zu erhalten. Dafür aber war ich desto glücklicher mit meinem Zimmer, ich erhielt einen großen Saal, in welchem ich ganz leicht einen Ball hätte geben können, mit einer freundlichen Aussicht.

Augusta ist eine der ältesten Städte in diesem Theile des Landes, und spielte eine Rolle zur Zeit des Freiheitskrieges. Die Engländer hatten ein Fort hier, und mehrere Treffen fielen in der Nähe vor; von den Befestigungen fand ich keine Spur mehr. Die Stadt hat aber erst in der neueren Zeit angefangen sich zu heben, und bietet jetzt mehrere gute Gebäude und eine schöne Straße dar. Im Grunde kann man sagen, daß sie bloß diese eine besitzt: denn in ihr ist Alles vereinigt. Kaufläden, Wirthshäuser, Kirchen, Wohnhäuser; sie ist aber über eine Meile lang und so geräumig, daß man, glaube ich, eine ziemliche Stadt hinein bauen könnte, und daß in ihr kein Gedränge zu befürchten ist, selbst dann wenn die Stadt so viel Zehntausende von Einwohnern zählen sollte, als sie jetzt Hunderte hat. Augusta liegt am Fluß Savannah und hat in Folge dieser Wasser-Verbindung mit dem Meere einen ziemlich bedeutenden Handel, der noch gehoben worden ist durch die Eisenbahn von Charleston, die auf der anderen Seite des Flusses in Hamburg endet. Je mehr sich das Land im Rücken der Stadt bevölkern wird, desto mehr wird sie an Bedeutung gewinnen. An Einwohnerzahl steht sie Savannah wenigstens gleich, und ist jetzt mehr in Zunahme begriffen als diese. Im Aeußeren hat sie wenig von einer südlichen Stadt, indem die Häuser, ausgenommen in den Nebenstraßen, nicht durch Gärten und Rasenplätze getrennt, sondern dicht an einander gebaut sind. Die Bevölkerung besteht hauptsächlich bloß aus Handel treibenden Leuten

und solchen, die damit in Verbindung stehen, wie Advocaten, Richter, Wirths u. s. w., und ich vermuthe, daß hier kein so angenehmes geselliges Leben wie in Savannah ist. Aus eigener Erfahrung kann ich freilich nichts sagen, da ich mich zu kurze Zeit hier aufhielt und die schöne liebliche Umgegend, die mir noch durch den Reichthum an Pflanzen doppelt interessant wurde, mich völlig in Anspruch nahm.

Ganz in der Nähe von Augusta ist eine sich bis an den Fluß erstreckende Hügelreihe, wo die reicheren Kaufleute ihre Landhäuser haben. Man nennt die Gegend die Sandhügel (Sandhills), und hört in Augusta oft davon sprechen. Beim Botanisiren kam ich zufällig dahin, und fand wirklich Sand in Menge. Die Landhäuser liegen zum Theil einsam in Eichenwäldern, die freilich nicht aus großen, majestätischen Bäumen, sondern aus ärmlichen, niedrigen Büschen bestehen; zum Theil hat sich eine Straße gebildet ganz von Landhäusern, über deren Menge ich mich wundern mußte. Hier finden sich meist auch kleine Gärten bei denselben, von denen jedoch nur wenige gut unterhalten waren, während die meisten etwas verfallen aussahen, so wie auch mehrere Gebäude alt und vernachlässigt, andere hingegen einladend und freundlich erschienen. Die Aussicht von hier mag recht gut sein, obschon ich zu keinem guten Ueberblick gelangen konnte; die Umgebungen dagegen sind sehr wenig einladend, der Hauptvorzug der Ansiedlung besteht wohl in der Gesundheit und der Nähe der Lage, indem man recht wohl seine Geschäfte in der Stadt verrichten und den Abend zu seiner Familie auf's Land gehen kann.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, wollte ich einen Ausflug nach der anderen Seite des Flusses machen. Anstatt über eine der beiden Brücken zu gehen, ging ich den erhaltenen Anweisungen gemäß längs dem Flusse ungefähr zwei Meilen hinauf bis an eine Fähr, deren Stelle ich auch glücklich fand, die aber auf der anderen Seite lag, und trotz meines wiederholten Rufens nicht herüber kam. Ich hörte später, daß die Fähr am Sonntage gar nicht im Gange sei. Ich mußte daher, so verdrüsslich dies auch für mich war, nach der Stadt umkehren, und über die obere Brücke gehen. Mein Ziel war ein kleines niedliches Thälchen, das sich zwischen zwei kleinen Anhöhen gegen den Fluß hinunter zog. Ich fand dort viele neue Pflanzen, und war höchst zufrieden mit meinem Ausfluge. Als ich an den Fluß kam, fand ich mich auf einem felsigen Vor-

sprunge, unter welchem der Fluß wild über Felsen rauschte. Er war hoch angeschwollen und die am Ufer befindlichen Bäume standen tief im Wasser. Die Bewaldung der umliegenden Höhen war sehr schön und die ganze Aussicht hatte einen wilden, rauhen, sehr belebten Charakter, ganz verschieden von einer südlichen Landschaft, wo trübe Wasser langsam zwischen niedrigen, sumpfigen Ufern dahin schleichen. Mein Eifer hatte mich so weit geführt und die vielen Pflanzen meine Schritte so oft aufgehalten, daß ich erst nach zwei Uhr ins Wirthshaus zurück kam, wo ich mit der tröstlichen Nachricht empfangen wurde, daß das Mittagessen schon seit einer Stunde vorüber sei. An den Sonntagen ändert man gewöhnlich die Eßstunde der Kirche wegen, ich hatte vergessen mich darnach zu erkundigen, und mußte daher nachererciren. Mein hungriger Magen fand sehr wenig Befriedigung, und ich beschloß, ein ander Mal vorsichtiger zu sein. Bei meinen botanischen Ausflügen hatte J. Bray, Apotheker in Augusta, die Güte mich zu berathen; und nur sein Geschäft, das ihn in der Stadt zurückhielt, war Ursache, daß er mich nicht selbst begleitete. In seinem Garten zieht er die meisten der schönen einheimischen Sträucher nebst vielen ausländischen, und findet ein Vergnügen darin, auswärtige Botaniker mit den Schätzen der umliegenden Wälder zu versehen, so daß er immer mit dem Ausgraben und Absenden von Pflanzen und Bäumen beschäftigt ist.

Am dritten Tage besuchte ich von Augusta aus das nahe Hamburg, das einem Deutschen seine Entstehung zu verdanken hat, und jetzt durch die Eisenbahn nach Charleston sehr in Aufnahme kommt, obgleich es sobald nicht seinem europäischen Namensvetter gleichkommen wird, da es an Augusta einen gefährlichen Nebenbuhler hat. Ich folgte der Eisenbahn einige Zeit lang, und gerieth bei der Gelegenheit in Sümpfe, aus welchen ich mich nur mit Mühe heraus zog, und wo ich gleichwohl nichts fand, das mich für meine Arbeit entschädigt hätte. Ich nahm mir daher auch von nun an vor, den Sümpfen ein wenig aus dem Wege zu gehen, obgleich sie wegen des Reichthums an Pflanzen äußerst anziehend und zugleich meist so undurchsichtig sind, daß man Wunder glaubt, was hinter denselben verborgen sei. Ich sah hier mehrere prächtige kolossale Wassereichen (*Quercus prinus*, *bicolor*), die dem schönsten Parke würden Ehre gemacht haben. In ihrem Bau sahen sie eher Buchen ähnlich als unseren Eichen, sie waren ungemein hoch, und hatten keine breiten

Kronen, was vielleicht zum Theil von ihrer gedrängten Stellung herkam. Dieses Mal war ich übrigens nicht so glücklich wie den Tag zuvor. Entweder hatte ich den Anweisungen meines Freundes keine Folge geleistet, oder sie nicht recht verstanden, genug ich konnte die Stelle nicht finden, die er mir bezeichnet hatte. Nachmittags versuchte ich mein Glück noch einmal, und kam auch zu den mir beschriebenen Hügeln, an welchen ich mehrere neue Pflanzen fand, so daß ich für meine Ausdauer belohnt wurde, wie denn überhaupt mein dreitägiger Aufenthalt sehr zur Vermehrung meiner Sammlung beitrug.

Sechsendreißigstes Capitel.

Abreise von Augusta. Ankunft in Milledgeville. Das Staatshaus. Macon.

Dienstag Morgens den 11. April verließ ich Augusta in der stage. Mein einziger Mitreisender war ein Kaufmann aus New-York, ein Mann schon ziemlich in den Jahren und ein recht angenehmer Gesellschafter, der mich zum Sprechen nöthigte; denn gewöhnlich gehörte ich, wie meine Leser wissen, zu den einsylbigen Reisenden, weil meine Versuche mich verständlich zu machen, oft nicht die günstigste Aufnahme fanden. Die Gegend war gar nicht anziehend. Wir kamen an wenig guten Pflanzungen vorbei, meist waren es ärmliche Hütten von wenigen Kornfeldern umgeben. Selbst die Wälder kamen mir nicht reich und üppig vor, die besten Bäume waren wohl größtentheils ausgehauen. Die todten Bäume in den Feldern fingen an mich zu langweilen: auf dem ganzen Wege kamen wir wohl an keinem Felde vorbei, das nicht wenigstens einige Sümpfe aufzuweisen hatte. Alles deutete darauf, daß das Land erst seit wenigen Jahren urbar gemacht worden sei, und daß es im Ganzen zu ärmlich ist, um andere Leute als Arme zu veranlassen sich hier anzubauen. Eine Eisenbahn von Augusta nach Milledgeville ist jetzt ihrer Vollendung nahe, und diese wird in Zukunft den Reisenden diesen Weg bedeutend kürzer und angenehmer machen. Die ersten Stationen wurden wir so gut gefahren, daß wir viel früher ankamen als

gewöhnlich: wir hielten uns daher an dem zum Mittagessen bestimmten Plage nicht auf, sondern fuhren bis Warrenton, wo wir statt des Thees uns ein Mittagessen geben ließen. Hier verloren wir aber auch den Vorsprung, den wir über die andere Kutsche, unsere Nebenbuhlerin, gewonnen hatten. Unser Kutscher hielt sich, glaube ich, absichtlich so lange auf, um seinem Freunde, der die andere Kutsche führte, Zeit zu geben uns einzuholen. — Alle diese Postkutschen sind bekanntlich Privatunternehmungen, mit denen die allgemeine Regierung Verträge für die Briefe abschließt, und sich um das Uebrige nicht kümmert. Außer diesen sogenannten Briefkutschen (mail stage, deren es beinahe auf allen selbst den verlassensten Straßen gibt, weil die Regierung für die Fortschaffung der Briefe Sorge tragen muß), gibt es noch andere Kutschen, die blos Passagiere führen und sich nach deren Bequemlichkeit richten. In Sparta aßen wir zu Nacht. Gern hätte ich etwas gesehen von einer Stadt, die einen so berühmten Namen trägt, aber es war zu spät. In der Nähe liegt Athen, das seinem alten Rufe gemäß der Sitz einer Universität ist, während in Sparta sich eine ziemlich bedeutende Erziehungsanstalt für Mädchen befindet. Warum man die Studenten nach Athen und die Mädchen nach Sparta gelhan hat, weiß ich nicht: ich hoffe wenigstens, man wird die spartanische Mädchen-Erziehung daselbst nicht in Ausführung bringen. Ich weiß nur so viel zum Ruhme dieses Ortes zu sagen, daß wir ein sehr gutes Nachtessen erhielten. Einen Theil der Nacht brachte ich auf dem Boek zu; die Luft war mild und die ohnedem anziehende Landschaft erschien mir in dem freundlichen Lichte des Mondes und dem hellen, milden Scheine der Sterne doppelt anziehend; nach und nach wurde es aber feucht und kühl, und ich mußte zu meinem Mantel Zuflucht nehmen, bis mich endlich der Schlaf in den Wagen trieb.

In Milledgeville, der Hauptstadt des Staates Georgia, langten wir am 12. April gegen drei Uhr in der Frühe an. Gern benutzte ich die uns hier vergönnte Zeit meinen Schlaf bis zum Morgen im Bette fortzusetzen, aber die Neugierde, die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt in Augenschein zu nehmen, erlaubte mir nicht lange liegen zu bleiben, und um sechs Uhr war ich schon wieder auf den Füßen, um mich umzusehen. Unser Wirthshaus stand auf einem ziemlich geräumigen Plage, in dessen Mitte sich das Staatshaus befand, das natürlich zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Das Gebäude

zeichnet sich durch eine gewisse Originalität aus, der Styl scheint der gothische sein zu sollen, aber außer der den Zinnen an den Mauern mittelalterlicher Schlösser ähnlichen Brustwehr, welche das viereckige Dach umgiebt, und vier kleinen an den Ecken angeklebten Thürmen, die gleicher Höhe mit des Daches Ecke und oben mit einer ähnlichen Brustwehr eingeschlossen sind, bemerkt man weiter keine Verzierungen, die an die gothische Baukunst erinnern könnten. Der Thurm, der aus der Mitte des Hauptgebäudes hervorragt, sieht eher allen andern Thürmen als einem gothischen ähnlich, und ist höchst einfach und unbedeutend. Das Ganze ist von Holz erbaut und angestrichen, ärmlich aussehend und obgleich neu, schon etwas verfallen; von der übrigen Stadt sah ich nicht viel. Um das Staatshaus herum stehen einige Kirchen, die ebenfalls alle sehr ärmlich aussehen und zum Theil noch nicht ausgebaut sind. Milledgeville scheint beinahe in demselben Falle sich zu befinden wie Washington; obgleich Hauptstadt eines bedeutenden Staates, der stark im Zunehmen begriffen ist, will es nicht zunehmen. Man wählt freilich für Hauptstädte, als Sitze der Regierung, meistens eine solche Lage im Innern des Landes, daß der Handel sie vermeiden muß; und dieß ist auch der Fall mit Milledgeville. Die Anzahl der Personen aber, die an den Sitz einer republikanischen Regierung gebunden sind, ist so gering, daß sie nicht genügt, einem Orte Leben zu geben. Unser Frühstück, das freilich in einem halbunterirdischen Zimmer aufgetragen wurde, söhnte mich mit der Hauptstadt von Georgia aus.

Um acht Uhr fuhren wir von Milledgeville weg. Mein alter Herr hatte mich verlassen, und an seine Stelle waren zwei junge Leute und mehrere Wegpassagiere getreten. Gegen Mittag kamen wir nach Macon, einer noch jungen erst zehn bis zwölf Jahr alten Stadt, die sich nicht übel ausnimmt. Die Gegend, worin sie liegt, ist hügelicht und auf mehreren kleinen Anhöhen stehen recht hübsche Häuser, die wohl in die Augen fallen. Es scheint viel Leben und ziemlicher Handel hier zu sein; in der Hauptstraße bemerkte ich mehrere recht elegante Kaufläden. Der schiffbare Fluß Altamaha, der sich bei Darien ins atlantische Meer ergießt, fließt durch das Thal, und trägt dazu bei, den Ort zu heben und ihm den Vorzug vor Milledgeville zu geben, das auf einer Art Hochebene liegt. Wir mußten hier eine halbe Stunde auf das Mittagessen warten. Es war nehmlich ein Pferderennen in der Nähe, und unserem Wirth

gefiel es nicht früher als nach Beendigung desselben nach seinem Hotel zurückzukommen. Reisende, die von den andern Seiten her anlangten, und weniger Zeit hatten als wir, waren zum Theil genöthigt, ohne Mittagessen weiter zu gehen. Unser Kutscher war auch zum Wettrennen hinausgegangen und kam noch später zurück als der Wirth, so daß er uns hinreichende Zeit zum Essen ließ. Bei Tische waren wir vielleicht funfzig Personen, hatten aber nur drei Aufwärter, und sahen uns daher genöthigt uns selbst zu bedienen; sonst ließ sich freilich nichts gegen die Mahlzeit sagen.

Ich fuhr von hier aus wie gewöhnlich auf dem Bocke, und überließ meinem alleinigen Mitreisenden den Gebrauch der ganzen Kutsche. Die Gegend fing nun an ziemlich abwechselnd zu werden, der Weg ging Berg auf und Berg ab. Unser Kutscher fuhr die Berge so geschwind hinunter, daß ich mich kaum mit beiden Händen festhalten konnte; denn bei dem holperigen und steinigen Wege stieß es fürchterlich. Er lieferte den Beweis, wie schwer es hält eine solche Kutsche umzuwerfen; ich wenigstens hätte es zuvor nicht für möglich gehalten, solche steile Berge im starken Trab hinunterzufahren, ohne umgeworfen zu werden. Er sagte immer, sobald er wollte rennen lassen: „Nun halten Sie sich fest, ich kann Sie versichern, daß die Kutsche auf den vier Rädern bleiben wird; sein Sie daher ohne Sorgen!“ und dann ging es los. Diese Experimente wiederholten sich oft, denn der Weg war eine unaufhörliche Folge von Auf und Ab. Der arme Passagier im Innern fand es beinahe schwieriger als ich die furchtbaren Stöße auszuhalten und beklagte sich öfters, aber der Kutscher behauptete, seine Pferde würden zu sehr angestrengt werden, wenn er so steile Abhänge im Schritt hinunter fahren wollte.

Unser Nachtessen in einem kleinen Neste, Knorville, zeichnete sich durch gute Bedienung aus; wir hatten nicht weniger als vier aufwartende Sklaven um uns, und waren blos drei Personen zum Essen. Die Nacht ging sehr gut vorüber; ich schlief ziemlich viel, und sobald es Tag wurde, machte ich mich wieder hinaus. In Talbotten, wo wir unser Frühstück finden sollten, mußten wir geduldig warten, bis die regelmäßige Frühstücksstunde herbeigekommen war; es nützte uns daher gar nichts, daß wir ziemlich frühe angekommen waren. Von der nächsten Station an ging ich eine Strecke zu Fuß voraus in der Absicht, mich ein wenig nach Pflanzen umzusehen; es fing aber an zu regnen, und ich mußte mich unterstellen und auf

den Wagen warten. Sobald es aufgehört hatte zu regnen, setzte ich mich zu dem Kutscher, einem äußerst fidelen Kerl, der mir bald seine ganze Lebensgeschichte zu hören gab. Er war in Irland geboren, aber schon als Knabe nach Amerika gekommen und hatte sich als Kutscher, Bereiter, Gaukler herumgetrieben, und sich ziemlich viel Geld verdient, hauptsächlich mit Pferdehandel. Er kauft nehmlich Pferde, die er an der stage gehen läßt, wofür ihm der Eigenthümer das Futter unentgeltlich gibt: und nachdem er sie auf eine bequeme Art eingefahren hat, verkauft er sie gewöhnlich sehr gut. Seine Absicht war nicht sich in Amerika niederzulassen, sondern nach seiner Heimath zurückzukehren, aber erst als gemachter Mann. Wir hätten wahrscheinlich zum Mittagessen nach Columbus kommen können, aber der Kutscher behauptete, es sei die Regel zehn Meilen dießseits zu Mittag zu essen, ich vermuthete bei einem seiner guten Freunde und Landsleute. Unsere Mahlzeit bestand aus gesalzenem Fisch, gebratenem Schinken, Eiern und Welschkornbrod; in Columbus hätten wir es wahrscheinlich besser gehabt. Die letzten zehn Meilen nahmen uns viel Zeit weg. Obgleich unser Kutscher die Berge immer wie verrückt hinunter fuhr, so hielt er sich doch alle Augenblicke auf, so daß wir erst gegen Abend den dreizehnten nach Columbus kamen.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Columbus.

Im City Hotel fand ich ein schönes gut möblirtes Zimmer vorn heraus, welches mir von dem Wirthshause eine sehr gute Meinung beibrachte, die sich auch später bestätigt fand. Columbus ist eine erst ganz kürzlich entstandene Stadt. Als Capitain Basil Hall im Jahr 1827 hier durch kam, hatten sich zwar schon mehrere Leute hier angesiedelt, aber die Stadt war noch nicht eigentlich gegründet, und der Verkauf der Grundstücke sollte erst einige Zeit später Statt finden. Die Wahl des Ortes ist gewiß äußerst zweckmäßig, wie denn überhaupt darin die amerikanischen Städte und Dörfer einen großen Vorzug vor den unsrigen haben. Der Fluß Chatahoochie, der sich

in den mexikanischen Meerbusen ergießt, ist bis zu diesem Punkte für Dampfschiffe schiffbar; unmittelbar oberhalb der Stadt dagegen machen Felsen und kleine Fälle es selbst Fischernachen unmöglich, weiter zu gehen. Columbus hat daher eine bequeme Verbindung mit dem Meere, und bietet für das ganze rückwärtsliegende Land, wo sich sehr fruchtbare Strecken befinden sollen, einen sehr passenden Marktplatz dar. In Zeit von neun Jahren hat sich eine Bevölkerung von ungefähr dreitausend Einwohnern hier angesammelt, die größtentheils aus Kaufleuten und mit dem Handel verknüpften Personen, und zu zwei Dritttheilen aus Männern bestehen. Die hiesigen Wirthshäuser sind immer mit ledigen jungen Männern überfüllt, die anderwärts, namentlich auch aus Neuengland, hergekommen sind, um ihr Glück hier zu machen. In der Hauptstraße, die sich durch große Breite auszeichnet, steht ein Kaufladen neben dem andern; mehrere derselben sind sehr elegant und würden eine viel größere Stadt zieren. Am Morgen sah ich diese Straße immer mit angebundenen Pferden vollgestellt, auf denen die Pflanzer nach der Stadt gekommen waren, um ihre Geschäfte zu besorgen. In den Nebenstraßen gibt es auch einige recht hübsche Gebäude, die zu Privatwohnungen dienen, und meist hübsche Gärten haben. Der Plan der Stadt ist mit großer Regelmäßigkeit angelegt, und der Boden ziemlich eben, so daß man erwarten kann eine reinliche, freundliche Stadt in Kurzem hier emporsteigen zu sehen. Jetzt zeichnet sie sich außer der Menge von Kaufläden durch die vielen Wirthshäuser aus, die alle von bedeutender Größe sind. Das eine veranlaßte gerade damals viel Gerede, indem dort an der Stelle von eisernen Gabeln neusilberne gegeben wurden; manche Leute sahen sie für silberne an und machten viel Lärm darüber. Auf dem Lande hat man hier meist eiserne, zweizackige Gabeln, daher denn gewöhnlich die Amerikaner Gemüse und andere Sachen mit dem Messer essen. Die Bauart der meisten dieser Wirthshäuser ist im Ganzen ziemlich zweckmäßig; doch fehlt es immer an einschläfrigen Zimmern, was Reisende wie ich manchmal fühlen müssen, indem es bei der gewöhnlichen Ueberfüllung derselben schwierig ist, ein Zimmer für sich allein zu erhalten. Da man mich in dem für die Damen bestimmten Theil untergebracht hatte, so mußte ich, weil eine Dame mit einem Herrn anlangte, mich entschließen, für die letzte Nacht ein kleines, finsternes Zimmer anzunehmen.

Durch die Güte eines Herrn, an den ich einen Brief mitgebracht hatte, und der mich „auf ein Glas Wein nach dem Essen“ einlud, machte ich die Bekanntschaft mit einigen anderen Herren des Orts, die ich bei ihm fand. Alle, bis auf einen, führten hohe Titel als Oberste, Richter und dgl.; der Wirth selbst war Oberst, früher Mitglied des Congresses. Der Titel Oberst kommt von der Miliz her, und ist darum so häufig, weil bei derselben die Offiziere immer von Zeit zu Zeit gewählt werden und daher sehr oft wechseln; ein Oberst bleibt oft nur ein Jahr, behält aber dann den Titel. Ich sah am Abend einen Trupp Soldaten von der Miliz exerciren, die, obgleich bloß aus zwölf Gemeinen, vier Offizieren und vier Musikanten bestehend, viel Lärm verursachten, durch alle Straßen zogen, und in denselben ihre Uebungen machten. Ich vermuthete, es war eine sogenannte freiwillige Compagnie. Nehmlich in Amerika ist eigentlich Jedermann verpflichtet in der Miliz zu dienen, aber sie versammelt sich so selten und die Lust an derselben Theil zu nehmen, ist so gering, daß viele sich derselben ganz entziehen und regelmäßig eine Geldstrafe bezahlen für ihr Nichterscheinen, wogegen diejenigen, die mehr Lust und Liebe haben, sich in sogenannte freiwillige Compagnien aufnehmen lassen, die sich selbst organisiren, ihre Uniform bestimmen, ihre Offiziere wählen, und nur unmittelbar unter dem Gouverneur, als dem commandirenden Chef der Miliz im Staate, stehen. Gewöhnlich sind diese Compagnien nicht sehr zahlreich, tragen alle möglichen Namen und haben die mannigfaltigsten Uniformen, oft so kostbar und glänzend, wie es sich gar nicht für republikanische Soldaten schickt. Es gibt auch freiwillige Reiter-Compagnien, die sich auf dieselbe Weise bilden. Von einer durchgreifenden Organisation der Miliz ist gar nicht die Rede; und mit Ausnahme von einigen Städten als Boston, Philadelphia, New-York wird die ganze Sache mit der größten Schläfrigkeit betrieben.

Die Gegend von Columbus ist recht lieblich. Ich machte einen Ausflug den Fluß entlang, indem ich meist dem Ufer folgte; doch manchmal fand ich dieß zu beschwerlich, und ging tiefer in den Wald. Die Ufer bieten viel Abwechslung dar: im Ganzen sind sie steil und zum Theil felsig. Der Fluß selbst macht große Sprünge über Felsen und schäumt und braust recht stattlich; an einer Stelle war er zwischen Felsen ganz schmal zusammengedrängt. An dieser Stelle fand ich mehrere Leute mit Fischen beschäftigt, die dabei eine ganz

eigenthümliche Methode befolgten. Sie bedienten sich kurzer Sack-
 netze (Netze, wie wir sie brauchen, um Fische aus unseren Fischtrögen
 herauszufangen), die an ungefähr zehn Fuß langen Stangen befe-
 stigt waren, und die sie mit einer dem Rudern ähnlichen Bewegung
 durch das Wasser den Strom abwärts führten. Ich vermuthe, daß
 die Fische im Hinaufschwimmen begriffen waren, und der starken
 Strömung wegen sich am Ufer hielten, sie müssen aber sehr zahl-
 reich sein, weil man sonst mit diesen kleinen Netzen keine hätte fan-
 gen können. Das Fischen dauert hier nur wenige Wochen, wahr-
 scheinlich so lange die Fische im Aufsteigen begriffen sind; die Art
 derselben konnte ich nicht ausfindig machen. Beim Hin- und Her-
 Klettern auf den Felsen fand ich mehrere recht hübsche Pflanzen, unter
 andern auf einem der hoch über den Fluß hervorragenden Felsen
 einen amerikanischen Delbaum voll Blüthen (*Olea americana*), dessen
 Früchte jedoch nicht benutzt werden. Den Fluß verlassend vertiefte
 ich mich in die Wälder. Beim Ersteigen einer grasigen Anhöhe stieß
 ich auf eine Schlange, und war beim ersten Anblick ungewiß, von
 welcher Art sie sei. Ich erinnerte mich bestimmt, sie erst kürzlich
 in der Sammlung des Herrn Dr. Holbrook in Charleston gesehen
 zu haben, wußte aber nicht, ob sie giftig sei oder nicht. Um aber
 meiner Sache sicher zu werden, gab ich ihr mit meiner Gerte einen
 tüchtigen Schlag auf den Hals, wodurch ich sie zum Stillliegen
 brachte und sie genauer betrachten konnte, und an der runden Bil-
 dung des Kopfes erkannte, daß ich es nur mit einer Natter zu thun
 hatte. Ihre Zeichnung war sehr schön, rothe, schwarze und gelbe
 Ringe in regelmäßiger Abwechslung, ihre Länge betrug vielleicht zwei
 Fuß. Obgleich nicht gerade furchtsam, habe ich doch vor Schlangen
 allen Respect und oft beim Herumstreifen im dichten Grase oder
 über dürrn Blättern stugte ich, wenn ich ein Rascheln neben mir
 bemerkte. Seit diesem Vorfalle machte ich es mir zur Regel immer
 eine Ruthe zu führen; denn eine solche ist die beste Waffe, und ein
 Schlag mit derselben tödtet oder lähmt eine Schlange. Mit Klapper-
 schlangen machte ich keine Bekanntschaft, worüber ich mich auch trös-
 tete: denn es sind immer höchst gefährliche Thiere. Mehrere Inseln
 und Berge sind mit ihnen und anderen ähnlichen Unthieren so zahl-
 reich bevölkert, daß man sie nach ihnen benannt hat; ich besuchte aber
 keinen dieser Orte.

Achtunddreißigstes Capitel.

Abreise von Columbus. Reise durch das Creek-Gebiet.

Am 16. April Morgens um acht Uhr verließ ich Columbus, um nach Montgomery zu fahren. Man rechnet dahin hundert Meilen, und dafür mußte ich dreizehn Thaler bezahlen, ungefähr fünf- undsechzig fr. de fr., mehr als ich je nach Verhältniß bezahlt hatte und als man auf allen anderen Straßen in ganz Amerika verlangt. Die Preise sind übrigens verschieden: an einigen Orten bezahlt man vier Thaler für hundert Meilen, sehr oft aber fünf bis sieben Thaler, und in Ausnahmefällen zehn oder noch mehr. Im Süden sind sieben bis zehn Thaler ein ziemlich gewöhnlicher Preis, weil die Straßen nicht sehr besucht sind und Kutschen, Pferde, Futter u. s. w. theurer bezahlt werden müssen. Wir passirten den Chatahoochie auf einer schönen, festen Brücke, und betraten hier den Staat Alabama, wozu das Columbus gerade gegenüberliegende Dorf Girard gehört. Jenseits dieses Dorfes wird der Weg sehr gefahrvoll, indem er über einen kleinen Bergrücken führt, von welchem auf beiden Seiten tiefe Abgründe hinunter gehen und der sich gleichsam zwischen die Krümmung eines in der Tiefe rauschenden Waldwassers eingedrängt hat. Eine kleine Brücke, die über diesen Bach führte, brachte uns aus dieser gefährlichen Umgebung. Von hier kamen wir bis zur Frühstück-Station durch einen beinahe ununterbrochenen Wald, der mir jedoch nicht so dicht vorkam, als man von einem Urwalde erwarten konnte; denn ein solcher war es wirklich, und noch vor wenig Jahren hausten Indianer hier. Auf dem Wege kamen wir an zwei indianischen Pfaden vorbei (indian tracts), von denen der eine nach dem einige Meilen unterhalb Columbus am Chatahoochie liegenden Mitchell, der andere nach dieser Stadt selbst führte. Diese indianischen Pfade sind sehr schmal, denn die Wilden gehen immer einer hinter dem andern, nicht neben einander; eine Sitte, die sie auch auf den Straßen der Weißen beibehalten haben. Nach dem Frühstück, (für das wir fünfundsiebenzig cens bezahlen mußten und das doch schlechter war als eines für funfzig cens, den gewöhnlichen Preis), kam ich im Wagen neben unsere einzige mitreisende Dame zu sitzen, die sich

als die Wirthin des Hauses, wo wir zu Mittag essen sollten, zu erkennen gab. Wir befanden uns jetzt in dem sogenannten indianischen District (Creek territory), einem bis zum vergangenen Jahre der Nation der Creek gehörigen Landstriche, die man zur Abtretung genöthigt und ihnen dafür ein Stück Land am Arkansas-Flusse auf der anderen Seite des Mississippi angewiesen hatte. Viele der Indianer hatten sich geweigert auszuwandern, und die Folge davon war ein Krieg, wie jetzt in Florida ein ähnlicher zwischen dort wohnenden Seminolen und den Amerikanern Statt findet. Meine Nachbarin hatte sich in dem Creek territory nach der Abtretung des Landes angesiedelt, und beim Ausbruche des Krieges wurde ihr Waarenlager, Wohnhaus und Alles von den Indianern verbrannt. Es geschah dieß zu derselben Zeit, wo mehrere Postwagen von den Indianern angegriffen und geplündert wurden. An der Stelle, wo dies geschehen, kamen wir vorbei und sahen zwei Gräber, die Ruhestätten der drei Getödteten, die Ueberbleibsel der Wagen, mehrere Pferdeknochen, die Reste des Baumes, an welchen die Indianer einen Kutscher festgebunden und verbrannt hatten. Zuerst wurden zwei Wagen angegriffen, die von Columbus aus zwei anderen, die von Montgomery herkommen sollten, entgegen kamen und auf denen sich bloß zwei Kutscher und der Geschäftsführer befanden: von diesen drei Personen wurde eine getödtet, die beiden anderen aber retteten sich. An derselben Stelle, wie es scheint, wurden die zwei anderen Wagen angegriffen, welche Passagiere von Montgomery brachten: von diesen wurden zwei getödtet, die übrigen flüchteten sich auf den Vorspannpferden, die man mitgenommen hatte. Der Angriff geschah in der Nacht, und die Bäume standen an der Stelle so dicht, daß die Kutscher nicht aus dem Wege ausweichen konnten. Die Indianer hatten sich aber in der Ferne hinter Bäumen aufgestellt und schossen auf's Gerathewohl, so daß es ganz leicht war zu entkommen, sobald man sich von dem Wege in den Wald machte. Einer der Passagiere blieb auf der Straße und wurde ungefähr eine halbe Meile von der Angriffsstelle erschossen. Es war ein Neu-Yorker Kaufmann, der in Montgomery einem jungen Mann fünf Thaler anbot, wenn er ihm den Platz im Wagen abtreten und sein Pferd reiten wollte. Der junge Mann nahm das Anerbieten an, weigerte sich aber im Augenblicke der Gefahr dem Eigenthümer das Pferd zurückzugeben oder ihn hinter sich aufsitzen zu lassen, obgleich ihm

derselbe hundert Thaler anbot. Unsere Passagiere beschäftigten sich an der Stelle mit Aufsuchen von Raritäten, und nahmen Lederreste vom verunglückten Postwagen und selbst einige Knochen mit, die sie für Menschenknochen hielten, indem sie sich von mir trotz meiner Osteologie nicht überzeugen ließen, daß es Pferdeknöchel seien. Der Sklave eines der Mitreisenden hatte sich eines Knochens bemächtigt von wenigstens drei Zoll im Durchmesser und entsprechender Dicke, der eine menschliche Kniescheibe vorstellen sollte. Ich blieb während der Zeit ruhig im Wagen sitzen und verließ den Ort ohne ein Andenken mitgenommen zu haben. Das Mittagessen bei unserer Reisegesährtin in ihrem neugebauten Blockhause war recht gut. Mit den Wegen hatten wir bis jetzt Ursache gehabt ziemlich zufrieden zu sein; sie waren wenigstens besser, als wir sie erwartet hatten, wenn sie auch kein schnelles Fortkommen erlaubten. Nun kamen wir aber über mehrere Knüppeldämme, die noch zum Theil unter Wasser standen, und worin es Löcher gab, die der Kutsche furchtbare Stöße gaben. Besonders nach dem Essen hatten wir mehrere Meilen hindurch einen grundlosen Weg; und obgleich wir alle zu Fuß gingen, bewegte sich dennoch die Kutsche nur mühsam fort. Meine Reisegesellschaft war nicht sehr anziehend. Ich unterhielt mich ziemlich ausschließlich mit einem Franzosen, der in Macon als Kaufmann angesiedelt war. Unverschämt vorlaut und naseweis waren zwei Buben von ungefähr sechszehn Jahren, und ich bedauerte es daher gar nicht, als es am Abend zu einer Trennung kam, indem ich mit dem Franzosen in ein anderes Wirthshaus ging, als die übrigen Passagiere. Kurz zuvor, ehe wir an unser Nachtquartier gelangten, begegneten wir zwei Rennpferden, die von mehreren Sklaven begleitet nach Columbus geschickt wurden, wo in einigen Tagen ein Rennen Statt finden sollte. Wir hielten an, und ließen uns die Pferde zeigen. Das eine, Birmingham genannt, war ein ausgezeichnetes, schönes Thier und im Besitz einer Gesellschaft, die es auf Speculation gekauft hatte; ob es seine Käufer durch zahlreiche Siege reich gemacht hat, weiß ich nicht.

Der Ort, wo wir hielten, war ein neues, erst ein Jahr altes Dorf mit Namen Tuskegee. Es zählte ungefähr fünfundzwanzig Hütten, worunter ein Gerichtshaus, zwei Wirthshäuser und der Anfang zu einer Kirche. Als ich am Abend vor dem Nachteffen auf der Gallerie des Hauses meine Pflanzen in Ordnung brachte, sah

ich bald eine ganze Gesellschaft um mich versammelt, und war genöthigt eine Menge Fragen zu beantworten, die mich sehr belustigten, indem ich durch meine Antworten die Neugierde der Frager noch zu steigern suchte. Einer fragte mich, ob diese Pflanzen in meiner Heimath wieder ausleben würden? Ein Anderer, was ich eigentlich mit diesen Pflanzen anfangen, ob ich sie verbrauchen oder sonst etwas damit machen wolle? Daß ich sie blos für mein Vergnügen versammelte, wollte er mir nicht glauben; sicherlich dachte er, das sei eine höchst unnütze Beschäftigung, und ich könne meine Zeit besser anwenden. Ein Anderer half mir und suchte den Zweck meiner Beschäftigung auf folgende Art seinen Freunden klar zu machen, indem er sagte: „der Herr hat keine so hübschen Blumen in seinem Vaterland und will sie seinen Freunden zeigen; deswegen nimmt er sie mit.“ Anfangs hatten die Zuschauer geglaubt, es sei etwas Außerordentliches in den Papieren enthalten und wurden sehr unangenehm enttäuscht, als sie nur Pflanzen bemerkten, die sie selbst oft in den Wäldern gesehen hatten. Unsere Betten waren recht gut, und ich schlief in dem Blockhause so sanft und fest, wie in dem besten steinernen Hause; durch einige der Ritzen konnte man ins Freie sehen, aber bei dem milden Wetter hatte dieß weiter nichts auf sich. Der Franzose war mein Stubengenosse, jeder hatte aber ein Bett für sich.

Am Morgen mit der Dämmerung verließen wir unser Nachtquartier. Wir waren noch immer in dem ehemaligen indianischen Lande, hatten aber noch keinen Indianer zu Gesicht bekommen, obgleich einzelne zurückgeblieben sein sollten; doch sahen wir hie und da indianische Hütten, niedrige Blockhäuser, die kaum so gut waren als manche Sklaven-Hütten, und um dieselben kleine gelichtete Stellen, die sie wahrscheinlich als Felder benutzt hatten; eigentliche Dörfer sah ich nicht, und vielleicht haben diese Wilden nie sehr nahe bei einander gewohnt. Unser Frühstück nahmen wir noch innerhalb des indianischen Territoriums bei einem Franzosen Durand ein, der während des Krieges mit den Wilden der einzige Weiße war, der sich nicht flüchtete. Er baute auf die Freundschaft der Indianer, die er immer mit Güte behandelt, und denen er oft Wohlthaten erwiesen hatte, und fand sich nicht getäuscht. Sie ließen ihn ganz ungestört, während die Ansiedlungen aller anderen Weißen von Grunde aus zerstört wurden. Es bestätigt dieß, was sich an vielen anderen Orten bewie-

fen hat, daß die Franzosen im Verkehr mit den Wilden sich deren Freundschaft zu erwerben wissen, mit ihnen zusammen leben und sich sogar mit ihnen vermischen, während die Amerikaner dieselben mit Kälte und Verachtung behandeln, sich nicht zu ihnen herablassen und sie nicht zu sich hinaufzuziehen suchen. Gene nähern sich der Civilisationsstufe der Wilden und machen sich zu Halbwilden, während die Amerikaner sie durch ihre höhere Civilisation erdrücken und zu Grunde richten, so daß beide nicht nebeneinander bestehen können und die Indianer mit Recht die Amerikaner als ihre natürlichen Feinde betrachten. Während man daher, namentlich in Unter-Canada, viele Indianer findet, gibt es deren in den Vereinigten Staaten im Vergleich wenige, und die meisten hat man jetzt aus dem Bereiche der Weißen entfernt, zum Theil in der Absicht, sie vor dem demoralisirenden Einflusse derselben zu schützen.

Unser Frühstück bei Mons. Durand war sehr gut, und es that mir doppelt wohl, da ich am Abend zuvor wegen Unwohlsein nichts gegessen hatte; wir hatten namentlich eine gute Art Welschkornkuchen. Gegen Mittag verließen wir das indianische Territorium. Zum Abschied mußten wir durch einen tiefen Bach (creek) fahren, der die Scheidung macht, wo das Wasser bis in den Wagen ging, so daß die Insassen (zum Glück waren keine Damen dabei!) ihre Füße auf die Bänke flüchten mußten. Das alte Gebiet des Staates Alabama gab sich zu erkennen durch viele Pflanzungen, gutes fruchtbares Land, bessere Wege und zahlreiche Häuser. Unser Mittagessen nahmen wir in einem recht freundlichen Dörfchen ein, das einige recht schöne Häuser und Gärten zeigte.

Neununddreißigstes Capitel.

Ankunft und Aufenthalt in Montgomery. Fahrt auf dem Alabama-Fluß nach Mobile.

Am 17ten April gegen vier Uhr Abends kamen wir in Montgomery an, das am Flusse Alabama liegt, der dem Staate den Namen gibt. Im Wirthshause, Montgomery-Hall, fand ich ein gutes Zimmer, das vollkommen dem guten Rufe dieses Hauses entsprach. Meine Reisegefährten verließen mich hier und gingen gro-

henthells mit einem Dampffschiffe weiter, das den folgenden Tag auf dem Alabama nach Mobile gehen sollte, ich betrachtete die Trennung von ihnen nicht als ein Unglück, und beschloß einen Tag hier zu bleiben und mit dem nächsten Boote den Fluß hinunterzugehen. Montgomery ist einer der älteren Orte in diesem ziemlich neuen Staate und hat wahrscheinlich schon die Höhe seiner Blüthe erreicht, oder wird wenigstens nur noch sehr schwach zunehmen; die Entfernung vom Meere ist zu groß, als daß hier je ein bedeutender Handel Statt finden könnte. Ich benutzte meinen Aufenthalt zu Ausflügen in die Umgegend, kehrte aber von denselben nicht sehr bereichert zurück. Ich kam meist durch ärmliche Tannen- und Eichenwaldungen, wie denn überhaupt um Montgomery herum das Land nicht sehr fruchtbar ist und meist gar nichts angebaut wird. Bei meinem Herumstreifen stieß ich auf einen sogenannten mound, der mittten in einem kleinen Sumpfe lag. Man soll dort Gerippe gefunden haben, und merkwürdiger Weise sind mit der Erde, die übrigens ganz dieselbe ist wie die umgebende, viele Muscheln gemischt.

Um meine Langeweile zu vertreiben, ging ich am zweiten Abend ins Theater, das man mir sehr gelobt hatte, fand aber Ekel und Verdruß, statt des Vergnügens, es sei denn, daß ich dafür den komischen Eindruck rechnen wollte, den das erbärmlich aufgeführte Trauerspiel auf mich machte. Die übrigen Zuschauer freilich, deren vielleicht vierzig waren, sahen die Sache anders an, und schienen im höchsten Grade gerührt zu sein. Das Ballet setzte dem Ganzen die Krone auf. Eine Dame strengte sich an, uns mit ihren Bewegungen und Stellungen zu beglücken und wirklich zog sie sich unter dem Beifallrufen der Zuschauer zurück. Der Saal selbst war sehr schlecht und paßte völlig zu der Aufführung.

Mittwoch den 19ten April um zehn Uhr verließ ich Montgomery auf dem Dampfschiff Iberia, das in der Frühe von einem höher am Flusse gelegenen Orte angekommen war. Da es sich beim Herunterkommen zum Behufe des Anlegens gedreht hatte, weil dieses sonst nicht thunlich ist, aber zu lang war, um sich gerade an der Landungsstelle wieder umdrehen zu können, so mußten wir zuerst eine Strecke den Fluß hinauffahren, wo er breiter wurde. Ich fing wirklich an zu fürchten, ich sei auf das unrechte Boot gekommen und die Fahrt ginge den Fluß hinauf, bis ich sah, daß wir ansingen uns zu drehen.

Der Fluß ist bei Montgomery schon ziemlich breit, aber so tief in seinen Ufern versteckt, daß man ihn erst zu Gesicht bekommt, wenn man ganz nahe hinzutritt. Diese Gegend läßt sich eine Hochebene nennen, durch die sich der Fluß ein tiefes Bette gegraben hat. Das Ufer ist gewiß vierzig bis funfzig Fuß hoch, so daß man, wenn man sich auf dem Flusse befindet, nicht das Geringste von der rückliegenden Landschaft sehen kann. Manchmal sind sie aus beinahe senkrechten Erdwänden gebildet, oft aus mehreren Terrassen, die, reichlich mit Bäumen überwachsen, sich übereinander erheben und einen äußerst lieblichen Anblick gewähren, so daß man meinen sollte, hinter diesen Hügeln und Wäldern müsse ein Paradies liegen, während man wohl bloß ein Baumwollenfeld finden würde. Mehrere dieser Terrassen waren mit Azaleen verziert, die gleichsam Blumenteppeiche bildeten, in angenehmer Mischung mit dem Grün der Laubhölzer. Trotz dieser schönen Bewaldung herrschte wenig Abwechslung; dieselben Bäume wiederholten sich immer wieder, Dogwood, Azaleen, Wasser-Eichen, Pappeln, Uthorne; hie und da kamen einige Felsen zum Vorschein. Ich erinnere mich, wie sehr mich ein kleines Bächlein freute, das über einen dieser Felsen mit sanftem Rauschen herabrieselte. In der Art blieben die Ufer den ganzen Tag hindurch. Hie und da sahen wir oben auf der Höhe Waarenhäuser mit kleinen Holzschienenwegen nach dem Flusse zu, um die Waaren auf denselben hinauf und hinunter zu schaffen. Diese Gebäude zeigten Dörfer (towns) an, von denen selbst wir freilich nichts sehen konnten. Unser Boot legte bei den meisten dieser Orte bei, manchmal schickten wir bloß einen Nachen ans Land, um Passagiere zu holen. Der Fluß blieb sich an Breite ziemlich gleich und erhielt keinen Zufluß; außer dem erwähnten Bache sah ich kein Wasser sich mit ihm vereinigen. Ich brachte meine Zeit mit Betrachtung der Gegend, mit Lesen und Schlafen an der freien Luft zu. Bekanntschaften zu machen, empfand ich keine Lust, und mit Recht kann ich sagen, daß ich diesen Tag ohne ein Wort zu sprechen, zubachte.

Die Nacht ging ziemlich gut vorüber. Als ich gegen Morgen erwachte und den Mondschein nicht mehr sah, glaubte ich, es sei Regenwetter, sah aber zu meiner Freude, als ich das neben meinem Bette befindliche Fenster öffnete, daß ein schöner Morgen dämmerte. Die Ufer waren etwas niedriger geworden und die Anhöhen seltener,

und allmählig kamen die Uebergänge zu den ganz ebenen Gegenden. Die Bäume waren auch etwas verschieden; Cypressen fingen an, sich zu zeigen, und zwar in ziemlicher Zahl. Etwa sechzig Meilen oberhalb der Vereinigung des Alabama mit dem Tombectbe war an manchen Stellen das Ufer kaum zwei Fuß über dem Wasserspiegel erhaben, und, wie es schien, doch nicht Ueberschwemmungen ausgesetzt. Merkwürdig ist der bedeutende Unterschied zwischen dem oberen und unteren Theile des Flusses, in Bezug auf Steigen und Fallen: zwölf Fuß Steigen in Montgomery macht vielleicht dreihundert Meilen weiter unten bloß einen Fuß aus, und weiter unten noch weniger. Wenn man daher vernimmt, daß der Fluß vor wenig Jahren sechzig Fuß in Montgomery gestiegen sei, so muß man nicht denken, daß weiter unten dasselbe Steigen Statt gefunden habe; es wird dort nur fünf Fuß betragen haben. In Montgomery sind die Ufer so hoch, daß der Fluß schon sehr bedeutend anschwellen muß, um über dieselben zu treten. Hingegen ist ein großer Theil der Ufer unterhalb der Vereinigung der beiden Flüsse Alabama und Tombectbe in den wasserreichen Jahreszeiten, im Frühjahr und Herbst, beinahe fortwährend unter Wasser; manche höhere Stellen sind angebaut, aber immer Ueberschwemmungen ausgesetzt. Zwanzig Stunden oberhalb der Vereinigungsstelle kamen wir an einem Arm vorbei, der nach dem Tombectbe führt und bloß sieben Meilen lang ist. Das auf diese Art gebildete dreieckige Eiland soll sehr gutes Land haben, das sich meist in angebautem Zustande befindet, aber so niedrig ist, daß Niemand dort leben kann. Ob man Neger auch damit meint, weiß ich nicht, vielleicht sind Neger Niemand in den Augen eines Südländers. Die Wälder wurden hauptsächlich von Wassereichen, Pappeln und Cypressen, hie und da von Fichten und Weiden gebildet. Der untere Theil derselben ist beinahe überall mit Rohr (*Miegia macrosperma* var. *gigantea*) gefüllt, das denselben ein eigenes Ansehen gibt. Es bildet eine grüne wiesenähnliche Fläche, aus welcher die Bäume gleichsam hervorstechen; da es aber eine Höhe von zehn bis sechzehn Fuß erreicht, so erscheinen die Stämme der Bäume eben so viel kürzer. Dieses Rohr hatte sich schon viel weiter oben gezeigt, aber nicht so zahlreich und nicht als Untergebüsch, sondern selbstständig für sich allein.

Nach Vereinigung der beiden Flüsse Alabama und Tombectbe war die Breite des Wassers ziemlich beträchtlich bis zur Scheidungs-

stelle der beiden Flüsse Mobile und Teufam, die sich getrennt von einander ins Meer oder in die Bai von Mobile ergießen. Wir folgten dem Mobile, der nach der Trennung ziemlich schmal und mehr gewunden dahinfließt. Seine Ufer erschienen mir sehr lieblich, mit dem schönsten Grün, das man sich denken kann, bekleidet; die Bäume waren meistens sehr jung, doch genügend hoch und ungemein dicht, im Hintergrunde ragten waldige Anhöhen hervor, die sehr dazu beitrugen, die Wirkung des Vordergrundes zu erhöhen. Hier hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, den eigenthümlichen Wuchs der Cypressen zu beobachten. Es ist dieß nicht die italienische Cypresse, *Cupressus fastigiata* oder *horizontalis*, sondern *Cupressus disticha*. Auf der Eisenbahn von Bruncheville nach Charleston hatte ich auch schon ganze Cypressenwälder gesehen, aber noch kahl und daher von düstern und traurigem Ansehen; jetzt aber waren die schönen hellgrünen Nadeln hervorgekommen, welche den Baum anmuthig bekleideten. Unter den anderen Bäumen, Eichen, Pappeln, u. s. w. zeichnen sich die Cypressen schon durch ihren Wuchs aus, so daß man sie leicht von der Ferne her erkennen kann, mehr aber noch dadurch, daß sie keine aufrechten, sondern umgestürzte Regel bilden, deren Basis gegen den Himmel gekehrt ist und deren Spitze auf dem Stamme ruht; ihre Aeste nehmlich erheben sich ziemlich alle zu gleicher Höhe und bilden oben eine breite Fläche. Durch diese eigenthümlichen Gipfel der Cypressen wird die Oberfläche des Waldes angenehm unterbrochen. Ihr Bau erinnerte mich an den der Cedern, doch ist der Unterschied zwischen beiden, daß bei den letzteren jeder Ast für sich eine Fläche bildet. Manche Cypressen, die jünger waren oder freistanden, hatten nicht ganz diese Form, näherten sich derselben aber immer ein wenig. Die Stämme mancher Bäume waren äußerst malerisch mit Schlingpflanzen überkleidet. Mir schien es, als ob diese Halbschmarozger eine gewisse Auswahl trafen und nicht gerade jeden Stamm beglückten, sondern nur die von gewissen Arten; so erinnere ich mich nicht, eine Cypresse damit bekleidet gesehen zu haben. Das berühmte graue Moos nahm immer zu, je mehr wir uns dem Süden näherten; es zeigte sich vorzüglich an den älteren und höheren Bäumen, in den jungen Wäldern findet es sich nicht oft. Den unteren Theil der Wälder füllt das Rohr, den oberen Theil bilden die Gipfel der Bäume und die Mitte wird verdeckt durch das herabhängende Moos. Ungefähr zehn Meilen oberhalb Mobile hörten

die Bäume auf; eine sumpfige Grasfläche war auf der einen Seite, und das andere Ufer bestand aus niedrigem, angebauten Lande, das hinter sich eine Anhöhe zeigte. Von jenen Wiesen kann man weiter keinen Gebrauch machen, als daß man das schlechte Gras abmäht; sie sind immer feucht und meist halb unter Wasser, sollen sich aber jedes Jahr mehr heben. Die Dunkelheit brach ein, ehe wir zur Stadt kamen, und ich konnte nichts mehr von ihr sehen, als im Vorüberfahren die Menge der Dampfschiffe, die an den Kais vor Anker lagen. Mit der Geschwindigkeit unserer Fahrt hatten wir alle Ursache zufrieden zu sein, denn trotz des öfteren Anhaltens legten wir die vierhundert Meilen in ungefähr dreiunddreißig Stunden zurück, mit Hülfe der Strömung liefen wir freilich oft sechzehn bis siebzehn Meilen die Stunde. Das Suchen nach einem Logis machte viel Herumlaufen nöthig, indem die Wirthshäuser alle so besetzt waren, daß ich kaum ein einzelnes Zimmer finden konnte; in dem Alabama-Hotel war ich endlich so glücklich, zu erhalten, was ich wünschte.

Vierzigstes Capitel.

Mobile. Die Lage und Umgebung der Stadt. Die auswandernden Indianer vom Stamme der Creek, ihr Ballspiel und Sitten.

Mobile ist eine alte Stadt im Vergleich mit vielen anderen in der Union, sie hat aber erst in der neueren Zeit einige Bedeutung gewonnen. Vor wenigen Jahren brannte sie größtentheils ab, und besteht daher meist aus neuen Häusern. Die Zahl der Einwohner mag zehntausend sein. In Folge ihrer Lage an der Bai ist sie der natürliche Handelsplatz für den ganzen Staat Alabama, der durch den Fluß Alabama und Tombekbe u. s. w. mit ihr in Wasserverbindung steht; weßwegen alle in diesem Staate gezogene Baumwolle nach derselben gebracht und da verkauft wird. Sie hob sich daher in dem Grade, als das Land in ihrem Rücken mehr angebaut und angesiedelt wurde, hat aber noch lange nicht ihre Höhe erreicht; denn es gibt noch große Strecken fruchtbaren Landes, die noch nicht angebaut sind. Trotz der Lage an der niedrigen Küste der Bai soll die Stadt sehr gesund sein, wie mich ein dortiger Arzt, mit dem

ich schon früher in Columbus Bekanntschaft gemacht hatte, versicherte. Man denkt hier gar nicht daran, sich in den Sommermonaten nach dem Norden zu retten, wie es die Fremden in Neu-Orleans zu thun pflegen.

Die Umgegend von Mobile besteht größtentheils aus Sand, ist aber nicht so unangenehm und dürr, als man sich wohl denken könnte. An der Küste der Bai sind einige recht freundliche Punkte, wie der sogenannte Pavillon, von dem man eine Aussicht über die Stadt und die Bai hat, und wohin man im Sommer geht, um sich zu baden. Ganz in der Nähe ist die Küste etwas höher und da befindet sich ein ganzes Wäldchen von Magnolien, wo ich viele majestätische Exemplare der *Magnolia grandiflora* fand, die auch ohne Blüthe mit ihrem glatten runden Stamme und den dunklen, glänzend grünen, lederartigen Blättern sehr schön ist. Kleiner und bescheidener ist eine andere Art, der sogenannte Cucumbe-Baum, dessen Blüthe noch größer sein soll, als die der *grandiflora*. Seine Blätter sind nicht immer grün, zeichnen sich aber durch ungemeine Größe aus, und werden oft ein und einen halben Fuß lang. Es soll dieß eine Abart der *M. acuminata* sein, die mehr nördlich als ein großer Baum vorkommt, aber kleinere Blüthen und Blätter hat. Den Abhang unten bespült das Meer, das dem Ganzen Leben gibt, und doch die Einsamkeit des Haines nicht stört. Trotz seiner Schönheit aber ist der Ort im höchsten Grade ungesund, und man kann daher hier keine Landhäuser anlegen, was man gewiß thun würde, wenn dieß Hinderniß nicht wäre. Worin der Grund dieser Ungesundheit zu suchen sei, ist mir nicht recht klar, vielleicht liegt er in der Seichtigkeit des Meeres und den vielen Baumstämmen, die hier angeschwemmt werden und vermodern, so daß sich vielleicht durch Säuberung der Küste etwas für die Gesundheit der Lage thun ließe. Ob die Höhe derselben über dem Meere nachtheilig ist, weiß ich nicht; alle solche Fragen sind leider noch zu sehr in Dunkel gehüllt, und es wird ziemlich schwer halten, aus den einzelnen Thatfachen allgemeine Schlüsse zu ziehen. Anstatt nun ihre Landhäuser an der Küste zu bauen, sind die Bewohner von Mobile genöthigt gewesen, eine mehrere Meilen von der Stadt entfernte Sandanhöhe zu wählen, die sie mit dem poetischen Namen *springhill* bezeichnet haben. Auf dem Wege dahin kamen wir an einer Reihe lieblicher, freundlicher Gärten vorbei, die zum Theil zu Landhäusern gehören, zum Theil

aber von Kunstgärtnern bebaut werden, die die Stadt mit Gemüse und Blumen versehen. Diese Kunstgärtner sind die Abkömmlinge französischer Einwanderer, und sollen durch ihr Gewerbe viel Geld verdienen. Ich bewunderte in diesen Gärten vor allem die gerade in Blüthe stehenden Hecken der Cherokee-Rose (*rosa laevigata*), die mit ihren schönen weißen Blumen und ihren glänzend grünen Blättern einen lieblichen Anblick gewährte. Leider fehlten auch hier die Drangenwälder, die dem Ganzen erst den südlichen Charakter würden aufgedrückt haben. Die springhills haben viel Aehnlichkeit mit den sandhills in der Nähe von Augusta, doch erheben sie sich nicht so bedeutend, die Aussicht ist daher nicht so ausgedehnt, wird aber durch die Bai von Mobile verschönert. Leider war es gerade so dunstig, daß wir nicht viel sehen konnten.

Den letzten Tag meines Aufenthaltes in Mobile benutzte ich zu einem Ausfluge nach Mobile Point, wo eine bedeutende Anzahl Indianer versammelt waren, die auf Schiffe warteten, um ihre Auswanderung nach dem Westen fortzusetzen; sie gehörten zu der Nation der Creek, durch deren Land ich auf meinem Wege von Columbus nach Montgomery gekommen war. Auf dem Dampfschiffe, das mich nach der dreizehn Meilen entfernten Landspitze bringen sollte, und das ungefähr um elf Uhr abfuhr, erwartete ich sehr viel Gesellschaft zu finden, aber das ungünstige, mit Regen drohende Wetter hatte die Leute wahrscheinlich abgehalten. Die Fahrt fand ich nicht gerade anziehend. Die Ufer der Bai sind nicht sehr interessant, ohne Abwechslung, meist mit Wald bedeckt; der Pavillon, von dem ich oben sprach, ist beinahe der einzige Punkt, der den dunklen Saum, der sich längs dem Wasser hinzieht, unterbricht. Bevor wir in Mobile Point anlangten, passirten wir die Rhebe von Mobile, wo vielleicht achtunddreißig bis vierzig Dreimaister lagen, die wegen der seichten Bar (Sandbank) an der Mündung des Flusses in die Bai, in der Nähe von Mobile nicht bis dahin gehen können, daher hier beilegen, ausladen und ihre Fracht einnehmen, die ihnen auf kleineren Schiffen gebracht wird. Den Matrosen mag diese Einrichtung nicht ganz lieb sein; denn nach einer oft sechswöchentlichen Seereise haben sie gewiß Lust, sich auf dem Festlande ein wenig herumzutreiben, was ihnen hier unmöglich ist. Gegen zwei Uhr kamen wir nach Mobile Point. Es ist dieß ein niedriges, sandiges Vorgebirge, das mit einem kleinen Eiland zusam-

men den Eingang in die Bai bildet; es befindet sich hier ein Leuchthurm, ein Fort und einige verfallene Wohnhäuser. Am Landungsplatze war eine ziemliche Anzahl Indianer versammelt, von denen viele sich mit Angeln beschäftigten, das sie auf eine der unsrigen ganz ähnliche Art treiben, nur daß ich an den Angelschnüren keinen Kork bemerkte. Ich ging sogleich nach dem Orte, wo die Indianer mit Ballspiel beschäftigt sein sollten. Es war dieß eine ebene Stelle auf der anderen Seite der Landzunge gegen das offene Meer hin, wo der Sand fest war und weniger die Natur des Flugsandes, als auf der anderen Seite hatte, vermuthlich weil die Stelle bei hohem Wasser Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. An dem Spiele nahmen ungefähr zweihundert Indianer von verschiedenem Alter Antheil; doch schien es, als seien verhältnißmäßig wenig Männer mittleren Alters unter ihnen, von denen wohl die meisten sich in Florida befanden. Nach dem Kriege mit den Creek hatte nemlich die Regierung der Vereinigten Staaten viele von den Kriegern dieser Nation angeworben, um sie in dem Kriege gegen die Seminoles zu benutzen, und die meisten der hier versammelten Familien erwarteten von dorthier ihre Angehörigen zurück, um dann nach ihrer neuen Heimath auszuwandern. Außer den Spielern war eine große Menge Alte da und viele Weiber und Kinder sahen zu.

Ich versuche nun eine Beschreibung ihres Spiels. An beiden Enden des Spielplatzes sind je zwei Baumzweige in den Sand gesteckt, die als Ziel für den Ball dienen und es kommt darauf an, ihn durch dieselben hindurch zu werfen. Die Spieler sind in zwei gleiche Partien getheilt, von denen jede ein Ziel zu vertheidigen bekommt, d. h. zu verhindern suchen muß, daß die andere Partei den Ball durch die zwei Zweige hindurch wirft, dagegen selbst dahin trachtet, den Ball durch das feindliche Ziel hindurch zu werfen. Der geworfene Ball mag weit über das Ziel hinweggehen; sobald er nicht mitten zwischen den beiden Zweigen hindurchgeht, so zählt es nicht; es ist aber immer ein Vortheil, wenn der Ball dem Ziele so nahe gekommen ist, weil dann ein anderer von derselben Partei den Ball mit größerer Leichtigkeit zwischen den beiden Zweigen durchwerfen kann. Ist dieß gelungen, so zählt es eins, und sobald eine Partei auf sechs gekommen ist, hat sie gesiegt. Der Ball wird mit einer Art Schleuder geworfen, die aus einem rinnenartigen Stück Holz verfertigt wird. Die Indianer wählen, wie man mir sagte, hiezu

Holz der weißen Eiche (*Quercus alba*), des Hickory (*Carya*) und manchmal auch Fichtenholz, biegen es mit Hülfe von kochendem Wasser, und geben ihm dadurch, daß sie es mit Stricken zusammen-schnüren, die nöthige Form, d. h. sie legen es ganz zusammen, so daß die beiden Endtheile platt aneinander zu liegen kommen und nur an der jetzt zum Ende gewordenen Mitte eine ovale Oeffnung bleibt, deren Boden durch kreuzförmig befestigte Schnüre geschlossen wird. Von diesen Schleudern hat jeder Spieler zwei, und um sie zu gebrauchen, ist es nöthig, sie zu kreuzen: man kann auf diese Art den Ball sehr weit werfen. Der Ball ist sehr klein, hat vielleicht bloß zwei Zoll im Durchmesser, und scheint nicht sehr schwer zu sein. Das Spiel beginnt in der Mitte zwischen den beiden Zielen. Der Ball wird von einem der Kampfrichter gerade in die Höhe geworfen, und nun geht der Kampf los. Jede Partei sucht des Balls habhaft zu werden und ihn durch das Ziel der Gegenpartei zu werfen, diese aber sucht es auf alle mögliche Art zu verhindern. Wo der Ball niederfällt, da sammelt sich sogleich ein Kreis von Spielern, die ihn alle mit ihren Schleudern zu erhaschen und den Anderen wegzunehmen suchen. Die Köpfe und die Schultern an einander gedrängt, arbeiten sie im Sande, es dauert oft einige Minuten, bis endlich der Glückliche mit einem Hallo und einem Sage aus dem Gedränge hervorspringt, und noch halb in der Luft den Ball wegwirft. Zeit zur Ueberlegung hat er nicht, denn im Augenblick fallen Alle über ihn her, aber zu spät; ein zweites jubelndes Hallo deutet an, daß ihm sein Wurf gelungen, und so wüthet das Spiel fort. Oft war Einer im Begriff, den Ball mit den Schleudern zu werfen, da wurde ihm derselbe durch einen Schlag auf die Schleuder entrißen, und fort flog er nach der entgegengesetzten Seite.

In ihren Bewegungen zeigten die Indianer im Ganzen viel mehr Behendigkeit und Gewandtheit als Kraft, was auch in ihrem Körperbau ziemlich deutlich ausgedrückt liegt. Sie sind nehmlich im Ganzen sehr gut gebaut, von mittlerer Größe, aber eher schlank als breit, ihr Muskelsystem ist nicht sehr entwickelt, auch fehlt ihnen die breite Brust und die starken Arme, wie man sie bei kräftigen Männern zu sehen gewohnt ist. Aber im Laufen, Springen, Ringen, zeigten sie eine unglaubliche Behendigkeit und Sicherheit, und thaten alles mit so wenig Anstrengung, daß es desto gefälliger und an-

mutziger erschien. Unter allen den Spielern, von denen die meisten nackt waren und ihre Glieder vollständig zeigten, war bloß ein einziger dicker Mann, von ungefähr vierzig Jahren; aber selbst dieser konnte kaum zu den fetten gerechnet werden, und einen wirklich dicken fetten Mann sah ich auch nicht einmal unter den älteren Zuschauern.

Nach dem Ende des ersten Spieles fing ein ungemeines Jubiliren der gewinnenden Partei an, wofür sich die Verlierenden dadurch rächten, daß sie den ersten besten der Sieger ergriffen und auf den Boden zu werfen suchten. Bei allen diesen Raufereien kam es nie zu Schlägereien; alles blieb in den Schranken des Spieles. Auch im Spiele selbst wurden Einzelne manchmal sehr aufgereggt; Einer warf den Andern auf den Boden, um sich vielleicht für einen mißlungenen Versuch, den Ball zu erhaschen, woran ihn der Andere gehindert hatte, zu rächen; es geschah dieß aber in freundlicher Art; und nachdem sich beide ein wenig gerauft hatten, kehrten sie ruhig an ihre Plätze. Manchmal war ein Haufe von zehn oder zwölf auf diese Art mit einander im Streite mitten im Spiele, und dann brauchte der Ball nur in die Nähe zu kommen, so flogen Alle auseinander nach ihren Plätzen.

Unter den Zuschauern schienen Einige von Bedeutung zu sein. Einer derselben trat einmal in die Mitte der Spielenden, und hielt eine Rede, die ziemlich viel Eindruck zu machen schien: indeß sah ich wenig von der Achtung und der Ehrfurcht, mit der die Indianer ihre Älten behandeln sollen; einige ungezogene Jungen waren vorlaut und unartig gegen ihn. — Beim ersten Spiele waren zwei Richter, die, so oft eine Partie den Ball zwischen die beiden Zweige durchgeworfen hatte, ein Stäbchen in den Sand steckten. Beim zweiten Spiele schienen mehrere Richter zu sein. Ich sah auf der einen Seite Einen, der auf ein Stückchen Holz aufzeichnete, indem er mit einem Messer Einschnitte in dasselbe machte; auf der andern Seite aber saßen zwei auf einer kleinen Erhöhung, die den Gang des Spieles mit vieler Aufmerksamkeit beobachteten und mit kleinen Streifen von Stroh, die sie in den Sand steckten, den Erfolg aufzeichneten.

Eine Zeit lang war ich ganz allein, ohne alle Gesellschaft von Weißen Zuschauer, und ich fand es anfangs etwas unheimlich, mich mitten unter allen diesen Wilden an einem einsamen Meeresstrande zu sehen; hätten sie Lust gehabt mich zu scalpiren, so hätten sie es

mit Leichtigkeit thun können. Aber ich bemerkte nicht das Geringste, das auf eine feindselige Stimmung von Seiten der Indianer hätte deuten können. Niemand bekümmerte sich um mich; selbst die Kinder spielten um mich herum, ohne mich der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen. Ein Alter, der mir den Gang des Spieles in seinem gebrochenen Englisch theilweise erklärte hatte, bat sich darauf Taback von mir aus; leider konnte ich ihm nicht damit dienen, ein Stück Geld stellte ihn aber vollkommen zufrieden. Ich konnte mir kaum denken, daß diese so friedfertig mit einander spielenden Menschen rauben und plündern und am Blutvergießen Freude finden könnten; und gewiß sind sie solcher Dinge nur fähig, wenn ihre Leidenschaften aufgeregt sind.

In der Kleidung der Indianer herrschte große Verschiedenheit. Mehr als die Hälfte der Spieler hatte sich ganz bis auf den Lendenriemen ausgezogen. Einige trugen kattunene Röcke, offenen Schlafrocken ähnlich, Manche hatten zwei solcher Röcke an und noch eine Weste darunter. Auf dem Kopfe trugen Viele Turbane, Manche hatten an dem langen Haarbüschel, den sie auf dem Scheitel stehen gelassen, Federn befestigt; hie und da stolzirte Einer mit einem Hute oder einer Mütze umher; doch war dieß mehr unter den Zuschauern, als unter den Spielern der Fall. Ein Schwarzer, der mitspielte, trug eine Corporals-Uniform und gab sich viel Ansehen, und schien auch bei den Indianern, vielleicht wegen seiner Uniform, ziemlich in Ansehen zu stehen. Von Verzierungen sah ich nicht viel an den Spielern. Die Haut mehrerer der Aelteren zeigte Spuren von früherem Tättowiren; auf dem Schenkel eines Mannes sah ich deutlich parallele Streifen, die mit dem Tättowir-Messer oder Kamm gemacht waren. Einige der Zuschauer hatten lederne Hosen an, die oben bloß die Hüften deckten und unten an den Knöcheln endeten. Manche trugen gestickte Gürtel, Jagdtaschen und Strumpfbänder.

So verschieden, wie die Kleidung, war auch die Farbe dieser Indianer, namentlich die der Männer. Einige waren sehr hellbraun, Andere rothbraun und Manche ganz dunkelbraun. Ich vermuthe, diese Farbenverschiedenheiten haben zum Theil ihren Grund in der Mischung mit Weißen und Schwarzen. Denn die Neger werden von den Indianern gar nicht als eine untergeordnete Race behandelt, und wenn sich auch welche als Sklaven bei ihnen befinden, so werden sie wie zur Familie gehörig angesehen, und regieren

oft die ganze Haushaltung. Es gibt bei den Indianern immer sogenannte halfbred, die von Weißen und Indianern stammen; ich sah einen Solchen unter diesen Wilden hier, das wahre Bild eines Herkules: er schien sich zwar ganz zu ihnen zu zählen, hatte auch ihre Tracht, zeichnete sich aber durch seinen starken muskulösen Bau und seine hellere Hautfarbe auffallend aus. Die Amerikaner betrachteten es übrigens gar nicht als etwas Entehrendes, indianisches Blut in ihren Adern zu haben, während die Abstammung von Negern für höchst erniedrigend gehalten wird und alle die Vorurtheile gegen sich hat, unter denen die Neger leiden müssen.

Nachdem das Ballspiel geendet war, ging ich zu den Lagerplätzen der Indianer, wo die Weiber mit Kochen, Nähen, Waschen u. s. w. beschäftigt waren. Die Zelte bestanden aus Leinwand, die über einige in die Erde eingesteckte Stangen ausgespannt und an den Ecken in den Boden befestigt war; eine der vier Seiten war als Thüre offen gelassen. Die Geräthe in denselben waren höchst einfach; hie und da sah man eine oder zwei Kisten, welche die Reichthümer enthielten, einige Decken, die als Betten dienten, Werkzeuge für Arbeit u. s. w. Die Kochkunst scheint hauptsächlich in der Bereitung von Welschkorn in verschiedenen Formen zu bestehen. Sie zermalmten es zu Mehl in dem zugespitzten Loche eines Baumstammes, mit Hülfe einer Stange — eine Art Mörser. Von Fleisch sah ich Speck und gesalzenes Rindfleisch, das ihnen von Seite der Regierung ausgetheilt wurde; welche die Kosten der Auswanderung trägt und ihre Verpflegung in Pacht gegeben hat. Einige der Reicheren gingen in ihrer Ueppigkeit so weit, daß sie sich in Bratpfannen Apfelfügelchen buken, wobei die Köchin einen Baumzweig zum Umkehren brauchte. Der Mann saß daneben, und so wie ein solches Kügelchen fertig wurde, nahm er es in Empfang und eilte damit zum Munde. Die Frau begnügte sich mit dem Zusehen, bis der Appetit ihres Ehemannes gestillt war.

In der Kleidung der Weiber, die mir wie unsere Bauersfrauen vorkamen, fand ich nicht viel Eigenthümliches; nur daß mehrere der jüngeren kurze indianische Röckchen trugen, die von der Hüfte bis zur Mitte der Schenkel gingen; eine Art Wamms, das sie trugen, reichte nicht bis an das Röckchen, so daß meist ein Theil des Leibes unbedeckt blieb. Im Ganzen fand ich viel Sittsamkeit unter ihnen. Viele Frauen und einige der Kinder waren mit weiblichen

Handarbeiten beschäftigt, namentlich mit einer Art von Perlenstickerei auf Tuch, deren Muster sie alle aus freier Hand und mit ziemlich viel Geschmacck arbeiten. Diese Sachen verkaufen sie sehr theuer. Für eine Jagdtasche forderten sie von mir zehn Thaler, für einen Gürtel eben so viel. Die meisten Weiber hatten sehr regelmäßige Gesichtszüge, in denen freilich immer die hervorstehenden Backenknochen und die schiefen Augenspalten unangenehm hervortraten. Die Figur war meist dick und schwerfällig, und von den leichten, elastischen Bewegungen der Männer sah man hier nicht viel; aber die schönen Augen und die glänzend schwarzen Haare geben den Gesichtern immer ein liebliches Aussehen. An Verzierungen waren die Weiber viel reicher als die Männer: namentlich trugen sie viel Ohrringe, an welchen meistens Geldstücke befestigt waren; einige trugen auch die eigenthümliche, schildförmige Vorstecknadel, die ich an den Indianern bei Nahant gesehen hatte.

Als wir wegfuhrn, war der Landungsplatz beinahe ganz mit Indianern angefüllt, und alle diese dunkeln Gesichter und Gestalten mit ihren bunten Kleidern, die Weiber auf den Blöcken sitzend, die Männer in mehreren Reihen hinter ihnen stehend, gewährten einen eigenthümlichen Anblick. Ich fand mich in eine fremde Welt versetzt, und konnte das Dampfschiff und meine Umgebung mit dem Anblick dieser Wilden nicht recht reimen. Bei ihnen hatte unsere Erscheinung kein Aussehen gemacht: sie schienen ganz an den Anblick der Weißen gewöhnt zu sein, und selbst die ihnen in die Augen tretenden Beweise unserer höheren Civilisation setzten sie nicht mehr in Erstaunen.

Unsere Rückfahrt war ziemlich langwierig, indem die hereinbrechende Nacht uns nöthigte, beim Einlaufen in den Fluß sehr vorsichtig zu sein. Die Sandbank (bar) hat nehmlich zur Zeit der Ebbe nicht viel Wasser, und wir mußten suchen sie auf der tiefsten Stelle zu passiren, was uns nöthigte, bei der dunklen Nacht langsam vorwärts zu gehen. Es ist merkwürdig, daß die Mündungen aller südlichen Flüsse so leicht sind, was selbst bei dem mächtigen Mississippi der Fall ist, dessen einzelne Arme an der Bar meist bloß vierzehn Fuß Tiefe haben. Große Schiffe müssen daher beim Einlaufen sehr vorsichtig sein; und da zugleich auch die Fluth sehr unbedeutend ist, so kann diese nicht einmal von großem Nutzen sein. In Mobile beträgt sie vielleicht nur einen Fuß, und steigt bloß in Ausnahmefäl-

len auf zwei bis zwei und einen halben Fuß. Die ganze südliche Küste der Vereinigten Staaten leidet unter diesem Uebelstande. An der ganzen Strecke längs dem mexikanischen Meerbusen, die zu den Vereinigten Staaten gehört, ist kaum ein Hafen selbst für kleinere Kriegsschiffe zugänglich, und alle die vielen Baien und Busen können blos von kleineren Seeschiffen und Dampfbooten benutzt werden.

Einundvierzigstes Capitel.

Abreise von Mobile nach New-Orleans. Fahrt durch die Meerenge, die Seen Borgne und Pontchartrain und auf der Eisenbahn. Der Fluß Mississippi. Die Lage der Stadt.

Schon am folgenden Tage, Montag den 24. April gegen zwölf Uhr verließ ich Mobile in einem der nach New-Orleans abgehenden Dampfboote. Unsere Fahrt bot wenig Interessantes dar. Wir mußten zum Theil denselben Weg machen wie gestern, und verließen die Bai bei Mobile Point, fuhren dann einige Zeit in der offenen See, bald aber lenkten wir in eine der inneren Straßen ein, die durch das Festland und eine Reihe von Inseln, die sich längs desselben hinziehen, gebildet werden. Das Wasser innerhalb dieser Inseln hat nur acht bis zehn Fuß Tiefe, und kann deswegen nur wenig für den Handel benutzt werden. Die Inseln selbst sind dürre Sandanhäufungen, die nicht bewohnt werden und blos zuweilen einem Fischer zum Zufluchtsorte beim Unwetter dienen mögen. Diese seichten Wasser an der südlichen Küste erweckten in mir immer die Vorstellung, daß der Süden von Nordamerika in dieser Beziehung von der Natur vernachlässigt und nicht dazu bestimmt sei, so groß und blühend zu werden als der Norden. Gegen Abend kam ein Dampfboot vorbei, das New-Orleans den Tag zuvor verlassen hatte, und dem, wie es scheint, ein Unglück zugestoßen war, das es so lange aufgehalten hatte, weil es sonst schon hätte in Mobile sein sollen. Ich wunderte mich, wie tief das Boot ging: es war nemlich der Rand des unteren Verdeckes in der Mitte des Schiffes mit der Oberfläche des Wassers beinahe gleich, und die Wellen schlugen daher fortwährend

hinein: es hatte augenscheinlich mehr Fracht, als es haben sollte, und die Passagiere waren gewiß einiger Gefahr ausgesetzt. In der Nacht fuhren wir durch den See Borgne, der in seiner Weise ganz der Meerenge entspricht, der wir bis jetzt gefolgt waren; seine Mündung hat bloß sechs bis acht Fuß Wasser, und Schiffe von hundert- undsechzig Tonnen sind außer den Dampfbooten, die selten tiefer als sechs Fuß und oft nur vier bis fünf gehen, die größten, die ihn befahren können. Am Morgen stand ich frühe auf und kam gerade noch zu rechter Zeit auf das Verdeck, um den Leuchthurm zu sehen, der an der Durchfahrt aus dem See Borgne in den See Pontchartrain erbaut ist. An dem anderen Ende dieses Passes auf einem kleinen Eilande steht ein Fort, das diesen Eingang in den See vertheidigt. Außer diesem Eingang, der Schiffe mit acht Fuß Wasser durchlassen kann, gibt es zwei andere mit sechs Fuß und weniger Tiefe, und an einem derselben ist auch ein Fort gebaut. Dieser See wird wohl der Nähe von New-Orleans wegen so sorgsam vertheidigt, denn außerdem scheint mir diese Wasserfläche wenig Bedeutung zu haben wegen der geringen Tiefe, die zwischen zehn und vierundzwanzig Fuß abwechselt. Lake Borgne und Pontchartrain sind eigentlich weiter nichts als Einbiegungen des Meeres, tiefe Bufen, sie haben beide salziges Wasser. Der Leuchthurm steht auf einer Erhöhung, die mir ganz ähnlich erschien wie der mound auf der Reis- pflanzung in Savannah. Ich fragte den Capitain nach der Beschaffenheit des Bodens, und erfuhr, daß er mit Muscheln gemischt sei, was meine Meinung von diesen Hügeln bestätigt, so wie auch der Capitain der Ansicht war, daß sie zwar von den Indianern bewohnt gewesen sein mögen, aber ein Werk der Natur, nicht der Eingeborenen sind. Wir sahen noch mehrere dieser mounds, von verschiedener Größe; die meisten waren mit Bäumen bewachsen, und zeichneten sich sehr vor dem umgebenden Marschlande aus. Das Fort ist auf einer künstlichen Grundlage gebaut, die viel Geld gekostet haben mag; es scheint gut angelegt zu sein und macht einen angenehmen Eindruck. An einer anderen Spitze desselben Eilandes, auf welchem das Fort steht, befindet sich das dazu gehörige Spital, wo früher ein spanisches Fort stand. Der Capitain erzählte mir, daß an der Küste des naheliegenden Festlandes sich Spuren eines indianischen Forts befänden, die in einem Erdwall bestehen, der die Form eines nicht ganz regelmäßigen Fünfeckes hat. Wie es scheint, ist

man bei Anlegung desselben den Grenzen des trocknen Landes gefolgt: die Umgebungen bestehen nehmlich aus Marschland. Ob das Fort von den Indianern errichtet worden, scheint beinahe zweifelhaft, weil die Indianer ihre Befestigungen hauptsächlich aus Holz zu machen pflegten und diese ganz aus Erde gemacht sein sollen. Vielleicht rührt es von den Spaniern her, die unter Velasquez de Soto im siebenzehnten Jahrhundert einen Entdeckungszug nach dem Thale des Mississippi von Florida gemacht haben.

Gegen neun Uhr des Morgens kamen wir an dem Seeende der Pontchartrain-Eisenbahn an: man hat nehmlich den See Pontchartrain mit New-Orleans sowohl durch einen Canal als durch eine Eisenbahn verbunden. Wir benutzten die letztere, und die Fahrt auf derselben war kurz; eine halbe Stunde genügte, die fünf bis sechs Meilen zurückzulegen. Der Sumpf, durch den uns der Weg führte, zeigte viele neue Pflanzen, namentlich auch eine Menge Irisarten, welche ganze Strecken bedeckten, und alle möglichen Farben von weiß bis schwarz hatten, nach denen sie meist gruppenweise beisammen standen. Aber alle standen so weit ab im Wasser, daß ich von vorne herein den Gedanken aufgeben mußte sie zu erhalten. Die Eisenbahn endet im unteren Theile der Stadt, der noch beinahe ganz von den Franzosen bewohnt wird. Wir fanden es ziemlich schwierig nach dem uns empfohlenen Wirthshause, Exchange-Hotel, zu gelangen, unser Karrenzieher brachte uns nach der Börse statt nach dem Börse-Gasthofe; endlich aber kamen wir glücklich dahin.

Mein erster Gang in New-Orleans war natürlich nach dem Flusse, „dem Vater aller Ströme:“ dieß ist nehmlich die Bedeutung des indianischen Wortes Mississippi. Wir konnten die Wasserfläche erst sehen, als wir auf den Damm gestiegen waren, der sich längs dem Ufer hinzieht; während nehmlich andere Flüsse tiefer liegen als das umgebende Land, so liegt dieser höher. Der erste Eindruck, den der Anblick dieses berühmten Flusses machte, war gar nicht so großartig als ich erwartet hatte. In den gleichförmigen, niedrigen, ebenen Ufern verliert sich die ungeheure Wassermasse, deren Größe man sich erst durch Ueberlegung bewußt wird, man hat nehmlich kein anschauliches Maß für die Breite und Tiefe des Flusses, indem sich nichts zum Vergleichen darbietet, denn die Schiffe am Ufer sind zu klein und die hin und her kreuzenden Dampffähren kommen nicht in Betracht; die Masse selbst endlich ist trotz ihrer Größe und Macht

ein zu einförmiger und todter Gegenstand, um zur lebhaften Bewunderung zu reizen. Die Breite des Flusses ist übrigens nicht so beträchtlich, als man vielleicht erwarten könnte; sie mag vierzehn bis sechszehnhundert Fuß betragen. Die Größe desselben begreift man erst, wenn man an seine Tiefe denkt, die an einigen Stellen über hundertsechzig Fuß und an den meisten über sechzig beträgt, und die am Ufer selbst so beträchtlich ist, daß vor Kurzem ein in Brand gerathenes Schiff ganz neben demselben versenkt worden war, an derselben Stelle, wo zu meiner Zeit ein Dreimaster lag. Auf die Tiefe kann man auch schließen aus der eigenthümlichen kreiselnden Bewegung des Wassers an der Oberfläche und aus der ruhigen, unwiderstehlichen Gewalt, mit der es sich dahin wälzt. Die Strömung ist nicht reißend; sie beträgt wohl selten mehr als vier Meilen die Stunde, und ist so ziemlich überall dieselbe; denn sie kennt keine Hindernisse.

Der Fluß macht bei der Stadt eine bedeutende Krümmung, und zwar liegt dieselbe an deren äußerer Seite. Die Reihe der Schiffe geht von einem Ende bis zum anderen, und es ist gar kein Grund vorhanden, warum die Länge der Stadt nicht noch immer zunehmen sollte, sobald es die Zunahme des Handels verlangt. Die Anzahl der am Ufer liegenden Schiffe ist sehr groß. Die Seeschiffe sind der Breite nach längs dem Ufer aufgestellt, meist drei und mehrere neben einander, indem die Beschränktheit des Raumes nicht jedem Schiff einen Platz am Ufer zu geben erlaubt. Die Dampfboote haben ihre eigene Stelle. Während ich da war, zählte ich deren gegen vierzig; manchmal, namentlich im Anfange des Frühjahres, sollen deren oft gegen hundert hier versammelt sein. Den Fischernachen, den kleinen Seeschiffen, den Mississippi Booten (flat boat) ist auch ein besonderer Platz eingeräumt. New-Orleans gegenüber fängt ein kleines Dorf an sich zu bilden: es sind dort auch Schiffswerften angelegt, und viele Schiffe werden immer dort ausgebessert. Die Verbindung zwischen beiden Ufern wird durch Dampffähren unterhalten.

New-Orleans zieht sich längs dem Flusse hin. Der älteste Theil der Stadt, der den Spaniern seinen Ursprung zu verdanken hat, bildet noch jezt den Mittelpunkt der Stadt, und wird nebst dem unteren Theil von den Abkömmlingen der Spanier und von Franzosen bewohnt, während der obere, neuere Theil ziemlich allein von den Amerikanern eingenommen wird. Im Rücken der Stadt

liegt der See Pontchartrain, der acht Fuß tiefer ist als der gewöhnliche Wasserstand des Flusses, so daß das zur Reinigung der Straßen aus dem Flusse herausgelassene Wasser von demselben weg nach dem See zu abläuft. Der Boden dacht sich allmählig von dem Ufer an ab, und alle Straßen sind tiefer als der Wasserspiegel des Flusses; was man deutlich merkt, wenn man von der Stadt nach dem Ufer zugeht. Der Damm, welcher den Fluß einschließt und den Namen *levée* führt, ist unbedeutend und entspricht gar nicht der Größe des Flusses: er ist niedrig, von geringer Dicke, und besteht nur aus aufgeworfener Erde, so daß ich mich oft wunderte, wie man einem so schwachen Erdwalle die Sicherheit einer Stadt anvertrauen könne. Sollte der Fuß irgendwo durchbrechen, so würde die Stadt mehrere Fuß hoch unter Wasser gesetzt werden.

Die Eigenthümlichkeit, daß das Land vom Flusse aus nach beiden Seiten hin sich abdacht, und gleichsam einen Bergrücken bildet, auf dem der Fluß läuft, erklärt sich ganz genügend auf folgende Art. Bei den jährlichen Ueberschwemmungen im Frühjahr bringt der Fluß eine große Menge Unrath, Schlamm, Erde mit sich, wovon sich der größte Theil in der Nähe des Flußbettes absetzt, während das sich weiter nach den Seiten hin ausbreitende Wasser weniger Unrath mit sich führt und absetzt. Der Boden in der Nähe des Flusses nimmt daher in einem geschwinderen Verhältniß zu, als das entfernter liegende Land; dieß ist so wahr, daß an dem ganzen unteren Theil des Flusses die Sümpfe erst ein bis zwei Meilen weit vom Ufer des Flusses anfangen, während das Land zunächst demselben angebaut werden kann, und nur durch Dämme gegen den hohen Wasserstand geschützt werden muß. New-Orleans liegt daher auch zwischen dem Flusse und einem Sumpfe und derselbe Fall ist mit dem Landstriche ober- und unterhalb der Stadt. Wie man auf der Karte sehen kann, bildet der Fluß mit seinem umgebenden Lande eine weit ins Meer hinauslaufende Landzunge, die noch größer erscheint, wenn man sich denkt, daß die beiden Seen Borgne und Pontchartrain nur durch das Hineintreten des Landes in den Golf gebildet worden sind. Die ganze Gegend um New-Orleans ist gewiß dem Meere abgewonnen, und vielleicht wird einst der ganze mexikanische Golf auf diese Art ausgefüllt und in eine prächtige Ebene verwandelt werden. Auf der einen Seite ist New-Orleans nur wenige Meilen von dem Meere entfernt; (den Lake Pontchartrain muß man nehmlich bloß als einen

Meerbusen ansehen, da er salziges Wasser enthält;) auf der anderen Seite, wenn man dem Flusse folgt, beträgt die Entfernung über hundert Meilen. Die Zeit erlaubte mir nicht bis an die Mündung des Flusses zu gehen; auch soll der Ausflug nicht sehr belohnend sein; der große, mächtige Strom verliert sich zwischen unabsehbaren Sümpfen und Marschländern in mehrere Arme, die ruhig schleichend sich ins Meer ergießen. Die Zunahme des Landes an der Mündung geht in einem fort vor sich. Die Baumstämme, die der Fluß aus den fernen Wäldern des Westens herunterbringt, sammeln sich hier an, und bilden einen Boden, auf welchem Rohr aufschießt: dieß erneuert sich, verfault, und bildet endlich genug Erde, um Bäumen als Boden zu dienen; diese wachsen, sterben, vermodern, und helfen die Erde vermehren; nun kommt die Hand des Menschen, die einen Damm aufwirft und dieses Land der Herrschaft des Flusses entzieht.

Zweiundvierzigstes Capitel.

New-Orleans. Die Verfassung und Polizei. Die Bauart. Exchange-Hotel. Die Theater. Die Creolinnen. Die beiden Börsen. Die Baumwollpressen.

Man hatte mir von dem Aeußeren von New-Orleans eine so abschreckende Schilderung gemacht, daß ich vielleicht desto eher geneigt war das Gegentheil zu finden; man hat mich aber auch versichert, daß die Stadt sich in den letzten sechs bis acht Jahren ungemein zu ihrem Vortheil verändert habe. Die Stadt ist jetzt in drei Gemeinden getheilt, die eine getrennte Verwaltung haben. Die erste begreift den ältesten Theil der Stadt mit der spanischen und französischen Bevölkerung; in der einen der beiden anderen sind beinahe bloß Amerikaner, und die dritte ist ziemlich gemischt zusammengesetzt. So lange ein gemeinsamer Stadtrath bestand, konnten die Amerikaner nichts gegen die Franzosen durchsetzen, aber seit der Trennung kann jede Gemeinde in ihrem Theile thun, was ihr gefällt: die Amerikaner fingen daher an ihre Straßen zu pflastern, reinlich zu halten, mit Laternen zu versehen u. s. w.; bei den Franzosen erwachte nun die National-Eifersucht, sie wollten nicht zurückbleiben, und so tha-

ten sie, was sie wohl sonst unterlassen hätten. Freilich bleibt noch immer viel zu verbessern übrig: viele Straßen sind noch ungepflastert, und auf die Reinlichkeit derselben sollte viel strenger gesehen werden. Da der Boden aus einer fetten fruchtbaren Erde besteht, so bildet sich beim Regenwetter ein tiefer Roth in den Straßen, der das Kreuzen derselben beinahe nicht erlauben will. Alle Straßen sind mit Seitenwegen versehen, die aber meist ein wenig zu schmal sind, was freilich in der geringen Breite der Straßen seinen Grund hat. Die Polizei soll früher sehr schlecht gewesen sein. Man konnte sich des Nachts kaum in eine unbesuchtere Straße wagen, ohne sich der Gefahr, beraubt oder ermordet zu werden, auszusetzen; und auch jetzt noch fallen viele Unthaten vor, namentlich auf der levée, wo die Matrosen und Schiffer ihr Spiel treiben. Während meines Aufenthaltes wurde in einer der nach der levée führenden Straßen ein Mensch erstochen gefunden. Die Polizei stellte einen Todtenbefund aus, und dabei blieb die Sache: Niemand kannte den Erstochenen und Niemand klagte daher. Die meisten Opfer solcher Mordthaten werden wohl dem Flusse anvertraut, der sie hinunter führt, ohne daß Jemand etwas von der ganzen Sache erfährt. Es drängen sich immer so viele Fremde in der Stadt zusammen, daß man das Verschwinden eines Einzelnen gar nicht merkt. Wer übrigens von Orten, wo ein Mann von Erziehung nicht hingehört, wegbleibt, der kann in New-Orleans so ruhig leben wie in jeder anderen Stadt; wer aber Nachts am Fluß phantasiren und die Natur bewundern, oder das Leben und Treiben des gemeinen Volkes mitmachen und beobachten wollte, würde sein Leben in Gefahr setzen. Mir fiel es nicht ein, an Orte der Art zu gehen und mit Leuten von so niedrigen Gewohnheiten Bekanntschaft zu machen, ich kam daher auch nie in den Fall, ein Beispiel von Streit oder etwas der Art zu sehen. Einige Stunden vor meiner Abreise den Fluß hinauf, ereignete sich eine Schlägerei, die so großartig war, daß ich das Nähere davon angeben will. Ein in New-Orleans wohnender Irländer, ein ziemlich berühmter Boxer, hatte einen Engländer, der als Boxer im Lande herumreiste, auf einen Faust-Zweikampf herausgefordert, der Engländer hatte die Herausforderung angenommen, und in New-Orleans sollte der Kampf Statt finden. Eine große Menge Zuschauer hatten sich versammelt, um den Ausgang dieses Zweikampfes zu sehen. Der Engländer war, wie es schien, dem Irländer überlegen und der

Sekundant des letzteren, der dieses sah, stellte sich immer vor seinen Kämpfer und parirte zum Theil die Schläge des Engländers. Dieser hieß ihn in den Schranken seines Amtes bleiben, und schlug ihn, als er wieder vortrat, zu Boden, indem er erklärte, auf diese Art könne kein Kampf Statt finden. Die Irländer, die sich in großer Anzahl eingestellt und auf ein Ereigniß der Art mit Stöcken gerüstet hatten, fielen über den Engländer her, der sich heldenmässig gegen die Uebersahl vertheidigte, auch unter dem Volke Landsleute und Helfer fand, und glücklich durch die Dazwischenkunft eines Herrn in dessen Wagen entkam. Obgleich die Ursache entfernt war, so hörte der Streit doch nicht auf: die Irländer und Engländer fuhrten fort sich zu prügeln, der Kampf dauerte mehrere Stunden und endete nicht eher, als bis alle müde waren. Die Polizei zeigte sich nicht, bis zuletzt: sie mochte sich wohl vor der Menge der Irländer fürchten, die in der Stadt als Arbeiter sich aufhalten und meist zum Gefindel gehören. Auftritte dieser Art sollen öfter in New-Orleans vorkommen. Die Irländer scheinen eine besondere unverwundliche Neigung zu Prügeleien zu haben, und wo es Glieder dieser Nation und geistige Getränke gibt, da wird es wohl auch nie an solchen fehlen. Unter den Franzosen kommt es höchst selten zu Prügeleien, sie duelliren sich daher sehr häufig. Die gemeinen Amerikaner greifen zu ihren Messern, von denen sie oft einen großen Mißbrauch machen: sie bedienen sich des berühmten *boyon knife*, das mit einem großen Fleischermesser verglichen werden kann.

Unter den sehenswürdigen Gebäuden der Stadt zeichnet sich die alte spanische Cathedrale aus, die in der Mitte der Stadt gelegen ist. Die meisten der umgebenden Häuser sind in einem ähnlichen Styl gebaut, namentlich die zu beiden Seiten stehenden, die gleichsam die Flügel der Kirche bilden. In diesem Theile der Stadt zeigen sich ganze Straßen voll schmaler Häuser mit hohen Fenstern und Altanen, meistens unten mit Kaufläden versehen, die mich ganz an eine französische Provinzialstadt erinnerten. Die eigentlichen Wohnhäuser der Creolen, (so nennt man bekanntlich die in Louisiana geborenen Abkömmlinge der Franzosen und Spanier) liegen meistens in den hinteren mehr vom Flusse entfernten Straßen und sind einstöckige Gebäude, die im hohen spizen Dache gewöhnlich eine oder zwei Reihen Mansarden haben, sehr einfach eingerichtet sind und wenig Bequemlichkeit darbieten. Die Hausthüre führt gleich

in die Stube, und die Treppe nach den Mansarden geht auch von dort aus. Viele der Reichern wohnen noch jetzt in solchen Häusern. In dem amerikanischen Theil der Stadt sieht es ganz anders aus. Die Straßen sind da breiter und regelmäßiger, namentlich macht die sogenannte Canalstraße einen guten Eindruck. Statt des Canals, von dem sie zwar den Namen führt, der aber nicht vorhanden ist, befindet sich in der Mitte eine Reihe von Bäumen. Es stehen hier mehrere ansehnliche Privatwohnungen; zu den ausgezeichneten Gebäuden in diesem Quartier gehört das St. Charles-Theater und das Exchange-Hotel.

Das letztere besonders ist in jeder Beziehung ein großartiges Gebäude. Es ist in der Mitte mit mehreren steinernen Säulen verziert, unter denen zwei Treppen in den ersten Stock führen. Innen gelangt man in einen prächtigen runden Saal, wo auf der einen Seite der Schenktisch, auf der anderen das Bureau ist; der übrige Raum ist zum Spazierengehen, Lesen, Sprechen u. s. w. bestimmt. Dieser Saal findet sich in einem runden Thurme, der in den Hof hineingebaut ist und dessen oberer Theil noch Zimmer enthält, die freilich die unzweckmäßige keilsförmige Form haben. Zu ebener Erde findet sich ein ähnlicher nur nicht so hoher und so geschmackvoll verzierter Saal, in welchen von der Straße her drei Thürme führen, die sich zwischen den beiden Treppen, die von außen nach dem ersten Stock hinaufgehen, und unter den Säulen befinden. Zu meiner Zeit war der obere Saal noch nicht fertig, an dessen Stelle der untere einstweilen benutzt wurde; künftig aber sollte der obere bloß für die im Hause wohnenden Herren bestimmt sein, während im unteren Leute aus der Stadt sich einfänden, um, wie es in New-Orleans Sitte ist, ein Zwölf-Uhr-Brod einzunehmen, bestehend in kaltem Fleisch und Getränken, insbesondere dem sogenannten Julep, der aus Münze mit Brantwein, Zucker und Eis bereitet wird. Zur Linken von diesen zwei Sälen findet sich der Männertheil, zur Rechten der der Damen, der übrigens einen anderen Eingang hat, so daß die Frauenzimmer nie durch diese Wirthsstube zu gehen brauchen. Der Eßsaal auf der Männerseite ist ungemein geräumig, von guten Verhältnissen und einen recht gefälligen Eindruck machend. Er ist von zwei Reihen Säulen getragen, durch welche die Tische unterbrochen werden; in der Mitte aber könnte noch ein dritter Tisch Platz finden, und zur Noth ein vierter. Das Essen war gut und

die Auswahl in Speisen größer, als ich sie in irgend einem andern Gasthose in den Vereinigten Staaten fand; die Bedienung war so zahlreich, daß auf vier Herren ein Aufwärter kam. Mit Suppe und Fleisch wurde angefangen; dann kamen die Braten, Gemüse u. s. w.; für den Kuchen und die Puddinge wurde abgedeckt, und den Schluß machte ein Dessert aus frischem und aufbewahrtem Obste. Wenige Gäste aber hielten bis ans Ende aus, die meisten entfernten sich nach dem Pudding. Ich fand unter den vielen aus den nördlichen Staaten anwesenden Gästen einige Bekannte, und brachte meine Tage recht angenehm zu.

Im St. Charles-Theater war gerade damals italiänische Oper, und ich wohnte einige recht guten Aufführungen bei, fand es aber ziemlich leer. Die damals eingetretene Handelskrise hatte besonders die Amerikaner getroffen, welche dieses Theater vorzüglich begünstigten, auch war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt. Die Franzosen haben ein Theater, wo Vaudevilles, Dramen und Opern gegeben werden. Bei jedesmaligem Besuche fand ich das Haus gebrängt voll; es ist aber auch nicht so geräumig wie das andere Theater. Hier sah ich denn die hübschen Creolinnen, die in der That mit ihren schwarzen Augen und dunkeln Haaren recht niedlich und anmuthig sind, während ihre Gesichtszüge weniger schön zu nennen sind. In den beiden Theatern, deren Publikum mir gleichsam die beiden Volksstämme repräsentirte, fiel mir ein charakteristischer Unterschied auf: im St. Charles-Theater waren die Damen glänzend gepuht, zum Theil überladen, während in dem anderen sie sich sehr durch geschmackvolle Einfachheit auszeichneten. Selbst auf der Straße konnte man sicher sein, daß jede sehr gepuhte Dame eine Amerikanerin war. Die Sitten-Einfachheit der Creolen scheint auch auf die Kleidung ihrer Frauen und Töchter übergegangen zu sein.

Die Trennung zwischen Amerikanern und Creolen geht so weit, daß beide Nationen sich besondere Börsen erbaut haben, die der Amerikaner steht schon mehrere Jahre, und ist ein sehr schönes, seinem Zwecke vollkommen entsprechendes Gebäude; die der Franzosen ist noch nicht fertig. Ich sah die innere, noch nicht vollendete Halle, wo die Geschäfte abgemacht werden sollen, welches ein äußerst schöner Saal werden wird. Bis jetzt versammeln sich die Franzosen noch in einem Caffeehause in der Mitte der Stadt nach guter alter Weise.

Sehenswürdige Anstalten sind die beiden Baumwollpressen, von denen ich bloß die im unteren Theile der Stadt gelegene besuchte. Hier werden die Baumwollballen, die wenig gepreßt von den Pflanzungen nach New-Orleans kommen, auf zwei Dritttheile ihres Umfanges zusammengedrückt. Es sind in der Anstalt drei Dampfmaschinen, die jede zwei Doppelpressen in Bewegung setzen, und es können in einem Tage tausend Ballen gepreßt werden. Für die Aufnahme der Ballen, die oft lange liegen bleiben, ehe sie gepreßt werden, sind lange Schuppen errichtet, die das Viereck vervollständigen, in welchem die Pressen angebracht sind; außerdem sind auf der einen Seite noch kleinere Höfe mit einschließenden Schuppen angefügt, wo ebenfalls Baumwolle aufbewahrt wird. Die Kosten für einen Ballen betragen einen Thaler und da jährlich über sechshunderttausend Ballen von New-Orleans ausgeführt werden, so würde dieß für beide Pressen eine Einnahme von sechshunderttausend Thalern machen, im Fall nehmlich alle Ballen gepreßt werden, was freilich wohl nicht geschieht. Der Vortheil für die Kaufleute, der ihnen reichlich die Auslagen ersetzt, besteht darin, daß sie ein Dritttheil mehr Baumwolle auf ein Schiff laden können, und daher ein Dritttheil Fracht ersparen. Die Anzahl der Arbeiter, Kartentreiber, die durch dieses Pressen, Hin- und Herfahren der Ballen ihre Nahrung verdienen, ist ungemein groß, ihre Bezahlung ist gut, und wollen sie sparen, so können sie leicht ein Stümmchen sammeln. Das thun aber nicht alle, wie folgendes Geschichtchen zeigt, das man mir erzählte. Mehrere Matrosen liefen von ihren Schiffen weg, und verdingten sich als Arbeiter, um Ballen auszuladen, womit sie täglich zwei bis drei Thaler verdienten. Sie setzten dieß einige Zeit fort, und entsagten allen unnöthigen Ausgaben, bis sie zweihundert Thaler beisammen hatten. Aber diese Summe verjubelten sie in einem Tage, und fingen dann nach Beendigung des Ragenjammers von Neuem an zu arbeiten und zu sammeln.

Dreihundvierzigstes Capitel.

Ausflug auf eine Zuckerpflanzung. Gastfreiheit der Creolen. Das spanische Dorf.
Lage der Zuckerpflanzung. Beschreibung der Pflanzung Bau des Zuckerrohrs.

Um die Umgebungen von New-Orleans ein wenig kennen zu lernen, nahm ich die Einladung eines mir bekannten Reisenden, ihn auf einem Ausfluge nach einer Zuckerpflanzung zu begleiten, mit vielem Vergnügen an. Die Pflanzung war ungefähr sieben Stunden entfernt, und die Art, wie wir dahin gelangten, war ganz charakteristisch für die Sitten der Creolen. Ein französischer Kaufmann von New-Orleans, an den mein Freund einen Brief hatte, ersuchte einen Bekannten um seinen Wagen für uns, und dieser stellte ihn gleich zu unserer Verfügung. Zugleich gab er uns einen Brief an einen am Wege wohnenden Pflanzer mit, den er bat, uns mit seinen Pferden und Wagen bis nach unserem Ziele zu schaffen. Auf diese Weise sollten wir mit Hülfe creolischer Gefälligkeit unsere Reise ganz kostenfrei machen. Unser Weg folgte anfangs dem Flusse; bald fuhrn wir ziemlich in gleicher Höhe mit demselben auf einer Art von Damm, bald bedeutend tiefer; und oft konnte man vom Wagen aus den Fluß kaum übersehen, so viel höher war er als wir. Ich war entzückt über die lieblichen Gärten, die auf die Vorstadt folgten. Es waren meist Gemüsegärten, aber sie hatten immer Magnolien, Catalpen und ähnliche Bäume als Verzierungen. Die einstöckigen und mit Plätzen umgebenen Wohnhäuser lagen meist lieblich versteckt hinter grünen Umgebungen. Ungefähr zwei Stunden vor der Stadt fingen die Pflanzungen an, von denen aber mehrere unbebaut waren, weil man im vergangenen Jahre eine Stadt dort hatte anlegen wollen; durch die letzte Krise war dieses Unternehmen gescheitert; und obgleich der Speculant seine Grundstücke gut verkauft haben mag, so wird er wohl Mühe haben sein Geld zu bekommen und vielleicht genöthigt sein, theilweise sein Land an Zahlungsstatt zurückzunehmen. Unsere Fahrt war in jeder Beziehung angenehm, ein unterhaltender Weg, rasche Pferde und ein freundlicher Kutscher. Auf meine Fragen in Englisch und Französisch konnte er nicht recht antworten, und da fand es sich denn, daß er ein Wadenser war, der nach Beendigung seiner Dienstjahre

als Dragoner nach Amerika ausgewandert war, und dort eine für einen abgedankten Soldaten sehr glückliche Zukunft vor sich sah; denn sein Herr zahlte ihm monatlich fünfundvierzig Thaler bei freier Kost und Wohnung. Nach ungefähr einer halben Stunde gelangten wir nach der Pflanzung, an dessen Eigenthümer wir den Brief hatten. Wir fanden ihn zwar nicht zu Hause, dieß brachte uns aber nicht aus der Fassung; wir übergaben den Brief dem Sohne, den wir im Garten aufsuchten, und trugen ihm unser Anliegen vor. Nachdem er den Brief gelesen, führte er uns ins Haus und stellte uns seiner Mutter vor, einer runden Frau mit schönen schwarzen Augen und Spuren früherer Schönheit. Die Dame sprach kein Englisch, ich suchte daher mein Französisch hervor, um ihr unser Begehren vorzutragen. Sie war höchlich erfreut, uns einen Gefallen thun zu können, und fragte nur, auf wie viele Tage wir die Pferde und den Wagen behalten wollten. Ich beruhigte sie und versprach sie am nächsten Morgen zurückzuschicken. In einer Stunde waren Pferde, Wagen und ein Sklave als Kutscher zu unseren Diensten bereit. Wir suchten den gefälligen Leuten auf die höflichste Weise unsere Dankbarkeit auszudrücken, und verließen sie, hoch erfreut, eine so angenehme Erfahrung gemacht zu haben. Diese Gastfreiheit und Gutmüthigkeit nebst einer gewissen Heiterkeit und Vergnügungsliebe gehören zu den eigenthümlichen Charakterzügen der reichen Zuckerplanzer Louisiana's von creolischer Abstammung, die sich übrigens nicht durch große Bildung auszeichnen. Sie sollen im Ganzen sehr arbeitssam sein, scheinen aber nicht viel vom Pflanzungs-Geschäfte zu verstehen und sollen sich daher nicht solcher Erfolge rühmen als manche Amerikaner, die sich in den letzten funfzehn bis zwanzig Jahren in Louisiana angesiedelt haben. Die meisten dieser Creolen sind reich und mehrere haben bedeutendes Vermögen; sie leben aber ziemlich einfach, und bleiben gewöhnlich das ganze Jahr hindurch auf ihren Pflanzungen. Hauslehrer sind bei ihnen eine Seltenheit, und wenn sie ihre Kinder nicht nach dem Norden in die Schule schicken, so bleiben dieselben ziemlich ungebildet; denn von den Dorfschullehrern, wenn es solche gibt, werden sie wohl nicht viel lernen können.

Unser Weg wandte sich bald vom Flusse ab; denn, wie es scheint, setzt sich der angebaute Landstrich nicht viel weiter am Flusse fort. Wir folgten einem kleinen Bache oder sogenannten Bayou, der von den nächsten Umgebungen das Mississippi nach dem Lake

Borgne zufließt und auf dessen beiden Seiten das urbare Land liegt. Bald kamen wir durch ein spanisches Dorf, das vor mehr als hundert Jahren von einem Gouverneur der damals zu Spanien gehörenden Provinz gegründet wurde. Die großen Plantagen mit den zahlreichen Negerhütten und den großen Zuckerhäusern hörten hier auf. Kleine erbärmliche Hütten standen auf beiden Seiten des Weges hinter Gebüsch von Feigenbäumen; einige wenige Häuser zeichneten sich durch mehr Reinlichkeit und Geräumigkeit aus; aber die umgebenden Gärten gaben auch den schlechten Hütten ein besseres Ansehen, und deuteten große Liebe für Blumen an, was immer erfreulich zu sehen ist. Diese Spanier sind bis zur Vereinigung der Provinz mit den Vereinigten Staaten auf demselben Flecke stehen geblieben; erst seit dieser Epoche zeigt sich mehr Regsamkeit unter ihnen; der englisch-amerikanische Geist findet bei ihnen Eingang. Sie fangen an Verbesserungen anzunehmen, bauen sich bequemere Häuser, sind fleißiger, sparsamer, und suchen höher hinaufzukommen, was ihnen früher nie in den Sinn kam. Wohl möglich, daß in Zeit von zwanzig Jahren diese ärmliche Gemeinde sich in einem blühenden Zustande befinden wird. Ob das unruhige Treiben der Erwerbsthätigkeit und die Verbesserung ihrer äußeren Umstände sie glücklicher machen wird, ist eine große Frage: wahrscheinlich sind sie jetzt als Wagentreiber so glücklich und glücklicher, als sie sein werden, wenn sie Eigenthümer von sechzig Sklaven und vierhundert Aekern des besten Landes geworden sind; aber in jedem Fall wird die Betriebsamkeit und der Wohlstand eine Verbesserung ihres geistigen Bildungsstandes zur Folge haben.

Bald nachdem wir das Dorf verlassen und an einigen Pflanzungen vorbeigefahren, führte unser Weg von der Hauptstraße, die etwa eine Stunde weiter südlich geht, nach Nordosten ab. Die Pflanzung, die wir zu besuchen gingen, liegt an der Grenze des urbaren Landes und wird ringsum von Sümpfen eingeschlossen. Die nächste Pflanzung ist über eine Stunde weit von ihr entfernt und sie hat keine näheren Nachbarn. Das einstöckige Haus ist auf einem sogenannten mound erbaut, liegt aber nur in der Mitte auf demselben auf, während es an den Seiten auf Säulen von Backsteinen ruht, so daß der größte Theil desselben hohl liegt. Es hat sechs Zimmer, vier an den Ecken, und zwei in der Mitte, in die sich die hintere und vordere Thür öffnet. Eine breite Gallerie geht

um das ganze Gebäude herum: zwei Ecken derselben sind mit Brettern verschlagen und zu kleinen Kammern benutzt; eine dritte Ecke dient als Sommerspeisesaal und ist mit Gazen versehen, der berüchtigten Moskitos wegen. Die Küche u. s. w. sind in besonderen Gebäulichkeiten hinter dem Wohnhause. Die nächsten Umgebungen sind sehr malerisch. Auf einer Wiese in geringer Entfernung stehen mehrere alte, ehrwürdige, immergrüne Eichen, große majestätische Bäume, ganz mit dem grauen Baummoose überhangen, im Hintergrunde sind mehrere Magnolien, Catalpen und kleine Feigenhaine. Die Drangenwälder sind leider erst im Werden; die alten Bäume wurden vor mehreren Jahren durch den Frost getödtet. Die Catalpen waren gerade in voller Blüthe, und zeigten eine Pracht und einen Reichthum von Blumen, wie ich sie nie in den nördlichen Staaten wahrgenommen habe. Ohne Zweifel muß man sie zu den schönsten Blumenbäumen rechnen, und sie werden wohl blos von den Magnolien übertroffen. Sie bilden keine so schöne Bäume, wie diese, sind niedriger, und haben nicht so schönes Laub. Die Magnolien fingen gerade an einige Blumen zu öffnen, die unter den saftig grünen Blättern einzelne große, weiße Punkte bildeten, sich aber noch zu sehr unter der Masse des Grüns verloren, um eine bedeutende Wirkung hervorzubringen.

Wir wurden von dem Eigenthümer der Pflanzung, einem Amerikaner, und Colonel in der Miliz, mit vieler Güte aufgenommen, und in seiner und seiner lebenswürdigen Familie Gesellschaft verlebten wir einige recht angenehme Tage. Das Wetter war sehr günstig; nur in der Mitte des Tages wurde die Hitze manchmal ein wenig zu drückend. An dem Tochtermanne des Colonel fand ich einen Liebhaber der Botanik, und war daher auch in dieser Beziehung in sehr gute Hände gerathen. Unsere Ausflüge in die Umgegend machten wir gewöhnlich zu Pferde, und meist kehrten wir mit neuen Pflanzen bereichert zurück. Jedoch waren wir in unseren Excursionen etwas beschränkt; die einschließenden Sümpfe ließen uns nicht viel Spielraum. Gleich hinter dem Hause fängt ein waldiger Sumpf an, der sich bis zu einer halben Meile vom See Borgne erstreckt, wo das Marschland beginnt: ein aufgeworfener Weg führt durch dasselbe, der aber kaum über hohen Wasserstand erhaben ist. Der Bayon, dem wir gefolgt waren, nachdem wir das Ufer des Mississippi verlassen hatten, ergießt sich, das Marschland durchschnei-

dend, zwei Meilen vom Wohnhause in den See; an dessen Ufer führt ein Weg hin, den wir öfter auf unseren Wanderungen einschlugen. In diesem Bayou sah ich die ersten Alligatoren; diese Unthiere liegen meist an dem schlammigen Ufer, und so wie man sich nähert, gleiten sie ins Wasser, das sie bald dem Blicke entzieht. Der eine, den ich sah, war gewiß sechs Fuß lang, und nach meiner Schätzung betrug die Breite des Baches an der Stelle nicht viel mehr. Am Strande des Sees ist das Ufer sehr hoch, ganz von Muscheln gebildet, und wie es ziemlich deutlich zu sehen ist, vom Wasser aufgeworfen. Bei der Fluth ist das hinten anliegende Land zum Theil überschwemmt, so daß das Ufer gleichsam eine längliche Insel bildet, die nur durch jenen durch den Sumpf führenden Weg mit dem rückliegenden Lande verbunden ist. Dieser Strand erinnerte mich wieder an den mound auf der Reispflanzung in der Nähe von Savannah, und bestärkte mich in der Vermuthung, daß diese Art von Hügeln von der Natur gebildet sind, die einzige Schwierigkeit, welche dieser Erklärung entgegen steht, liegt in der runden Form der Hügel; aber diese konnten die Indianer einer schon bestehenden Erhöhung gegeben haben. Dieser Strand zieht sich gegen Südosten mehrere Meilen hin, an manchen Orten ist er ziemlich breit, und zeigt hübsche Bewaldung. Unter den Bäumen waren Eichen, Weiden, Uthorne und zwei Arten Sumach (*Rhus typhina* und *toxicodendron*). Die frische Seeluft und der Schatten machen den Aufenthalt am Strande sehr angenehm; auch soll er sehr gesund sein, und bietet zugleich einen angenehmen Badeplatz dar. Der Colonel und seine Freunde haben beschlossen sich daselbst Sommerhäuser zu bauen, um einige Monate der heißen Jahreszeit da zuzubringen. Während meines Aufenthaltes wurde am Sonntage dort in Gesellschaft mehrerer benachbarter Pflanzer zu Mittag gegessen, die zugleich Pferde und Wagen hingeschickt hatten, um den durch das Marschland führenden Weg zu verbessern; was ein zweckmäßiger Anfang für den zukünftigen Sommeraufenthalt war. Essen und Trinken brachten wir mit, eine ländliche Tafel wurde unter den Bäumen aufgeschlagen, und wir verlebten einige recht heitere Stunden. Die andern Pflanzer, alle Creolen, hatten ihre Aufseher und andere Schützlinge, Fleischer, Wirthe u. s. w. mitgebracht, was freilich unserem Wirthe, einem Aristokraten aus Süd-Carolina, gar nicht angenehm zu sein schien. In dieser Beziehung besteht nemlich ein großer Unterschied zwischen den

Creolen und den Amerikanern. Die letzteren würden nie daran denken, Leute dieser Art bei solchen Gelegenheiten mitzubringen, so wie sie überhaupt eine ganz andere Stellung gegen sie behaupten, sie nicht in ihren Familienkreis aufnehmen, und sie nicht einmal am Tische essen lassen. Die Creolen dagegen behandeln sie ganz als ihres Gleichen, ziehen sie in ihre Familien, und machen sich bei Schmausereien mit ihnen lustig. Freilich gewinnt ihr geselliger Kreis dadurch gar nicht; denn im Ganzen sind diese Aufseher rohe Menschen, ohne Bildung und Erziehung, die auf den Ton der Gesellschaft einen sehr nachtheiligen Einfluß haben.

Auf der Pflanzung unseres Gastfreundes gibt es keinen Aufseher. Die Leitung des Ganzen liegt in seinen eigenen Händen; sein zweiter Sohn ist ihm bei der Ausführung behülflich, und die Stelle eines Aufsehers wird von einem Sklaven bekleidet, einem äußerst zuverlässigen Menschen, der im Sommer, wenn der Colonel mit seiner Familie weggeht, oft die Aufsicht über die ganze Pflanzung allein in Händen hat. Der Colonel, der für den besten und erfolgreichsten Pflanze in der ganzen Umgegend gilt, hat alles in einen so regelmäßigen Gang gebracht, daß ihm ein Morgenritt von ein bis zwei Stunden (gewöhnlich genügt, um sich zu überzeugen, daß Alles in Ordnung ist, während seine Nachbarn halbe Tage auf dem Felde zubringen, oft selbst Hand anlegen und doch nicht so viel erreichen wie er. Bei den Creolen besteht noch die alte Einrichtung, daß die Sklaven in Haufen arbeiten, während unser Amerikaner den Seinen Aufgaben gibt; was die Sache schon viel einfacher macht und die Aufsicht erleichtert.

Während meines Aufenthaltes auf der Pflanzung bekam ich auch einige Einsicht in den Bau des Zuckerrohrs. Dieses Rohr ist eine zweijährige Pflanze, was den Stamm betrifft, denn die Wurzel ist ausdauernd und wird alle zwei Jahre verpflanzt. Das Pflanzen beginnt im Februar, und dauert bis in den März hinein, je nachdem die Witterung günstig ist, und die Vorbereitung der Felder früher oder später beendigt ist. Am Ende des ersten Jahres wird das Rohr vom Grunde abgeschnitten, im zweiten Jahre schlägt es wieder von den Wurzeln aus, ohne daß ein Umpflanzen nöthig ist. Der eine Theil einer Zuckerpflanzung ist daher immer neuangepflanzt; und ein zweiter Theil im zweiten Buchse. Bei unserem Wirthe ist so zu sagen die Dreifelderwirthschaft eingeführt, und ein letzter drit-

ter Theil mit Welschkorn bepflanzt, welches die Creolen zwischen die Zuckerreihen hineinzupflanzen pflegen. Aber der Colonel glaubt, daß die Abwechslung besser sei, indem beide Pflanzen sich gegenseitig beinträchtigen. Man pflanzt gewöhnlich zwei Arten von Rohr, das gewöhnliche und das sogenannte otahaitische; letzteres kommt viel später heraus, wächst aber außerordentlich schnell und soll eine äußerst ergiebige Pflanze sein; das erstere ist früher, wächst aber langsamer.

In dieser Breite, wo der Frost das Rohr in jedem Winter tödtet, kommt die Pflanze nie, wie in Westindien, zur Blüthe und Frucht (obgleich der Colonel mit Glück den Versuch gemacht hatte, das Rohr zweiundzwanzig und dreiundzwanzig Monate zu erhalten); ja es erhält nicht einmal der ganze Stamm seine Reife, sondern vielleicht nur drei bis vier Fuß hoch: der übrige Theil enthält keinen oder zu wenig Zucker und muß wie die Blätter entfernt werden, bevor das Rohr zur Presse kommt. In Westindien gelangt die ganze Pflanze zur Reife, und man gewinnt daher dort viel mehr Zucker als in Louisiana. Die Production in den beiden Ländern steht ungefähr im folgenden Verhältniß: ein Acker in Westindien gibt drei bis vier hogs (auf ein hog rechnet man dort eintausend-achthundert Pfund Zucker), und in Louisiana gewinnt man bloß ein und ein halb bis zwei hogs, das hog zu achthundert bis eintausend Pfund gerechnet. Aber die Pflanzler in Westindien brauchen viel mehr Neger, und verstehen das Ganze nicht so gut zu leiten, so daß sie sich doch nicht viel besser als die Pflanzler in Louisiana stehen sollen. Man muß wohl darauf achten, das Rohr zu gehöriger Zeit zu schneiden, ehe der Frost kommt, der, weil er den Zuckerstoff vernichtet, oft die ganze Erndte verdirbt. Zum Auspressen benutzt man jetzt allgemein Dampfmaschinen, die viel rascher und größere Quantitäten auf einmal pressen. Die Rohrstäbe werden, ehe sie zur Presse kommen, von den umschließenden Blättern etwas gereinigt, dann in eine Rinne gelegt, deren Boden aus quer liegenden, mit Gelenken an einander gefügten und durch Walzen in eine kreisförmige Bewegung gebrachten Brettern bestehen. Durch diese wird das Rohr fortgeschoben und gelangt so zur Presse. Der ausgepreßte Saft wird in verschiedenen Kesseln abgedampft, in großen platten Gefäßen gereinigt, vom Syrup getrennt, in Fässer gefüllt und in eigenen Kellern der Krystallisation überlassen, welches letztere drei Monate Zeit fordert, aber in Westindien der größeren Hitze wegen viel rascher vor

sich geht. Auch haben die dortigen Pflanze den großen Vortheil, daß sie mit dem ausgepreßten Rohr das Feuer zur Bereitung der Hälfte des Saftes bestreuen können, was hier nicht angeht, weil das Rohr nach dem Auspressen nie trocken genug ist, um die nöthige Hitze hervorzubringen.

Der Colonel war nicht nur so gütig, mir das Verfahren beim Zuckerbau im Allgemeinen zu erklären, sondern mir auch vertrauliche Mittheilungen über den bisherigen Erfolg seiner eigenen Pflanzung zu machen, wobei er mir große Einsicht in das ganze Geschäft zu beweisen schien.

Er hat die Pflanzung selbst angelegt, und das Land, das er dazu wählte, war mit einem dichten Walde und zum Theil mit Sumpf bedeckt. Als er es kaufte, glaubten alle Nachbarn, es sei nicht möglich dasselbe zum Zuckerbau zu benutzen, weil es zu feucht sei; er bewies aber, daß er seine Wahl mit vieler Umsicht getroffen hatte, und wußte durch Abzugsgräben und Dämme das Wasser zu entfernen und die fruchtbarste Pflanzung herzustellen. Er machte vom ersten Jahre an immer fort bessere Erndten als seine Nachbarn. Freilich liegt das Land etwas tief, und ist bei hoher Fluth einer Ueberschwemmung vom Lake Borgne ausgesetzt; bekanntlich aber macht das Seewasser das Land geradezu unfähig Zucker zu erzeugen. Wirklich traf unseren Colonel vor einigen Jahren das Unglück, daß ein heftiger Sturm alles sein Land mit Seewasser überschwemmte, welches machte, daß er mehrere Jahre hindurch seine Erndte wegwerfen mußte.

Bierundvierzigstes Capitel.

Bemerkungen über Gesundheit der Lage. Der spanische Ball. Botanische Ausflüge.

Merkwürdig war mir diese Pflanzung in Hinsicht auf die Gesundheit der Lage. Es sind hier schmale Streifen bebauten Landes zwischen hohe ansehnliche Wälder, welche Sümpfe verdecken, eingezwängt, und man sollte meinen, daß eine solche Lage sehr ungesund wäre; aber die Erfahrung hat es nicht bewiesen, und es scheint, als

wenn im Thale des Mississippi und in dessen Nähe in Bezug auf die Gesundheit einer Lage ganz andere Bedingungen Statt fänden, als an der atlantischen Seite der Vereinigten Staaten. In Süd-Carolina würde es die größte Tollkühnheit sein, den Sommer an einem so ganz von Sümpfen umgebenen Orte zuzubringen, und Fieber und Tod würde die unvermeidliche Folge sein; hier ist es aber nicht der Fall. Der Colonel denkt nie daran, der Gesundheit seiner Familie wegen während der heißen Sommermonate einen Aufenthalt im Norden zu machen. Daß die die Pflanzung umgebenden Sümpfe noch größtentheils mit dichten Wäldern bedeckt sind, mag ein Grund sein, warum sich in denselben keine schädlichen Ausdünstungen oder doch nicht in so bedeutendem Grade entwickeln, daß sie auf die in der Nähe Wohnenden einen nachtheiligen Einfluß äußern könnten. Es ist bekannt, daß die Entwicklung der schädlichen Ausdünstungen der Sümpfe hauptsächlich durch die Einwirkung der Wärme befördert wird, unter deren mächtigem Einflusse die Fäulniß animalischer und vegetabilischer Substanzen, deren Producte die Ausdünstungen wohl im Ganzen sind, viel rascher vor sich geht. Daher kann man sich erklären, warum Indianer und Jäger, die oft lange Zeit in solchen Sümpfen zubringen, nichts von diesen schädlichen Einwirkungen empfinden. Daß sie dafür unempfindlich sind, kann man nicht annehmen; viel wahrscheinlicher ist es, daß in diesen ungelichteten Wäldern und Sümpfen sich wenig schädliche Ausdünstungen entwickeln. Die einsamen Ansiedler dagegen, die sich am Mississippi mit Holzmachen beschäftigen und meistens an gelichteten Stellen mitten in den durch ihre Art zum Theil gefällten Wäldern wohnen, sind allen schädlichen Einwirkungen der Ausdünstungen der Sümpfe ausgesetzt, wovon ihr kränkliches Aussehen zeugt, während sie wohl eben so sehr als Jäger und Indianer auf einen kräftigen Körperbau und eine abgehärtete Constitution trogen können. Bei Berücksichtigung der Lage der Pflanzung muß man freilich die Nähe des Lake Borgne nicht vergessen. Salzluft scheint im Allgemeinen eine den Miasmen entgegenarbeitende Wirkung zu haben; wenigstens zeigt sich dieß beinahe in allen Seestädten; und wäre nicht die Plage des gelben Fiebers mit einer Lage an der Seeküste, namentlich in südlicheren Breitengraden, verbunden, so wären gewiß im Allgemeinen Seestädte gesünder als Landstädte.

Man spricht so viel von der ungesunden Lage von New-Or-

leans, daß folgende Bemerkungen für den Leser wohl nicht ohne Interesse sein werden. Durch Berechnungen, die sich auf offizielle Angaben stützen, hat vor Kurzem ein gewisser Dr. Barton aus New-Orleans zu beweisen gesucht, daß diese Stadt für die eingeborene Bevölkerung die gesündeste große Stadt in den Vereinigten Staaten ist, und daß die Sterbelisten derselben meist durch die fremden Bewohner gefüllt werden. Er hat vergleichende Berechnungen angestellt über das Verhältniß der Kinder und Greise zu der ganzen übrigen Bevölkerung in New-Orleans und in anderen Städten der Vereinigten Staaten, wie Boston, New-York, Philadelphia, Baltimore, und weist durch Zahlen nach, daß es in New-Orleans verhältnißmäßig mehr Kinder und hundertjährige Greise gibt, als in irgend einer anderen Stadt der Union. Freilich möchte dabei noch Einiges in Betracht zu ziehen sein. Das gelbe Fieber rafft hauptsächlich Leute mittleren Alters weg, wodurch vielleicht schon allein das günstige Verhältniß für Kinder und Greise zu Stande kommt; sodann ist die Fruchtbarkeit der Weiber in südlichen Gegenden größer als in nördlichen, und endlich mag ein südliches Klima dem höheren Alter sehr zuträglich sein, was aber kein Beweis für die Gesundheit des Klima's im Ganzen ist. Mir scheinen die Berechnungen zu unvollständig und einseitig zu sein, um genügende Resultate zu liefern, aber sie können wenigstens darauf aufmerksam machen, daß, wenn auch New-Orleans für Fremde ein gefährlicher Aufenthaltsort ist, es für seine Eingebornen dagegen ein ziemlich gesunder sein mag. Das gelbe Fieber greift immer nur die kürzlich Eingewanderten an. Haben diese es einmal überstanden, so sind sie sicher; wenn aber gerade, wie im Sommer 1837, zur Zeit, wo die Krankheit herrschte, Hunderte von Einwanderern sich nach der Stadt drängen, geschwächt und aufgerieben durch eine lange Seereise und zum Theil ohne Mittel für ihren Unterhalt, so muß man sich nicht wundern, wenn diese furchtbare Krankheit die Mehrzahl dieser unvorsichtigen und tollkühnen Menschen hinwegrafft. Die Schiffscapitaine, welche die Unwissenheit dieser armen Menschen mißbrauchen, und sie nach ihrem Grabe bringen, sind eigentlich als ihre Mörder anzusehen; und das Klima deswegen anzuklagen, ist fast eben so unvernünftig, als wenn man sich gegen das Klima einer Stadt ereifern wollte, wo zur Zeit der Cholera Einwanderer in Menge hingerafft wurden. Der einfache Menschenverstand reicht hin, einzusehen, daß man nicht

an einen solchen Ort zu einer solchen Zeit gehen soll. Weit entfernt, das Klima südlicher Länder preisen zu wollen, möchte ich nur das mit übertriebenen Farben Geschilderte in einem milderen Lichte darstellen, und die von Unwissenden gefällten absprechenden Urtheile widerlegen. Man ist auch in New-Orleans gar nicht während der heißen Jahreszeit auf die Stadt oder das Land beschränkt, man kann nach Belieben den Aufenthalt wechseln, ohne sich irgend einer Gefahr auszusetzen, und Einwanderer, die auf dem Lande bleiben, wo sich die zur Entwicklung und zum Fortbestehen des gelben Fiebers nöthigen Bedingungen nicht vorfinden, sind dort vollkommen sicher vor dieser Krankheit. Nachtheilige Einflüsse hat das Klima hauptsächlich auf rheumatische Kranke, für welche die feuchte Wärme, die im Winter mit scharfen Nord-Ostwinden abwechselt, und eine unangenehme Erschlaffung im ganzen Organismus hervorbringt, gar nicht zuträglich zu sein scheint. Die Küste des Lake Borgne soll übrigens wo möglich noch gesünder sein, als die übrige Gegend, wenigstens wurde dieß von allen den Pflanzern behauptet, welche die Absicht hatten, sich dort Sommer-Wohnungen zu bauen. Man rechnete sogar darauf, daß manche Bewohner von New-Orleans sich veranlaßt finden würden, einen Theil des Sommers da zuzubringen, vorzüglich im Fall, daß die beabsichtigte Eisenbahn von diesem Punkte nach New-Orleans, durch welche die Verbindung zwischen dieser Stadt und Mobile abgekürzt und der Lake Pontchartrain vermieden werden sollte, zu Stande käme. Die eingetretene Handelskrise wird aber wahrscheinlich dieses Project, wie so manches andere vereitelt haben.

Einen Abend benutzten wir zu einem Ausfluge nach dem oben erwähnten spanischen Dorfe, wo ein Ball, ein sogenannter Fandango, Statt finden sollte. Unser aristokratischer Wirth witzelte freilich darüber, daß wir einen Bauernball besuchen wollten; namentlich zog er seine Söhne damit auf, daß sie mit Töchtern von Karrentreibern u. s. w. tanzen wollten, die sie vielleicht am nächsten Morgen mit Waschen am Bache beschäftigt finden würden; wir ließen uns aber dadurch nicht abschrecken, und versprachen uns desto mehr Neues und Anziehendes. Auf dem Wege begegneten wir mehreren zweirädrigen Karren, auf denen die Bauern mit ihren Schönen nach dem Tanze fuhren; die halbe Bevölkerung schien auf den Beinen zu sein. Wir fanden den Ball übrigens viel weniger ländlich, als wir es ge-

dacht hatten. Die Mädchen waren zum Theil recht niedlich und von sehr anständigem und sehr anmuthigem Benehmen. Die meisten waren Französinen, wenigstens sprachen alle diese Sprache; die anwesenden Spanierinnen gehörten zu den hübscheren. Viel Bildung durfte man bei ihnen nicht suchen; es war daher ziemlich schwierig, ein zusammenhängendes Gespräch zu führen. Einer Schönen, die mir besonders gefiel, gab ich den kleinen Blumenstrauß, den ich von Hause mitgebracht hatte. Sie nahm ihn mit Dank an; bald darauf bemerkte ich, daß sie ihn nicht mehr trug. Ich nahm mir die Freiheit, mich nach seinem Schicksal zu erkundigen, und erfuhr, sie habe ihn auf dem Bette bei ihrem dort schlafenden Säuglinge liegen lassen. Meine Schöne war also eine junge Mutter, die, wie es da üblich sein mag, ihr Kind mit auf den Ball genommen hatte. Die Musik war recht gut, nur spielte man die Walzer so langsam, daß es uns beinahe unmöglich war sie zu tanzen. In einem anderen Zimmer wurde unterdessen Karte gespielt, und wie es schien, waren die Männer große Freunde von Hasardspielen. Mir hatte die Sache ziemlich viel Vergnügen gemacht, und ich konnte mich nun rühmen, an einem spanischen Balle Theil genommen zu haben.

Ich mußte nun an meine Rückreise denken, kam aber in große Versuchung, meinen Reiseplan zu ändern. Ich hatte nehmlich mit meinem Begleiter von Mobile nach New-Orleans die Reise den Mississippi hinauf machen wollen, er ließ sich aber von seinem Bruder, dem Schwiegersohne des Colonel überreden, ihn auf einer Badereise nach den warmen Quellen, am Arkansas, zu begleiten. Es hatte sich dazu eine Gesellschaft von zwölf bis funfzehn Personen zusammengefunden, deren Absicht war, sich in den sogenannten hot springs zu treffen, und von da auf einem Abstecher durch Texas nach New-Orleans zurückzukehren. Die ganze Reise sollte zu Pferde gemacht werden. Obgleich die Sache für mich in jeder Beziehung anlockend war, namentlich auch der Gesellschaft wegen, so konnte ich doch nicht darauf eingehen und mußte daher nach New-Orleans zurückkehren, um meine Reise, den Fluß hinauf, allein fortzusetzen, wie ich denn auch bis jetzt den größten Theil derselben einsam gemacht hatte. Ich verließ die Pflanzung mit dankbarem Gefühl für die viele Gasifreundschaft, die ich vom Colonel genossen hatte, und mit vielem Bedauern, eine so angenehme Bekanntschaft so bald abbrechen zu müssen.

Meine Absicht war, New-Orleans gleich nach meiner Ankunft zu verlassen; aber die Dampfschiffe, die gerade zu der Zeit abfuhr, waren kleine Boote, von denen man mir nicht viel Gutes sagen wollte; ich zog daher vor, auf die Abfahrt des großen Bootes St. Louis zu warten, das nach St. Louis bestimmt war. Ohnehin war es meine Absicht, mich an den zwischenliegenden Orten nicht aufzuhalten, sondern direct nach dieser Stadt zu gehen. Während der Tage, die ich auf die Abfahrt des Bootes warten mußte, machte ich mehrere kleine Ausflüge in die nächsten Umgebungen New-Orleans; aber ich wurde durch die Sümpfe, die mir auf allen Seiten entgegen kamen, immer aufgehalten; auch machte mich das warme Wetter ziemlich träge, und obgleich ich mich jedes Mal mit saftigen Drangen gegen den Durst gesichert hatte, so konnte ich es doch nie zu größeren Ausflügen bringen. Bei einem dieser Spaziergänge überfiel mich ein furchtbarer Platzregen, vor dem ich mich in ein Haus rettete, das von einem Deutschen bewohnt war. Ich fand in demselben eine Hochzeit-Gesellschaft, die sich schon den ganzen Morgen mit Essen und Trinken beschäftigt hatte und jetzt noch auf den Geistlichen wartete; eine auf dem Schefte aufgestellte Reihe Weinflaschen versprach den Gästen Stillung des Durstes auch nach der Ceremonie. Ein zweijähriger Knabe, der mir von der Braut als ihr liebes Kind vorgestellt wurde, deutete ein schon längeres Bestehen der ehelichen Liebe an, die heute durch das Wort des Pfarrers gesegnet gemacht werden sollte. Das Wetter hellte sich bald auf, und ich verließ das gastliche Haus, ehe der Pfarrer ankam. Bei einem Ausfluge auf die gegenüberliegende Seite des Flusses kam ich beim Botanisiren in einen halb ausgetrockneten Sumpf, ehe ich aber Zeit gehabt hatte, mich ein wenig umzusehen, fiel mich eine solche Menge Moskitos an, daß ich es für das Gerathenste hielt, mich auf dem kürzesten Wege zurückzuziehen. Auf dem halbsumpfigen Lande wächst ziemlich häufig eine Palmetto-Art, die ganz niedrig ist, aber sehr hübsche fächerartige Blätter hat (*Chaemerops hystriac*). Zu der Pracht der dortigen Flora gehört vorzüglich *Pancreatium mexicanum*, das sich durch seine zarten weißen Blüthen auszeichnet.

Fünfundvierzigstes Capitel.

Reise von New-Orleans den Mississippi hinauf. Gezwungene Rückkehr. Brand in New-Orleans. Die belebten Ufer. Baton rouge. Bau und Einrichtung des Dampfschiffes. Leben auf demselben.

Freitag den 5ten Mai gegen sechs Uhr Abends, verließ ich New-Orleans. Unsere Abfahrt war recht glücklich; aber kaum waren wir einige Meilen weit gefahren, so hörten wir etwas an der Maschine brechen. Wir machten anfangs nicht viel daraus, sahen aber bald ein, daß es viel zu bedeuten hatte. Das Boet wurde gedreht, wir fuhren nach der Stadt zurück und legten spät am Abend derselben gegenüber bei. So hatten wir die angenehme Aussicht vor uns, wenigstens den folgenden Tag in New-Orleans warten zu müssen, bis die Maschine wieder in den Stand gesetzt sein würde. Unsere Aufmerksamkeit wurde bald von unserem Unglück abgelenkt durch ein großes Feuer, das in der Stadt ausbrach, und ziemlich bedeutend zu sein schien. Jedermann war mit Rathen beschäftigt, in welchem Theile der Stadt es sein möchte, und wir glaubten, es ungefähr bestimmen zu können, da der Thurm der Cathedrale vom Feuer beleuchtet wurde; aber wie schwierig es sei, in der Nacht über Ortsverhältnisse zu urtheilen, zeigte sich am folgenden Morgen, wo wir sahen, wie falsch unsere Berechnungen gewesen waren. Das Feuer hatte übrigens bloß ein Haus zerstört. Wirklich mußten wir den ganzen Tag warten, und erst Abends um fünf Uhr liefen wir wieder aus. Dieß Mal kamen wir ohne Unfall vorwärts, die Nacht ging glücklich vorüber, und am Morgen befanden wir uns weit von New-Orleans in einer ganz unbekannten Gegend. Das Wetter war lieblich, und ich erquickte mich sehr an der frischen kühlen Luft, die mir nach der drückenden Schwüle doppelt wohl that. Die Nachricht, daß wieder eine Röhre an der Maschine gesprungen sei, und daß wir wohl zwei oder drei Stunden anhalten mußten, störte mich etwas in meiner Behaglichkeit; zum Glück nahm aber die Reparatur wirklich nicht viel Zeit weg. Während wir Holz einnahmen, hatte ich Gelegenheit eine Reispflanzung zu sehen, fand aber nicht viel Besonderes an den jungen Reispflanzen, die sich nicht von anderer Getreidesaat unterscheiden. Die Reisfelder werden

hier vom Flusse unter Wasser gesetzt; doch scheint mir hierbei viel vom Zufalle abzuhängen; denn das dazu benutzte Wachsen des Flusses im Frühjahr wird wohl nicht alle Jahre in demselben Maße Statt finden. Die meisten der großen Pflanzungen, an denen wir vorbeikamen, waren mit Zuckerrohr bebaut; einige wenige mit Baumwolle. Wir sahen der Pflanzungen viele; bis Baton rouge, wohin wir gegen Abend kamen, folgte eine auf die andere. Die Wohnhäuser waren zum Theil sehr groß, einige palastähnlich und deren Umgebungen oft sehr malerisch; die Sklavenhäuser im Ganzen gut, besser, als ich sie unterhalb New-Orleans gesehen hatte, meistens mit vieler Ordnung angelegt, sehr reinlich und sauber. Diese großen Gegenstände, an denen wir vorüber kamen, machten die Fahrt sehr unterhaltend; übrigens zog sich die Landstraße auf beiden Seiten nahe am Ufer hin, und da wir nie in der Mitte des Stromes, sondern immer auf einer Seite fuhren, so konnten wir auch die vorübergehenden Personen recht in der Ruhe in Augenschein nehmen. Lange Zeit hindurch hatten wir ein Wettrennen mit einem Reiter, der sich bemühte, mit uns in gleicher Linie zu bleiben, und dem wir, obgleich die Strömung gegen uns habend, Mühe genug machten, gleichen Schritt zu halten. Wir sahen die Leute in die Kirche gehen, aus derselben zurückkehren, Besuche machen u. s. w.; es war nehmlich gerade Sonntag, der die Straßen zu beiden Seiten des Flusses sehr belebte. Hinter den angebauten Feldern, die selten tiefer, als eine oder eine und eine halbe Meile gingen, fingen die hohen Wälder an, die sich in einem ununterbrochenen Streifen zu beiden Seiten des Flusses fortsetzen. Baton rouge zeichnet sich vor allen anderen Punkten sehr vortheilhaft aus durch seine Erhöhung über den Fluß; der Hügel, auf dem es liegt, ist nicht bedeutend, aber immer genügend um die Häuser über den umgebenden Wald hervorragen zu lassen. Die Casernen der hier stationirten Truppen der Vereinigten Staaten scheinen recht hübsche Gebäude zu sein; sie nehmen sich sehr gut aus hinter dichten Gebüsch von India Pride-Bäumen (*Melia Azedarab*).

Nach Sonnenuntergang hielten wir an, um Holz einzunehmen, Die Gegend fing jetzt schon an wilder zu werden; an manchen Orten war kein Damm mehr am Ufer, die Häuser wurden seltener und sanken zu Blockhäusern herab. Da, wo wir hielten, war eine neu angelegte Pflanzung, die aber ganz noch im Werden war. In-

teressant war die Scene des Holzeinnehmens, wobei vielleicht hundert Personen beschäftigt waren; nehmlich alle die sogenannten Verdeckpassagiere, die sehr wenig für die Fahrt bezahlen, dafür aber beim Holzeinnehmen helfen; es sind dieß meist die Bootsmänner der den Mississippi hinuntergehenden Boote, (flat boats), die auf den Dampfschiffen auf eine schnelle und wohlfeile Art nach ihrer Heimath zurückkehren, nachdem sie in New-Orleans das Boot als Brenn- oder Bauholz verkauft haben. Das Schiff lag ganz nahe am Ufer, und man hatte mehrere Bretter gelegt, auf denen die Männer ab- und zugen; es war ein Gewühl ohne Gleichen, aber alles ging trotz der Dunkelheit mit ziemlich viel Ordnung vor sich, und schien besser geleitet zu werden, als ich es auf andern Booten gesehen hatte. Die Quantität Holz, die täglich verbraucht wurde, war wirklich ungemein groß; wir verbrannten täglich vierzig bis funfzig Klastern (die Klastern mit folgenden Dimensionen: 4'. 8' 4'), was zu drei Thalern die Klastern gerechnet, täglich ungefähr hundertfunfzig Thaler macht.

Unser Dampfschiff war freilich ein schwimmender Kolosß, gegen den mir die Dreimaster, an denen wir in New-Orleans vorbei fuhren, ganz verächtlich vorkamen; es soll das größte auf dem Flusse sein. Die Länge auf dem unteren Verdeck beträgt zweihundert und dreißig Fuß, die Kajüte auf dem oberen hingegen nur zweihundert Fuß, der Gehalt des Schiffes wurde auf eintaufend Tonnen, und jede der beiden Maschinen auf zweihundert Pferdekraft berechnet. Die Mississippi-Dampfschiffe sind in ihrer Bauart ganz verschieden von den europäischen und auch von den an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten gebräuchlichen. Die Maschine ist ganz über dem Verdeck, und der Raum unter demselben, der sonst gewöhnlich zum Theil von der Maschine eingenommen wird, bloß für Waaren bestimmt; das untere Verdeck, das nur ganz wenig über dem Wasser hervorragt, wird in der Mitte von der Maschine, hinten von einer für die Verdeckpassagiere und Matrosen bestimmten Kajüte, und vorn, vom Holze, dem Ofen und einem freien Raum zum Aus- und Einladen u. s. w., eingenommen. Das zweite Verdeck, das acht bis zwölf Fuß über dem Wasser hervorragt, aber sich nicht über das ganze Schiff erstreckt, sondern die Spitze desselben freiläßt, so daß das untere Verdeck dort unbedeckt ist, wird seiner ganzen Länge nach von der Passagier-Kajüte eingenommen.

Diese war auf unserem Boot auf folgende Weise abgetheilt. Im vorderen Theil, hinter welchem die Rauchfänge auf beiden Seiten durchgingen, waren die Schlafgemächer der Offiziere, der Schenktisch u. s. w., der mittlere und größte Theil, auf unserem Boote gewiß vierzehn bis sechzehn Fuß breit, wurde von der Herrencajüte eingenommen; an den Wänden befanden sich die Schlafgemächer, die auch wieder sechs Fuß Tiefe hatten; das Hintertheil enthielt die Damencajüte, die gewöhnlich mit mehr Sorgfalt möblirt und durch Einschiebthüren von der Herrencajüte abgeschlossen ist. Waschzimmer, Barbierstube u. s. w. fanden sich auf dem unteren Verdeck. Das obere und untere Verdeck werden noch breiter gemacht, als das Boot selbst ist, durch Gallerien, die auf beiden Seiten oft sechs Fuß von den Wänden hervortreten, und gewöhnlich um das ganze Boot herumgehen. Sie tragen sehr dazu bei, die Schlafzimmer angenehmer zu machen. Diese hatten auf unserem Boote zwei Thüren, die eine nach der Cajüte, und die andere nach außen auf die Gallerie gehend, die so breit war, daß man sich auf derselben zusammensetzen und vor der Sonne geschützt (man wählte die derselben abgekehrte Seite) die Aussicht und die frische Luft genießen konnte.

Auf dieser Gallerie brachte ich den größten Theil des Tages zu und manche Stunde verträumte ich in aller Ruhe und Bequemlichkeit in einem amerikanischen Armstuhle, dessen wiegende Bewegung in der milden, warmen Luft eine sanfte einschläfernde Wirkung bewies. Das Auge folgte bald nicht mehr den an ihm vorüberziehenden Gegenständen, endlich schloß es sich ganz, und beim Wiederaufschlagen sah ich mich in eine andere Gegend versetzt, dann eilte ich an das Hintertheil und sah zurück, ob ich nicht etwas versäumt habe. Nach Sonnenuntergang brachte ich gewöhnlich eine oder zwei Stunden auf dem Dache des Schiffes zu, das einen ausge dehnten, aber, weil es nicht ganz flach war, etwas ermüdenden Spaziergang darbot. Mit dem Einbruche der Dämmerung fingen die beiden Rauchfänge an Funken zu speien, die wie kleine Feuerfiegen hin und her flogen, und eine so eigenthümliche und mannigfaltige Bewegung zeigten, daß ich mich oft lange in den Anblick dieses Schauspiels vertiefte. Für die Kleider war freilich einige Gefahr vorhanden, sogar für das Dach, welches aus Vorsicht gegen Abend mit Wasser bespritzt wurde, aber dem ungeachtet ein-

mal Feuer fing, was zum Glück noch entdeckt wurde, ehe es zu spät war.

Mein Leben auf dem Schiffe war ziemlich einsam. In meinem Zimmer waren zwei Betten, aber die geringe Anzahl der Passagiere machte es mir möglich, alleiniger Besitzer des ganzen Gemaches zu bleiben. Unter der Schiffs-Gesellschaft machte ich wenig Bekanntschaften. Am meisten unterhielt ich mich noch mit drei irländischen Theologen, die gerade aus Europa in New-Orleans angekommen waren und nach einem höher am Flusse gelegenen katholischen Seminarium zu gehen beabsichtigten. Viele Passagiere blieben nur einen oder zwei Tage, andere kamen auch wohl für kürzere Zeit; im Ganzen waren wenig anziehende Personen unter ihnen. Oft findet sich auf diesen Dampfschiffen eine sehr angenehme Gesellschaft zusammen, der Capitain sorgt dann wohl für Musik und Abends unterhält man sich mit Tanz; aber auf unserem Boote war die Gesellschaft zu klein und aus zu verschiedenen Elementen zusammengesetzt, als daß dieß möglich gewesen wäre. So oft wir anhielten, um uns mit Holz zu versehen, was gewöhnlich zweimal des Tages geschah, ging ich an's Ufer und botanisirte. Da wir immer mitten in Wäldern unser Holz einnahmen, so war ich gleich an einem für meinen Zweck günstigen Orte, aber ich entfernte mich nicht gern zu weit vom Ufer, weil ich immer fürchtete, das Boot möchte fortfahren und mich zurücklassen; ich konnte mich nicht recht auf die Angaben des Capitains verlassen, der immer mit der Abfahrt des Bootes eilte, sobald das Holz an Bord geschafft war. Die bei solchen Gelegenheiten gesammelten Pflanzen beschäftigten mich in der Zwischenzeit, das Auffuchen und Einlegen derselben füllte manche müßige Stunde.

Unser Tisch war im Ganzen recht gut, und die Anordnung ganz dieselbe wie in einem Gasthose auf dem Lande. Es fehlte uns nur oft an Milch, indem die Leute, bei denen wir anhielten, oft selbst keine hatten, so daß wir dann genöthigt waren, unseren Thee und Caffee ohne Milch zu trinken. Mit Wasser waren wir auch schlecht versorgt; Quellwasser gibt es im unteren Theil des Mississippi nicht, und wir mußten uns zum Trinken und Waschen mit Flußwasser behelfen. Man läßt es eine Zeit lang stehen, bis sich der Unrath gesetzt hat, worauf es ziemlich klar wird, obschon selbst noch im Glase auf dem Tische sich gewöhnlich ein Niederschlag bildet.

Viele halten es für besser als das Eisternen-Wasser. Die gemeinen Leute trinken es ohne alle Vorbereitung. Es gibt aber dann leicht Anlaß zu Durchfällen, besonders unterhalb der Vereinigung des rothen Flusses, der viel Salz aufgelöst enthält, mit dem Mississippi.

Sechshundvierzigstes Capitel.

Fortsetzung der Reise auf dem Mississippi. Fort Adams. Natchez. Vicksburg. Mündung des Arkansas und des weißen Flusses. Veränderter Charakter des Mississippi. Memphis. New-Madrid. Mündung des Ohio. Selma. Ankunft in St. Louis.

Am zweiten Morgen des Montags wachte ich ungefähr um fünf Uhr auf, leider aber war es doch zu spät, um die Mündung des rothen Flusses (red river) zu sehen, die schon ungefähr vier Meilen hinter uns war, als ich mich darnach erkundigte. Im Ganzen fand ich die Fahrt heute interessanter, als gestern. Der Charakter der Gegend änderte sich bedeutend, die Ufer waren meist niedrig, wohl alle unter hohem Wasserstande; die wenigen Pflanzungen, die zu sehen waren, mußten durch Dämme geschützt werden, die jedoch nicht fortlaufend waren, wie am unteren Theile des Flusses; lange Strecken fanden wir ganz unbewohnt, selbst die Holzhauer (woodcutters) zeigten sich einsam und zerstreut. Die meisten der Pflanzungen, an denen wir vorbeikamen, waren erst im Entstehen; in den Feldern sahen wir überall die todten Bäume stehen, an den meisten Orten waren Haufen von Holz, ein Zeichen, daß die Pflanzler auch auf diese Art Gewinn zu machen suchten.

Ziemlich frühe am Morgen kamen wir am Fort Adams vorbei, einem verfallenen, französischen Posten, der an dem Flusse eines ziemlich hohen, in eine schroffe Wand gegen den Fluß hin endenden Hügelns liegt. Oberhalb des Forts dehnt sich eine liebliche Bai aus, vor welcher ein kleines Dorf liegt. Kurz nach dem Mittagessen kamen wir in Natchez an. Ein Theil dieser Stadt liegt unten am Wasser; dieß ist jedoch bei weitem der schlechtere Theil derselben, wo gemeines Gefindel, dessen es am Mississippi ziemlich viel gibt, in schlechten Baracken wohnt, und wo Mord und Verbrechen aller Art zu Hause sind, wie wenigstens der Ruf sagt. Das Ufer ist äußerst

steil und ich fand es ziemlich warm, als ich den Fahrweg hinaufkletterte. Leider hatte ich nicht genug Zeit, um den oberen Theil der Stadt zu besuchen. Meine Hoffnung, das gegenüberliegende Ufer von der Höhe aus übersehen zu können, fand ich getäuscht, indem ich nicht hoch genug hinaufkam; so viel ich sehen konnte, erstreckt sich der Wald weit hin in endlose Ferne. Natchez war in alten Zeiten ein blühendes Dorf in den Händen der Ureinwohner, und hat seinen alten indianischen Namen beibehalten, obgleich die Indianer ganz ausgerottet sind. Wir holten hier das Dampfboot Livingston ein, welches New-Orleans vier Stunden vor uns verlassen hatte. Die Entfernung zwischen New-Orleans und Natchez beträgt dreihundert Meilen, und wir hatten dazu vierzig Stunden gebraucht, was stromaufwärts immer ziemlich gut gefahren ist.

Am folgenden Morgen, den Dienstag, landeten wir in Vicksburg, einem allerliebsten Städtchen. Das Ufer ist nicht so steil, und erhebt sich allmählig in mehreren Abstufungen, die Häuser sind daher gleichsam amphitheatralisch über einander gebaut, und obgleich der bessere Theil der Stadt auf der Anhöhe liegt, so sind doch einige niedliche Häuser am Abhange, und das Ganze macht einen sehr gefälligen Eindruck. Der nächste Punkt von Bedeutung, den wir berührten, war die Mündung des Flusses Arkansas, wohin wir am Mittwoch Morgen kamen. Es liegt hier ein Haus, das aber wenig Bedeutung hat, weil die Mündung des Arkansas nicht schiffbar ist. Die Dampfschiffe, die in den Arkansas wollen, müssen den Mississippi weiter hinauffahren, bis an die Mündung des weißen Flusses (white river), von dem ein Arm nach dem Arkansas führt, der von da an hinreichend tief ist für die Dampfschiffe. Die Mündung des weißen Flusses ist ungefähr zehn Meilen oberhalb der des Arkansas. In der Nähe liegt ein Dörfchen, Montgomery-Point, wohin die den Arkansas befahrenden Dampfboote kommen, um Waaren zu holen und zu bringen. Einige Meilen unterhalb hielten wir an, und ich machte einen kleinen Spaziergang. fand mich aber für meine Mühe nicht sehr belohnt. Die Wälder auf diesem angeschwemmten Lande haben eine höchst einförmige Vegetation, Pappeln, Eschen, Ahorne, Weiden sind so ziemlich Alles, was sich findet. Zu den schönsten Bäumen gehören die Platanen und Tulpenbäume (*Liriodendron tulipifera*), auch sah ich zahlreiche Exemplare des Trompetenbaumes (*Bignonia radicans*).

Nunmehr wurden die Inseln, Arme und Untiefen im Mississippi immer häufiger, so daß wir gestern und heute einige Mal auf den Grund stießen. Am Abend fiel es in die Augen, daß der Fluß viel von seiner Großartigkeit verloren hatte, wie es auch natürlich war. Wir waren jetzt ungefähr siebenhundert Meilen von New-Orleans entfernt, und man kann sich denken, daß die drei Flüsse: White River, Arkansas und Red River dem Mississippi eine bedeutende Wassermenge zuführen. Die Ufer fingen an viel höher zu werden und waren oft sechs bis acht Fuß über dem höchsten Wasserstand erhaben. Zwischen diesen Ufern ist der Fluß oft ungemein breit, kann aber dann natürlich nicht so tief sein, und an breiten Biegungen ist er oft wirklich so seicht, daß große Dampfschiffe bei niederem Wasserstande und bei der großen Veränderlichkeit der Tiefe manchmal große Schwierigkeit haben, ihren Weg zu finden. Diejenigen nemlich, die stromaufwärts gehen, begeben sich nicht gern in die stärkste Strömung, wo das Wasser am tiefsten ist, und so gerathen sie manchmal trotz der Größe des Flusses auf den Grund. In der Zeit, wo ich den Fluß sah, war er gerade erst im Fallen; er soll oft noch zehn bis zwanzig Fuß tiefer fallen, und bleibt dann noch immer ein großer Strom. Man behauptete mir sogar, er falle manchmal fünfzig Fuß, was ich aber erst sehen mußte, um es zu glauben. Mit den hohen leetigen Ufern und den vielen Inseln und Sandbänken, bot er jetzt einen ganz verschiedenen Anblick dar, als weiter unten. Er floss nicht mehr dahin, in ruhiger, selbstgefälliger Majestät, sondern brach sich eher gleich einem Waldwasser seine Bahn durch die Ebene. Die Windungen, die er macht, sind manchmal merkwürdig. So kamen wir an einer solchen vorbei, wo er eine Halbinsel bildete, an deren anderen Seite wir durch eine Oeffnung im Walde den Fluß sehen konnten; die Breite dieser Halbinsel betrug an der engsten Stelle bloß dreiviertel Meilen, und doch hatten wir wenigstens zehn Meilen zurückzulegen, ehe wir um sie herumkamen. Die Inseln im Flusse sind meist von jungen Pappelbäumen bedeckt, die ungemein schnell wachsen und sich in großer Zahl auf denselben zeigen; sie scheinen gleichsam die Anfänge der Vegetation zu sein, und tragen zugleich dazu bei, das angeschwemmte Land gegen die Wirkung des Flusses zu schützen, der oft morgen zerstört, was er heute gebildet hat. In Folge seiner häufigen Windungen nimmt er auf der einen Seite weg und setzt auf der

anderen an, so daß ein fortwährender Wechsel in der Form und Gestaltung des Flusses Statt findet, und die Steuerleute beinahe bei jeder Fahrt neue Untiefen, Inseln u. s. w. vorfinden, die ihnen oft das Weiterkommen unerwarteter Weise erschweren.

Am Donnerstag, gegen zehn Uhr des Morgens, erreichten wir Memphis im Staate Tennessee, ein trotz seines alterthümlichen Namens sehr jugendlicher Ort, der sich nicht gerade auszeichnet. Ich bemerkte nur so viel, daß seine Lage nicht ganz zweckmäßig gewählt ist, denn der Fluß ist gerade vor der Stadt so seicht, daß die Dampfschiffe unterhalb landen müssen; der Weg aber von diesem Landungsplatze nach der Stadt ist sehr schlecht, und bei dem kürzlich eingetretenen Regenwetter war er beinahe nicht gangbar, so daß ich nicht weiß, wie man bei solchem Wetter Waaren von dem Ufer nach der Stadt bringen kann. Diesen ganzen Tag über war der Himmel trübe und es regnete am Morgen, erst Abends hellte es sich ein wenig auf.

Am Freitag kamen wir nach New-Madrid, von dem ich mir von früher gelesenen Reisebeschreibungen her eine große Vorstellung gemacht hatte, es war sogar meine Absicht gewesen, hier einen Halt zu machen; aber ich sah mich sehr getäuscht. Der Ort ist halb ausgestorben, daran mag zum Theil seine ungesunde Lage Schuld sein, von welcher die folgende Thatsache zeugt, daß nach einemalle, der vor einiger Zeit daselbst Statt fand, die Hälfte der Theilnehmer den folgenden Tag das Fieber bekam. Außerdem wurde dieser unglückliche Ort einige Mal von Erdbeben heimgesucht, die einen ziemlichen Theil desselben und des naheliegenden Landes zerstörten. Gegen neun Uhr Abends kamen wir an die Mündung des Ohio. Die beiden Flüsse kamen unter einem ziemlich spitzen Winkel zusammen, der von einem niedrigen Landstriche ausgefüllt wird. Auf diesem Boden haben Projectmacher den Plan zu einer großen Stadt ausgeheckt; gewiß ein höchst unüberlegtes Unternehmen, eine Stadt auf einem so ungesunden, sumpfigen und den Ueberschwemmungen ausgesetzten Stück Landes, das bei hohem Wasser sechs Meilen vom nächsten Lande entfernt ist, zu gründen. Der Ohio sieht beinahe so groß aus als der Mississippi; jedoch kommt gewiß immer viel darauf an, welcher von den beiden Flüssen im Steigen und Fallen ist, was gar nicht immer gleichzeitig bei beiden Statt findet.

Von nun an ging es langsam vorwärts, und die noch übrigen

hundertachtzig Meilen bis nach St. Louis nahmen uns beinahe zwei Tage weg. Wir waren der geringen Tiefe des Flusses wegen oft genöthigt anzuhalten, und zum Unglück kam in der Nacht ein Nebel, der die Schwierigkeiten noch erhöhte. Früh Morgens am Samstag hielten wir in Selma an. Hier sahen wir die ersten Felsenwände am Flusse: das rechte Ufer bleibt die ganze Zeit hindurch höher als das linke, an welchem jedoch hie und da Anhöhen kommen. — An einer Stelle scheint sich das Wasser durch eine solche quer über den Fluß streichende Anhöhe einen Weg gebahnt zu haben; vier abgetrennte Felsenkegel, rings von Wasser umgeben, waren die einzigen Spuren des früheren Zusammenhanges. Die Ansicht war sehr malerisch und verlieh dem Flusse einen ganz anderen Charakter, himmelweit verschieden von dem unteren Mississippi. Der Abend war recht angenehm, nur beinahe zu kalt, so daß wir wohl merken konnten, daß wir nicht mehr im Süden waren; der Unterschied war recht bedeutend. Einige Dörfer, an denen wir vorbeikamen, sahen ungefähr wie Schweizerdörfchen aus: meist waren sie an kleine Abhänge angebaut. Die Inseln waren auch verschieden, nicht mehr so niedrig wie weiter unten, von bestimmteren Formen, meist auch kleiner.

Sonntag den 14. Mai kamen wir in St. Louis an. Wir hatten die eintausendzweihundert Meilen her in acht und ein halb Tagen zurückgelegt, so daß wir, den Aufenthalt und sonstigen Zeitverlust eingerechnet, im Durchschnitte sechs Meilen die Stunde gemacht hatten. Ich verließ das Dampfschiff ungern; denn ich hatte mich wohl auf demselben befunden und ein behagliches ruhiges Leben geführt; nur darüber hatte ich zu klagen, daß das Stoßen der Maschine und die dadurch dem Boote mitgetheilte Erschütterung das Schreiben beinahe unmöglich machte.

Siebenundvierzigstes Capitel.

Lage und Umgebung von St. Louis. Die Prärie. Das Leben in der Stadt.

St. Louis hat eine sehr hübsche Lage auf einer sanft vom Flusse aufsteigenden Anhöhe; der größte Theil der Stadt liegt am Wasser,

aber es steht zu erwarten, daß sie sich mehr nach dem Innern ausdehnen wird, sobald das Ufer des Flusses besetzt sein wird. Die dortigen Wirthshäuser fand ich sehr überfüllt und gar nicht lobenswerth; mein Zimmer war schlecht, und die Wirthstafel stand sehr zurück hinter unserer Dampfbootafel. Ein Spaziergang, den ich nach dem Mittagessen machte, führte mich zuerst längs dem Flusse hinauf. Zunächst an der Stadt sind einige Schanzen, in die man aber jetzt Häuser hineingebaut und auch hübsch verziert hat. Am Ende dieser zerstreut liegenden Häuser befindet sich ein sogenannter Indian Mound, der auf einer kleinen Anhöhe steht und selbst vielleicht fünfzig bis sechzig Fuß erhaben ist, so daß man eine ziemlich ausgedehnte Aussicht von demselben hat. Er ist nicht von der gewöhnlichen kegelförmigen Gestalt, sondern sieht eher einem spitzen Dache ähnlich, so daß ich von mir selbst nicht auf den Gedanken gekommen wäre ihn für einen Indian Mound zu halten und es mir schien, daß er eben so gut von den Franzosen als von den Indianern aufgeworfen sein könnte; ich unterwerfe mich aber dem Urtheile derjenigen, die mehr von der Sache verstehen. Ich benutzte die umfassende Aussicht, um mich ein wenig zu orientiren; vergeblich aber sah ich mich nach prairies um, sondern fand mich auf allen Seiten von Wald umgeben, und zwar von diesen kleinen, elenden Eichen, an denen ich mich im Süden so satt gesehen hatte. Einige Punkte versprachen mehr Abwechslung, ich unternahm daher einen Ausflug weiter ins Innere hinein vom Flusse weg.

Der Wald bestand, wie gesagt, aus niedrigen Eichensträuchern, die mit einigen Sassafrasbäumchen (*Laurus Sassafras*) gemischt waren. Alles deutete auf einen äußerst ärmlichen Boden, was wohl auch der Grund war, warum ich auf keine Anpflanzungen stieß. Merkwürdig kamen mir gewisse Löcher vor, die ich an verschiedenen Stellen im Walde bemerkte, Trichter von fünfundzwanzig bis dreißig Fuß Tiefe, die oben vielleicht eben so viel Fuß im Durchmesser hatten. Mir kam es vor, als wenn die Erde an diesen Punkten eingesunken wäre, vielleicht bei einem Erdbeben; Niemand jedoch konnte mir darüber Aufschluß geben. Nachdem ich ungefähr eine Stunde weit gegangen war, kam ich zu mehreren Meiereien, die mich ganz an die Schweiz erinnerten; die umliegenden Wiesen zeigten das prächtige Grün, das ich so oft zu Hause bewunderte, und das ich während der ganzen Reise durch den Süden so schmerzlich

vermißt hatte. Ich kam hier auch zu mehreren offenen Plätzen, die wohl prairies genannt werden, aber mit den berühmten Ebenen dieses Namens nicht verglichen werden können. Sie waren ziemlich klein und oft durch niedrige Gebüsch unterbrochen; große Bäume zeigten sich äußerst wenige, vielleicht bloß sechs oder acht auf der ganzen Ebene; auch schien der Boden ziemlich feucht zu sein, an einigen Orten war er sogar ein wenig sumpfig. Vor mir sah ich nichts als Meiereien und die ewigen Eichenbüsch, ich beschloß daher nach der Stadt zurückzukehren.

Nach dem Abendessen ging ich in eine unitarische Kirche, an deren Geistlichen ich einen Brief hatte. Er hielt keine Predigt, sondern eher eine Vorlesung über die Dreieinigkeit, die er aus der Bibel zu widerlegen, dagegen die Einheit Gottes zu beweisen suchte. Einige Herren hinter mir unterhielten sich vor der Predigt mit einander, und da sie Dr. Follen's Namen erwähnten, so wurde meine Aufmerksamkeit rege. Ich hörte, wie Einer diesen Prediger, den er vor Kurzem in Washington gehört hatte, rühmte, und freute mich, daß der Ruf meines Freundes in den fernen Westen gedrungen war.

Am folgenden Tage machte ich einen Ausflug auf die andere Seite des Flusses. Während der Ueberfahrt auf der Dampffähre bemerkte ich die Spuren der Vereinigung des Flusses Missouri mit dem Mississippi, die ungefähr achtzehn Meilen oberhalb Statt findet. Das trübe Wasser des Missouri hatte schon mehr als die Hälfte des Stromes eingenommen, und das klare Wasser des Mississippi zeigte sich bloß noch in einem schmalen Streifen am linken Ufer. Weiter unten verliert sich auch dieser, und der ganze Strom zeigt eine trübe, gelbliche Farbe, die er bis nach New-Orleans und bis zu seiner Mündung ins Meer beibehält. Auf der Fähre machte ich Bekanntschaft mit einem Deutschen, der im Begriff war auf die Jagd zu gehen, und sich erbot, mich auf die Prairie zu führen. Wir kamen bald dahin, da sie nur ungefähr eine Viertelstunde vom Flusse entfernt war. Gleich am Anfang fanden wir eine Anzahl der schon oft erwähnten indianischen Hügel von sehr verschiedener Größe beisammen; die beiden größten hatten ungefähr funfzig bis sechzig Fuß Höhe und vielleicht achtzig im Durchmesser. Auf dem einen stand ein ziemlich alter Ahorn, der gewiß über hundert Jahre zählte; andere waren ohne Bäume und selbst ohne Sträucher. Die Aussicht vom höchsten Hügel war umfassend. Die Prairie dehnte

sich etwa zwei Stunden weit stromabwärts nach Süden aus in einer mit dem Flusse parallelen Richtung. Sie ist nicht ganz eben, sondern von einzelnen kleinen Anhöhen oder Rücken durchbrochen; doch erheben sich diese meist nur sehr wenig über die Fläche der Prairie, und von oben gesehen erschienen sie äußerst unbedeutend. Die ganze Prairie ist sumpfiger Natur, ihr Boden deutet auf alluvialischen Ursprung, ist ganz schwarz, und gewiß äußerst fruchtbar, aber vielleicht zu naß, um mit Erfolg bebaut zu werden. Die sumpfige Natur zeigt sich in dem vielen stehenden Wasser und den schlechten zum Theil bodenlosen Wegen; übrigens zieht sich eine Art von See beinahe durch die ganze Prairie und trennt sie in eine vordere und hintere Hälfte. Dieser See hat zum Theil ziemlich hohe Ufer und mag an einigen Stellen sechs bis acht Fuß tiefer liegen als die Ebene; weiter unten schien er sich gewissen Hügeln zu nähern, die ungefähr zwei Stunden unterhalb an den Fluß stoßen. Das Ganze deutet meiner Meinung nach darauf hin, daß früher ein Arm des Flusses durch diese Gegend seinen Lauf nahm, der sein Bett nach und nach selbst ausfüllte, und von dem der See das einzige Ueberbleibsel ist. Dies vorausgesetzt, darf man vermuthen, daß das, was jetzt Prairie ist, früher eine Insel war, die vom Wasser angeschwemmt wurde; und was die auf ihr liegenden Hügel betrifft, so wurden sie vielleicht zu einer Zeit aufgeworfen, wo dieselbe noch manchmal Ueberschwemmungen ausgesetzt war. Bei meinem kurzen Besuche konnte ich natürlich nichts entdecken, was die gewöhnliche Annahme, daß diese Hügel von den Indianern gemacht worden, bestätigt oder widerlegt hätte. Es schien mir zwischen der Erdart des umgebenden Landes und der der Hügel eben so wenig, als in der Vegetation, Verschiedenheit Statt zu finden. Nur das fiel mir auch hier auf, daß man in den nächsten Umgebungen keine Vertiefung bemerkt, so daß man nicht begreift, woher die Indianer die Erde zum Aufwerfen genommen haben. Ihre Größe ist übrigens nicht so bedeutend, daß sie nicht erlaubte diese Entstehungsweise anzunehmen. Die kleinen Hügel, von denen mehrere nur acht bis zehn Fuß hoch sind, sind vielleicht als Anfänge zu betrachten, und waren bestimmt, eine bedeutendere Höhe zu erreichen. Außer Gras- und carex-Arten fand ich wenig andere Pflanzen, wenige in Blüthe und noch wenigere, die ich nicht schon anderwärts gefunden hätte. Gegen Mittag kam ich nach der Stadt zurück.

Meinen beabsichtigten Ausflug nach St. Charles, das zwanzig Meilen von St. Louis entfernt am Missouri liegt, hatte ich aufgegeben, weil man mir die Landschaft, durch welche die Straße führt, als höchst uninteressant schilderte. In St. Charles selbst und am Flusse Missouri würde ich weiter nichts Merkwürdiges gefunden haben; und bloß sagen zu können, ich hätte den Missouri gesehen, schien mir kein genügender Zweck der Reise zu sein. St. Louis fesselte mich auch nicht genug, um mich zu einem längeren Aufenthalte zu veranlassen. Die Stadt ist gleichsam im Fieber des Werdens: die Häuser klein und von nothdürftiger Bauart; die Wirthshäuser schlecht und immer mit Gästen angefüllt; die ganze Bevölkerung in unermüdeter Thätigkeit; für einen Reisenden, der Unterhaltung und Belehrung sucht, ein äußerst unfruchtbares Feld. Die Bevölkerung ist eine merkwürdige Mischung von Franzosen, Amerikanern und Deutschen; die ersteren aber treten jedes Jahr mehr in den Hintergrund, während die beiden anderen Nationen sehr an Zahl zunehmen. Die Deutschen sind sehr zahlreich, namentlich auch in der Umgegend. Sie kaufen von den sogenannten Backwoodmen (Hinterwaldmännern), urbar gemachtes Land, das sie in Meiereien verwandeln, und es darauf durch ihren Fleiß und ihre Genügsamkeit weit bringen. Sie werden nebst den Schottländern von den Amerikanern für die nützlichsten Einwanderer angesehen. Selten lassen sie sich darauf ein, das Land vom Walde zu lichten, weil sie diese Arbeit nicht verstehen, während die Amerikaner viel Geschick und gleichsam eine Leidenschaft dafür haben. Sobald die Backwoodmen den gelichteten Waldboden verkauft haben, wandern sie weiter nach dem Westen, fangen da ihre Arbeit von Neuem an und bereiten auf diese Art das Land gleichsam für den Ackerbau vor, für den sie zu viel Unruhe und nicht genug Fleiß und Beharrlichkeit besitzen.

Die schon bemerkte schlechte Kost in den Wirthshäusern muß dem Reisenden um so unangenehmer auffallen, als er sich in dem reichen Westen befindet, den man und wohl mit Recht als das Land rühmt, wo Milch und Honig fließt. Daß er hier Mangel leiden muß, während im Süden, wo man eher auf Unfälle der Art gefaßt ist, mir dies nicht vorgekommen war, läßt sich bloß durch die Nachlässigkeit der Wirthe, die Geduld der Gäste und die geringe Anzahl der Gasthöfe erklären, welche gleichsam eine Art von Monopol haben.

Der Mangel an Wirthshäusern ist hier so fühlbar, daß oft viele Fremden kein Unterkommen finden, und genöthigt sind auf den Dampfschiffen zu wohnen.

Achtundvierzigstes Capitel.

Reise durch die Prairies in Illinois. Schlechte Wege. Lawrenceburg. Die freundliche Kentuckerin.

Dienstag den 16. Mai Nachmittag verließ ich St. Louis in der Postkutsche, um zu Lande durch Illinois und Indiana nach Louisville zu gehen. Freilich wunderten sich meine Bekannten in St. Louis darüber, daß ich diesen Weg einschlug, der mich mehr Zeit, mehr Geld und mehr Anstrengung kosten würde, als wenn ich die Fahrt auf dem Mississippi und Ohio nach Louisville wählte; aber meine Absicht war, das Innere des Landes kennen zu lernen, namentlich die großen Prairies im Staate Illinois zu sehen. Bis zum Abend ging es ziemlich gut, wir kamen rasch vorwärts und fanden ein recht gutes Nachteffen; aber nachher fingen die Leiden an. Wir mußten noch einige Meilen fahren bis zum Nachtquartier, und während dieser zwei Stunden litten wir sehr von der Kälte. In Carlisle fanden wir alle Leute zu Bett, und nach längerem Warten mußte ich froh sein, mit den schon in den Betten befindlichen Gästen ein gemeinsames Zimmer zu theilen; aber es dauerte lange, ehe ich mich erwärmen konnte und schlief daher spät erst ein. Um vier Uhr des Morgens ging es weiter. In Salem, einem kleinen, neu entstandenen, auf einer Prairie gelegenen Dorfe, hielten wir ungefähr eine Stunde an. Hier verließ mich mein einziger Begleiter. Als ich wieder in die Kutsche steigen wollte, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß man dieselbe mit einem offenen Wagen vertauscht hatte. Was wollte ich machen? ich hatte keine Wahl, und mußte mich unterwerfen. Zum Glück war das Wetter milder geworden, und Regen nicht zu befürchten. Wie mir der Kutscher sagte, fährt immer zwei Tage hintereinander eine Kutsche, und den dritten Tag kommt der Wagen an die Reihe: zu meinem Unglück hatte ich gerade

den Wagentag getroffen. Uebrigens hatte ich dabei den Vortheil, daß ich sicher war, schnell vorwärts zu kommen, und mich gut umsehen und die Prairies betrachten konnte. Schon den Tag zuvor waren wir über dergleichen Ebenen gekommen, aber während der Dämmerung: der Anblick derselben war mir daher noch ziemlich neu, denn die Prairie, die ich bei St. Louis gesehen hatte, konnte sich mit diesen nicht vergleichen. Die meisten waren von hohen Bäumen begrenzt, manche von kleinen Gebüschern und schmalen Schluchten unterbrochen, einige ganz eben; die meisten hatten die von Reisenden oft erwähnte wellenförmige Gestalt, die dazu Anlaß gegeben hat, sie mit dem Meere zu vergleichen, mit dem sie auch noch das gemein haben, daß sich ihre Fläche oft unbegrenzt am Horizont verliert. Die meisten hatten ihren größten Durchmesser vom Norden nach dem Süden, und einige waren so lang, daß wirklich auf beiden Seiten der Horizont auf ihnen zu ruhen schien. Wir kamen gewöhnlich quer durch dieselben, denn unsere Richtung war von Westen nach Osten; und da ihre Breite gewöhnlich bloß zehn bis funfzehn Meilen beträgt, so verloren wir nie die Wälder vor oder hinter uns aus den Augen. In der Beschaffenheit des Bodens schien ziemlich viel Verschiedenheit Statt zu finden: im Ganzen schien er gut zu sein, aber an manchen Orten besser als an andern, was ich aus der mehr oder weniger zahlreichen Bevölkerung schloß, die sich gewiß darnach richtet. Die Häuser stehen meist an den Rändern derselben in der Nähe der Wälder, die Aecker schließen sich zunächst um das Haus an, dann folgen die Wiesen, und das Innere der Prairie wird als Weide benutzt. Die Mitte derselben ist daher noch gar nicht angebaut. Die Ansiedler kaufen nicht gern Land, das keinen Wald in sich schließt, Holz ist ein zu unentbehrlicher Artikel, und es wird wohl lange dauern, ehe diese Steppen vollkommen angebaut sind. Das Nachteffen am ersten Tage nahmen wir in einem solchen in einer Prairie stehenden Hause ein; ich konnte aber damals, theils weil ich in der Kutsche saß, theils der Dämmerung wegen, nicht viel sehen, während ich mich jetzt auf meinem Karren nach Herzenslust umsehen konnte. Diese Häuser sind meist sehr reinlich, haben aber selten mehr als ein Zimmer. Bisweilen besitzen die Leute ein zweites Haus, das ein anderes Zimmer enthält, was jedoch schon eine Ausnahme ist. Die Küche ist immer in einem getrennten Gebäude, ebenso befinden sich die Ställe, Waschhaus, Vor-

rathshaus u. s. w. alle getrennt in besonderen Gebäuden. Sind zwei Häuser vorhanden, die als Schlaf- und Eßzimmer dienen, so findet gewöhnlich keine directe Verbindung Statt, es müßte denn außen ein Gang angebracht sein, der von einer Thüre zur anderen führt. Manchmal ist im Schlafzimmer eine Art von Verschlag für ein Bett angebracht, was schon als großer Luxus angesehen wird. Ein zweites Stockwerk ist eine große Seltenheit, die sich nur in den schon länger bestehenden Dörfern findet: im Allgemeinen scheinen nemlich die Leute lieber ein neues Haus zu bauen, als einen zweiten Stock zu errichten.

Am zweiten Abend kurz vor Sonnenuntergang kamen wir durch einen breiten Morast, der den jährlichen Ueberschwemmungen eines Flusses seinen Ursprung verdankte, und den Namen Wabbash-bottom führt. Der Fluß ist nemlich ein Arm des Wabbash. Zum Glück war es noch Tag, als wir an diesen schändlichen Sumpf kamen; denn trotz unseres leichten Wagens und unserer vier Pferde hatten wir Schwierigkeit uns durchzuarbeiten, und wie es uns mit einer schweren Postkutsche gegangen wäre, weiß ich nicht. Das Wasser ging den Pferden oft bis an den Bauch, von einer Straße war keine Rede, und den befahrenen Weg mußten wir vermeiden, weil er noch bodenloser war als der umgebende Wald. Oft standen die Bäume so enge, daß wir uns kaum zwischen ihnen hindurch drängen konnten, und einige Mal fürchtete ich, der Wagen werde zusammenbrechen, so daß wir ihn in dem Sumpfe zurück lassen mußten. Ungefähr in der Hälfte des Weges kam ein Stück höheren Grundes, wo die Pferde auf dem trocknen Boden ein wenig Athem schöpfen und für den noch zurückzulegenden Weg Kräfte sammeln konnten. Hier begegneten wir einer Caravane Auswanderer, die, ohne genauer mit der Breite des Sumpfes bekannt zu sein, sich unvorsichtiger Weise hineingewagt hatten, und nur froh waren diesen Ruhepunkt erreicht zu haben, um da mit ihren erschöpften Thieren zu halten und die Nacht zuzubringen. Ich beneidete ihnen den Lagerplatz nicht, und wünschte, daß sie sich durch das Schlafen in dem Sumpfe kein Fieber zuziehen möchten. Wir wagten uns noch einmal ins Wasser, und nach mühsamer einstündiger Arbeit brachten uns unsere Pferde auch glücklich auf die andere Seite dieses Morastes. Unser Nachtquartier war übrigens noch fern, und es wurde Nacht, ehe wir dahin gelangten. Der Abend war sehr schön geworden, Sterne und Nordlicht erhell-

ten unsere Fahrt. Wir kamen von einer Prairie auf die andere. Meist waren sie durch kleine waldige Flußthäler getrennt, die aber zum Glück keine solche Schwierigkeiten darboten, wie der von uns durchschnittene Flußgrund. Bei der nächtlichen Beleuchtung nahmen sich diese Flächen doppelt interessant aus; das unbestimmte Licht ließ sie größer, unendlicher erscheinen. Unser Wagen rollte leicht auf dem ebenen Wege dahin, und die Stille der Natur, die Einförmigkeit der Scene wurde durch nichts unterbrochen. Die unabsehbare Ebene erregte ein leises Schauern, ein unbestimmtes Gefühl von Ehrfurcht. Von Zeit zu Zeit schlief ich ein, wachte dann wieder auf und staunte von neuem über den wunderbaren Anblick.

In einem Punkte wurden meine Erwartungen durch die Prairies nicht befriedigt, ihre Vegetation fand ich lange nicht so reichhaltig, als ich es mir gedacht hatte. Sobald ich im Vorbeifahren eine neue Blume sah, ließ ich den Kutscher halten; aber die Anzahl der eingesammelten Pflanzen stieg nicht über acht bis zehn Arten. Es fehlte gar nicht an Blumen, aber es waren immer dieselben. Eigenthümlich war die Vertheilung: es kamen immer Gruppen von einer oder zwei Arten, die sich manchmal durch eine ganze Prairie erstreckten; eine andere zeigte wieder eine andere Art. Oft standen die Blumen sehr zahlreich beisammen und bildeten gleichsam Beete; und in sofern fand allerdings Blumenreichthum Statt. Uebrigens sind, wie ich vermuthete, die Prairies im Sommer und Anfang des Herbstes viel reicher an Blumen als im Frühjahr; denn alsdann kommen alle die compositae, deren es sehr viele Arten geben soll und die meist auch längere Zeit in Blüthe stehen. Alle die poetischen Beschreibungen der Prairies, deren ich mich erinnere, bezogen sich auf den Sommer oder den Herbst; und wäre ich vier oder sechs Wochen später hier durch gekommen, so hätte ich sie wahrscheinlich in einem blumenreicheren Gewand gefunden.

Die späte Nachtfahrt hatte mich für einen gesunden Schlaf in einem Prairie-Blockhause genügend vorbereitet. Nach einer dreistündigen Ruhe stand ich gestärkt und erquickt wieder auf, um die Reise fortzusetzen. Hier aber mußte ich den Prairies Lebewohl sagen. Die Gegend wurde nun bergicht, und wir hatten einige Hügel zu übersteigen, bis nach Lawrenceburg, wo wir zum Frühstück hielten. Als alleiniger Gast konnte ich nicht umhin der Wirthin wegen des guten Caffees und der zarten Pfannkuchen, die sie mir vorsetzte,

eine Artigkeit zu sagen, die sie wohl aufnahm und ein Gespräch mit mir anknüpfte, was mir auf meiner dreimonatlichen Reise beinahe nie vorgekommen war; denn gewöhnlich waren die Wirthinnen einsylbig, und liefen fort, sobald sie ihren Caffee eingeschenkt hatten. Die Ausnahme in Lawrenceburg machte eine Kentuckerin, und sie versicherte mich, ich würde ihre Landsmänninnen hübscher finden, aber gewiß eben so freundlich wie sie, und an gutem Caffee würde es mir dort auch nicht fehlen; was mir gar nicht unangenehm zu hören war; ich war nehmlich so sehr daran gewöhnt schlechten Caffee zu bekommen, daß ich seit längerer Zeit aufgegeben hatte fernere Versuche zu machen, und vorzog mich an Thee zu halten.

Der zehn Meilen lange Weg nach Vincennes machte uns auch zu schaffen. Er war anfangs gut, und ich träumte schon in ein oder ein und ein halb Stunden dort zu sein, als die Schwierigkeiten sich zu zeigen anfangen. Diese bestanden in einem Marschland, das vom Hauptarme des Wabash-Flusses aus geht, dessen anderer Arm uns den anderen Tag so viel zu thun gegeben hatte. Das Wasser in dem Moraste war meist ein bis zwei Fuß tief, und der Weg durch denselben so ausgefahren, daß wir große Umwege machen mußten. Als wir bei einer solchen Gelegenheit den Weg verließen, geriethen wir in einen ziemlich tiefen Graben, aus dem uns die Pferde kaum herausbringen konnten. Zum Unglück zerbrach dabei etwas am Wagen, den wir mitten im Wasser beinahe ganz abpacken, und den ich noch bis zu einem nahen Hause, wohin wir uns zum Glück retten konnten, aus allen Kräften zusammen halten mußte, um sein Auseinanderfallen zu verhüten. An einer dieser tieferen Stellen begegneten wir einer Gesellschaft zu Pferde, worunter auch mehrere Damen. Eine derselben ritt ein etwas widerspenstiges Thier, das lange nicht aus der Pfütze, in die es hineingerathen war, heraus wollte, bis endlich ein Knecht abstieg, den Zügel des Pferdes ergriff und es auf diese Art zum Fortgehn nöthigte. Solche Abenteuer sind mit einer Reise durch Illinois verbunden. Das Land erinnert noch zu sehr an seinen Urzustand, und kann dem Reisenden eine Idee geben, wie die atlantischen Staaten vor hundert und mehr Jahren ausgesehen haben. Illinois ist übrigens nicht nur in Straßen zurück, sondern auch in vieler anderer Beziehung: Kirchen und Schulen sind noch sehr sparsam und mancher Pächter ist zehn bis zwanzig Meilen von der nächsten Schule und dem nächsten Dorfe entfernt.

Die vermögenderen unter ihnen helfen sich bei der Erziehung ihrer Kinder dadurch, daß sich drei oder vier Familien vereinigen und zusammen einen Privatlehrer besolden.

Neunundvierzigstes Capitel.

Vincennes in Indiana. Washington. Ankunft am Ohio und in Louisville in Kentucky. Liebliche Gegenden. Frankfurt, Lexington, Maysville. Einschiffung auf dem Ohio.

Ich verließ nun den Staat Illinois, der auf der rechten Seite des Flusses Wabbash aufhört, und betrat den Staat Indiana, indem ich nach Vincennes kam, das auf der linken Seite des Wabbash liegt. Wir passirten auf einer Fähre den Fluß, der ziemlich groß und bei hohem Wasserstande für Dampfschiffe zugänglich ist. Der Grund zu Vincennes wurde von den Franzosen gelegt, als dieser Landstrich noch in ihrem Besitze war; aber außer dem Namen hat sich wenig von ihnen erhalten, und jetzt steht wohl keines der älteren Häuser mehr. Trotz ihres Alters ist die Stadt noch sehr im Anfange begriffen.

Nach dem Mittagessen fuhr ich mit dem Postwagen weiter nach Louisville, in recht angenehmer Gesellschaft. Zwei junge Schönen saßen mir gegenüber, die freilich von einem anderen Herrn so gänzlich in Anspruch genommen wurden, daß mir nichts von ihrer Aufmerksamkeit zu Theil wurde. Sie hatten, wie ich aus dem Gespräche abnahm, den Tag zuvor in Vincennes, wohin sie mit dem Postwagen gefahren, an einem Balle Theil genommen, dessen Ereignisse sie in ihrem Gespräche mannigfach beschäftigten, und kehrten jetzt nach ihres Vaters Gute zurück, wo wir auch bald anlangten. Auf dem Boocke saß ein Irländer, der nach dem Nachtessen mit dem Rutscher Streit anfang; und es wäre vielleicht zu einer Schlägerei gekommen, wenn ich mich nicht ernstlich ins Mittel gelegt hätte. Wir kamen durch einen Ort Washington, der aber noch ziemlich in seiner Kindheit und eben so weitläufig ist als sein Namensvetter auf der atlantischen Seite der Alleghani. Rückwärts und vorwärts dieses Ortes überschritten wir die beiden Arme des weißen Flusses, die

beide nicht sehr groß sind, sich weiter unten vereinigen, und dann in den Wabbaß und mit diesem in den Ohio ergießen. In der Nacht schlief ich recht gut im Wagen. Mein einziger Gesellschafter war unwohl und hielt sich still; auch gab ich mich nicht viel mit ihm ab. Unser Frühstück zeichnete sich äußerst vortheilhaft aus, aber da ich mich ebenfalls ein wenig unwohl fühlte, so konnten wir ihm nicht die gehörige Ehre anthun, was unsere Wirthin recht sehr bedauerte. Das Land wurde immer gebirgiger, keine Ebenen und Prairies mehr, Hügel und Thäler in ununterbrochener Folge, die Hügel zum Theil von bedeutender Höhe; zahlreiche Buchenwäldungen mit vielen sehr stattlichen Bäumen. Die Wege waren viel besser, als wir sie die ganze Zeit in Illinois gehabt hatten, die Anpflanzungen viel zahlreicher und die Häuser viel wohnlicher; Alles deutete darauf, daß wir uns einem Lande näherten, das schon seit längerer Zeit dem Anbau unterworfen war. Es war eine neue Straße von Vincennes nach Louisville im Werke, aber noch nicht weit genug vorgerückt, daß wir sie hätten benutzen können. Dieses Unternehmen deutete auf regen Verkehr und starke Bevölkerung, und ließ uns noch Besseres in Kentucky, dem wir uns näherten, erwarten. Gegen Abend kamen wir an das Thal des Ohio, von dem man auf der dasselbe begrenzenden Höhe einen bedeutenden Theil übersehen konnte. Gerade zu unseren Füßen sahen wir New-Albany, das vier Meilen unter Louisville am diesseitigen Ufer des Stromes liegt. Es war hohe Zeit, daß wir ans Ufer gelangten, die Dampfschiffe schickte sich gerade zu ihrer letzten Fahrt an; und wären wir eine halbe Stunde später gekommen, so hätten wir die Nacht auf der Seite von Indiana zubringen müssen. Der Ohio machte seinem Rufe (die Franzosen nannten ihn *la belle rivière*) keine Ehre: statt eines schönen, hellen Wassers wälzte er trübe, gelbe Wogen mit unzähligen Baumstämmen und Nesten daher, und unser Boot mußte sich vorsichtig zwischen denselben hindurch einen Weg suchen; wie es schien, hatte es oberhalb stark geregnet. Angelangt auf der anderen Seite, im Staate Kentucky, mußten wir noch einige Meilen bis Louisville fahren, und es war ganz dunkel geworden, als wir endlich daselbst, am 19. Mai, ankamen.

Ich fand ein sehr gutes Wirthshaus, Galt house, das viel besser gebaut war, als manche andere amerikanische Gasthöfe. Vor dem Hause war eben eine große Versammlung von Bürgern, vor

denen ein gewisser Marshall eine auf das Schließen der Banken bezügliche Rede hielt. Man hatte nehmlich zu der Zeit gerade die Nachricht erhalten, daß die Banken von New-York, Boston, Philadelphia u. s. w. ihre Zahlungen eingestellt hatten; die in Louisville wollten ein Aehnliches thun, und die Absicht des Redners war das Volk zu überzeugen, daß diese Maßregel nöthig und selbst für das Land nützlich, und daß die Banken trotz dem noch aufrecht und zahlungsfähig seien. Ich zog mich zurück, noch ehe der Redner endigte; denn die dreitägige Fahrt hatte mich zu sehr ermüdet. Am Morgen vor dem Frühstück sah ich mich ein wenig in der Stadt um. Sie ist in dem gewöhnlichen Styl gebaut mit geraden breiten Straßen; die Häuser sind nicht sehr groß, aber ziemlich reinlich, und stehen oft weit auseinander; am Ufer lagen ungefähr zwölf Dampfschiffe, von denen die meisten zur Abfahrt den Fluß hinauf oder hinunter bereit waren.

Am 20. Mai um acht Uhr Morgens verließ ich Louisville in der Postkutsche. Der Weg war sehr gut, eine Art Chaussee (turnpike); dem ungeachtet fanden unsere vier wohlgenährten Schimmel die Ladung ein wenig schwer; denn wir waren ungefähr sechzehn Personen, schwarze und weiße durch einander. Die Umgegend von Louisville gleicht ganz einem Parke. Die damals schön grünen Felder und häufigen Wiesen sind meist von stattlichen Wäldern getrennt und eingeschlossen; die Wohnungen haben ihre Gärten und Wäldchen in der Nähe, und man sollte meinen, es sei bei der Anordnung der Wälder und Felder Kunst im Spiele gewesen. Ich meine nie etwas Schöneres der Art gesehen zu haben. Je weiter wir aber von Louisville wegfamen, je mehr verlor sich dieß. Das Land wurde weniger fruchtbar, die Wälder nahmen zu, die Felder waren nicht in so gutem Zustande und wurden durch Baumstämme verunstaltet; doch war die Gegend noch immer sehr schön, wenn auch wilder und weniger lieblich. Einzelne Landhäuser hatten eine allerliebste Lage hinter Büschen, oft auf kleinen Anhöhen, deren Abhänge größtentheils mit dem hellen Grün der jungen Saaten bekleidet waren. Wie es scheint, sind die Leute hier große Freunde von Schatten und sorgen dafür reichlich. Die Gebüsche bestehen meist aus den hier einheimischen Akazienbäumen, die gerade in Blüthe waren, und das Auge durch ihre lieblichen Blumen, das Geruchsorgan durch das ihnen entströmende Aroma erquickten. Die Hecken der verschiedenen Felder waren

aus jungen Akazienbäumen gebildet, deren Holz für die Einzäunungen äußerst gesucht ist, weil es beinahe gar nicht von der Fäulniß angegriffen wird. In den Wäldern bewunderte ich besonders die schönen Buchen, die hier mit vieler Sorgfalt gezogen und geschont werden. Man hat den Werth des Holzes kennen gelernt und ist sehr vorsichtig mit Ausrotten von Wäldern. Unser heutiges Ziel war Frankfort, das von Louisville funfzig Meilen entfernt ist, und wo wir, obgleich wir uns geraume Zeit am Mittagstische aufhielten, bei guter Zeit ankamen. Auf den guten Wegen, mit den berühmten kentuckischen Pferden legten wir trotz der drückenden Hitze und der bedeutenden Ladung, gewöhnlich sieben Meilen in der Stunde zurück.

Frankfort, die Hauptstadt des Staates Kentucky, liegt am Flusse Kentucky in einem schmalen, von steilen Anhöhen eingeschlossenen Thale. Die Straße brachte uns gerade über der Stadt auf die Höhe, wir sahen sie daher nicht eher, als bis wir ganz in der Nähe waren. Es ist ein hübscher Ort, nicht zu regelmäßig, mit mehreren niedlichen Häusern. Das Capitol (Staatshaus) hat die Form eines griechischen Tempels und ist mit einer kleinen Dach-Kuppel versehen. Da wir ziemlich früh ankamen, so machte ich einen Spaziergang auf eine Höhe hinter der Stadt, von wo ich eine etwas ausgedehntere Aussicht hatte, und den Fluß bis zu der starken Biegung, die er unterhalb macht, verfolgen konnte. Ich sah gerade ein Dampfschiff heraufkommen, auf dessen Ankunft von Louisville her man schon seit einigen Tagen gespannt war. Die Entfernung von dieser Stadt zu Wasser beträgt vielleicht die dreifache des Landweges: wir waren daher früher in Frankfort angekommen, obgleich wir Louisville ein oder zwei Tage später als das Dampfschiff verlassen hatten. Der Kentucky ist bei Frankfort wohl nicht größer als die Limmat bei Zürich, und bei gewöhnlichem Wasserstande kann kein Dampfschiff bis nach der Stadt heraufgehen, sie pflegen daher den hohen Wasserstand zu benutzen. In der Nacht kamen noch zwei andere Boote an, die alle während derselben ihre Waaren ausluden, andere einnahmen, und am Morgen zur Rückfahrt sich rüsteten, um vor dem Ablauf des hohen Wassers in den Ohio zurück zu kommen.

Am folgenden Tag, Sonntag den 21. Mai, fuhr ich nach Lexington. Wir näherten uns nun oder befanden uns vielleicht schon in dem sogenannten Garten von Amerika, von dem man so viel Ruhmens macht. Aber die Gegend von Louisville, die, ohne so

berühmt zu sein, mir so überaus schön erschienen war, hatte meine Erwartungen dermaßen gesteigert, daß ich mich nicht ganz befriedigt fand, obgleich ich dem Land seinen Ruhm nicht streitig mache, den es mit Recht verdient. Versailles, das halbwegs zwischen Frankfurt und Lexington liegt, ist ein recht freundlicher Ort. Die Leute gingen gerade in die Kirche, was die Straße sehr lebhaft machte. Die meisten Kirchgänger, Frauen, Kinder, Männer, selbst oft die Sklaven waren zu Pferde. Eine sehr interessante Gruppe, die ich gerade während des zu Pferde Steigens beobachtete, war folgende: Die Frau mit einem Kinde auf dem Arm ritt eine Stute, um die ein niedliches Füllen muthwillig herumsprang; der Vater hatte den ältesten Knaben hinter sich auf dem Pferde sitzen und ein anderes Kind quer über den Sattel vor sich liegen. Wie es scheint, geht man hier nie zu Fuße, und fährt sehr selten, sondern reist immer zu Pferde.

Lexington ist ein ziemlich bedeutendes Städtchen. Ich fand viele Fremde dort, die sich alle Dr. Websters wegen, der auf einer Reise nach dem Westen begriffen war, hier eingefunden hatten; es war beschlossen worden ihm ein großes Mittagessen zu geben und die Theilnehmer stellten sich von allen Seiten her ein. Ganz in der Nähe von Lexington wohnt auf einem hübschen Landsitze Senator Clay, um dessen willen sich Webster wohl hauptsächlich in Lexington eingefunden hatte; denn diese beiden Staatsmänner sind nicht blos politische, sondern auch persönliche Freunde. Die Umgebungen von Lexington deuten die etwas hohe Lage des Ortes an. Sie bestehen meist aus hübschen reichen Wiesen, die mit niedlichen Wäldchen abwechseln, aber das Thal ist zu eben, und es fehlen, um eine malerisch schöne Landschaft zu bilden, die umschließenden Höhen. Die Akazien sind auch hier in großer Anzahl vorhanden, und tragen zu dem lieblichen Ansehen des Thales viel bei. Bei meinem Ausfluge in die Nähe machte ich eine äußerst reiche Ausbeute an Pflanzen; ich hatte freilich auch einen ausgezeichneten Führer gefunden an dem trefflichen Botaniker Dr. Short, der als Professor an der dortigen medicinischen Schule angestellt ist. Auffallend war mir die Mittheilung, daß hier, wo das Klima gewiß viel milder und wärmer als bei uns ist, die *Robinia viscosa* und *hispida* gar nicht gedeihen wollen; wenigstens soll es sehr schwer halten sie zum Blühen zu bringen. Im Ganzen hat übrigens Kentucky ein herrliches Klima, und steht wohl in der Beziehung über den meisten anderen Staaten;

daher man es auch in dieser Hinsicht mit Recht den Garten der Vereinigten Staaten nennt. Die Einwohner bilden in politischer Hinsicht gleichsam ein verbindendes Glied zwischen den Nord- und Südländern, sie sind im Ganzen den Grundsätzen der Whigs zugehan, aber als Besitzer von Sklaven nähern sie sich wieder den Einwohnern der Sklavenstaaten, die im Ganzen eingeseifte Demokraten sind. Die Anomalien, die sich bei der Bildung dieser politischen Parteien zeigen, sind oft wirklich sonderbar. Die Pflanzler, die gewiß zehnmal mehr aristokratischen Sinn haben, als ein neuengländischer Pächter, der den Grundsatz der allgemeinen Gleichheit im Leben ausübt, sind Demokraten, während jener für die Whigs stimmt, die im Ganzen conservative Grundsätze haben und eher auf Aristokratie Anspruch machen können, als die andere Partei.

Von Lexington wandte ich mich nun wieder nordwärts dem Ohio zu, um mich in Mayesville auf demselben einzuschiffen und weiter nach dem Osten meine Reise fortzusetzen. Nur um das schöne Kentucky zu sehen, hatte ich diesen Fluß bei Louisville verlassen, wo ich mich sogleich hätte einschiffen können. Montag, den 22. Mai verließ ich Lexington, meinen Sitz, wie gewöhnlich auf dem Boote der Postkutsche einnehmend. Wir kamen bei der kürzlich aufgeführten Universität vorbei, die mir ihrer eigenthümlichen, gemischten Bauart wegen auffiel, denn ich zählte sechs verschiedene Arten Fenster an diesem Gebäude; vom Innern kann ich nichts sagen, da ich es nicht in Augenschein genommen habe. Der erste Ort von Bedeutung, durch den wir kamen, war Paris, wo wir Pferde wechselten. Es entspricht nicht seinem bedeutenden Namen; es ist nicht so groß als Versailles, und auch nicht einmal so freundlich und reinlich. Hier hörte ich zum ersten Mal von dem Unglück sprechen, das ein Dampfschiff, Ben Sherod, auf dem Mississippi getroffen hatte; es war nehmlich zwischen Baton rouge und Natchez in Brand gerathen, und sehr viele von den zahlreichen Passagieren hatten dabei ihr Leben verloren. Das Boot mußte nur einen Tag hinter dem unsrigen gewesen sein, und merkwürdiger Weise waren vierzehn Tage vergangen, ehe ich das Geringste davon gehört hatte. Ich dachte damals nicht daran, daß die Meinigen, denen ich meine Abreise von New-Orleans gemeldet, aber, durch die Umstände gehindert, nach der Zeit nicht wieder geschrieben hatte, durch die Nachricht von dem Brande dieses Bootes in Sorgen gerathen könn-

ten, aber leider war dieß der Fall gewesen, und sie blieben lange Zeit in Ungewißheit, da mein nächster Brief eine ziemlich lange Ueberfahrt machte. Die Postverbindungen zwischen New-Orleans und New-York finden nicht durch das Thal des Mississippi Statt, und die Nachricht von dem Brande war gewiß schon lange in New-York, ehe wir sie oben am Ohio erfuhren. — Die Gegend von Paris ist weniger angebaut, doch gibt es immer einzelne kleine liebliche Thäler. Die Licking springs, so heißt ein ziemlich besuchter Badeort am Flusse Licking, lagen auf unserem Wege; es war aber schon Nacht geworden, als wir hier ankamen, so daß ich nichts von den Umgebungen sehen konnte, die sehr schöne Punkte darbieten sollen. Es wurde in der Nacht ziemlich kalt, und ich suchte im Innern der Kutsche Wärme und Schlaf. Die letzten zwanzig Meilen nahmen uns viel Zeit weg, es ging viel bergauf und bergab, und die Pferde schienen nicht mehr so gut zu sein wie bisher. In der Nacht um zwei Uhr erreichten wir Maysville am Ohio. Es ist von Lexington sechzig Meilen entfernt, und wir hatten ungefähr zehn Stunden gebraucht, um diesen Weg zurückzulegen. Wie unser Postwagen die Anhöhe hinter der Stadt gegen den Fluß hinunterfuhr, sah ich ein Dampfschiff ankommen, und es fand sich, daß es im Begriff war die Fahrt den Fluß hinauf sogleich fortzusetzen, ich ließ daher mein Gepäck an Bord bringen, und habe so von der Stadt gar nichts gesehen.

Funfzigstes Capitel.

Die Fahrt den Ohio hinauf. Portémouth. Dampfboot's-Anekdote. Guyandotte in Virginia, Charleston. Der Fluß Kenhawa. Das Felsenthal des New-River.

Es war vier Uhr geworden, als unser Boot den Landungsplatz verließ, die Leute in der Cajüte singen schon an lebendig zu werden und der schwarze Aufwärter hatte die noch schlafenden schon mit seiner Schelle geweckt; ich hielt es daher für das Beste, nicht zu Bett zu gehen und den Schlaf auf den nächsten Abend zu versparen. Die neunzig Meilen von hier bis Guyandotte waren überdieß die einzige Gelegenheit für mich, den Ohio und seine waldigen Ufer zu sehen, und ich wollte ja nichts von den Schönheiten derselben

unbeobachtet vorübergehen lassen. Unsere Gesellschaft war von ziemlich gemeiner Art, wie ich es schon aus der alten etwas verfallenen Beschaffenheit des Bootes hatte abnehmen können. Der Capitain schien mich höher zu taxiren, als seine übrigen Passagiere, indem er von mir fünf Thaler für neunzig Meilen forderte, während andere Reisende für neunhundert Meilen nur zwölf Thaler bezahlt hatten. Bei geringen Entfernungen muß man übrigens auf den Mississippi-Booten immer mehr bezahlen, als wenn man eine große Strecke auf einem und demselben Boote zurücklegt; auch gibt es bei großen Entfernungen eher feste Preise, während man bei hundert Meilen und darunter ganz von der Willkühr des Capitains abhängt, dem man nichts als Unterwerfung entgegenstellen kann. Das Wetter war recht angenehm, ich blieb daher die ganze Zeit auf dem Verdeck. Die Ufer waren meist steile Abhänge, die im Ganzen sehr schön bewaldet, namentlich oft mit stattlichen Buchen und Platanen geziert waren. Hinter diesen eigentlichen Ufern erhoben sich in größerer oder geringerer Entfernung Hügelreihen, die das Flußthal einschlossen, das bedeutende Strecken des reichsten Landes enthält und größtentheils angebaut ist. Unmittelbar am Flusse wohnen bloß die Holzhändler, die gewöhnlich müßig am Ufer standen, oder unter ihren Piazzen hingestreckt lagen. Das Holz war meist auf flache Boote geladen, was den Dampfschiffen das Anhalten sparte. Das mit Holz gefüllte Boot wurde nehmlich angehängt und so viel von seiner Ladung an Bord genommen, als der Capitain kaufen wollte; und nachdem dieß geschehen, ließ man es wieder gehen, und mit Hülfe der Strömung kehrte der Eigenthümer ohne Mühe nach Hause zurück. Beim Herunterfahren können die Dampfschiffe ihr Holz wohl kaum auf eine so bequeme Weise einnehmen. Auf der ganzen Fahrt sahen wir bloß einen Mann mit Arbeit beschäftigt, was eine so große Seltenheit war, daß sich die ganze Schiffsgesellschaft darüber lustig machte. Ueberhaupt scheinen mir die am Ufer wohnenden Leute sich gar nicht in sehr wohlhabenden Umständen zu befinden, woran gewiß ihre Faulheit Schuld ist; ich spreche nicht von den eigentlichen Bauern, die in einiger Entfernung vom Flusse wohnen, sondern von diesen Holzmachern, die meist zu den niedrigsten Classen gehören.

Wir kamen gegen Mittag nach Portsmouth, einer ziemlich bedeutenden Stadt, zum Staate Ohio gehörig, die mir auch insofern

merkwürdig war, als sie der einzige Punkt war, wo ich diesen Staat berührte. Von Louisville hätte ich nach Cincinnati, der blühenden Hauptstadt desselben, gehen können, hatte es aber vorgezogen, Frankfort und Lexington zu besuchen und auf Cincinnati Verzicht geleistet; denn beides ließ sich nicht gut vereinigen, ohne den Weg nach Louisville zurückzumachen. Bei Portsmouth mündet sich in den Ohio der Scioto, der einem Canal Nahrung gibt, der bis an den Lake Erie geht und auf diese Weise den Mississippi mit den großen Seen und durch den Erie-Canal mit New-York und auf der anderen Seite mit Quebeck in Wasserverbindung bringt. Die ganze Länge des Canals von Portsmouth bis Cleveland, wo der Canal in den Lake Erie mündet, beträgt dreihundertvierunddreißig Meilen. Er wird, wie es scheint, viel gebraucht und hat dazu beigetragen, Portsmouth zu heben.

Einer der Passagiere erzählte folgende Geschichte, die vor Kurzem in Cincinnati vorgefallen sein sollte. An den Schreiber eines Bootes, das zur Abfahrt bereit lag, wendete sich ein Mann mit der Frage: „Fahrt ihr bald fort?“ Auf dessen bejahende Antwort brachte er sein Gepäck an Bord und mischte sich in die Schiffs-Gesellschaft. Einige Zeit darnach fragte ihn der Schreiber, wie weit er gehen wolle. Er erwiderte „dreißig Meilen, ich will es euch schon sagen, wenn ich landen will,“ und zahlte für seine dreißig Meilen. Nach Verfluß einiger Stunden wandte er sich wieder an den Schreiber und sagte: „Ich kann mich nicht erkennen und weiß gar nicht, wo wir sind; wie viel Meilen haben wir gemacht? „Ungefähr vierzig“ erwiderte der Schreiber. Genug der arme Mann konnte seinen Landungsplatz nicht finden, und am Ende zeigte es sich, daß er die ganze Zeit geglaubt hatte, daß Boot fahre den Fluß hinunter, während es hinauffuhr. Der Capitain ließ ihn nun an's Land setzen, nachdem die Anzahl Meilen, für die er bezahlt hatte, schon lange zurückgelegt waren. Wie lange er gewartet haben mag, bis ihn ein den Fluß hinuntergehendes Dampfschiff mitgenommen, weiß ich nicht.

Eine ähnliche Geschichte trug sich vor Kurzem in New-York zu. Das Dampfschiff nach New-Haven und das nach Amboy gehen beide um sieben Uhr des Morgens von verschiedenen Punkten ab. Ein junges Ehepaar, das auf einer Hochzeitsreise begriffen war, wollte nach Amboy fahren. Der Mann läßt seine Frau durch einen Kutscher nach dem Boote fahren, während er selbst noch einige

Geschäfte besorgen will. Der Kutscher aber fährt sie unglücklicher Weise nach dem unrechten Boote, nemlich nach dem, das nach New-Haven geht, wo sie sich einstweilen in die Damencajüte begibt und ruhig auf den Mann wartet. Das Boot fährt ab, der Mann zeigt sich nicht, sie denkt aber, er sei in der Herrencajüte und bleibt ganz ruhig, bis endlich der Capitain kommt, um das Geld bei ihr einzuziehen; sie weist ihn an den Mann, und da zeigt es sich, daß sie auf einem unrechten Boote ist. Der Capitain, ein sehr gefälliger Mann, läßt dem gerade von New-Haven nach New-York kommenden Boote ein Signal geben, hält an und bringt sie nebst ihrem Gepäcke auf dieses Boot, das sie hoffentlich glücklich nach New-York geführt haben wird in die Arme ihres über das Verschwinden seiner Frau gewiß in Verzweiflung sich befindenden Ehemannes.

Gegen Abend kamen wir in Guyandotte, Grenzstadt von Kentucky und Virginia an, wo ich den Ohio verließ, und ich muß es sagen, nicht mit Bedauern; denn dieser Fluß ist ein wenig einförmig, und man sieht sich am Ende müde an den ewigen Pappeln, Buchen, Ahornen, Platanen u. s. w. Unser schlechtes, schmales Boot bewegte sich übrigens so langsam stromaufwärts, daß die verschiedenen Gegenstände zu lange vor den Augen blieben. Eine Fahrt den Fluß hinunter, mag angenehmer, aber auf die Länge gewiß auch ermüdend sein. In dem am Flusse erbauten Gasthose zu Guyandotte wurden wir sehr gut aufgenommen, und ich entschädigte mich für die vorhergehende schlaflose Nacht.

Am Morgen des 24. Mai's reiste ich mit der stage von Guyandotte ab, um meine Reise nach Virginia fortzusetzen. Die Reisegesellschaft war ziemlich zahlreich, darunter eine Mutter mit ihrer Tochter. Ich fuhr den ersten Tag beinahe fortwährend auf dem Bocke, und machte daher mit den Insassen des Wagens keine Bekanntschaft. Die Wege waren nicht ausgezeichnet, der Regen hatte sie verdorben, aber sie waren doch mit vieler Umsicht angelegt, und namentlich mit guten Brücken versehen. Wir hatten ziemlich bedeutende Berge zu übersteigen, die mit dem Namen muddy creek mountains bezeichnet werden und kamen an manchen recht hübschen Punkten vorbei; leider war aber das Wetter im Ganzen nicht sehr günstig. So wie wir uns dem Thale des Kenhawa-Flusses näherten, wurde die Gegend lieblicher und milder, einige der Pächterwohnungen sahen wirklich idyllisch aus. Wir kamen an mehreren

mounds vorbei; einer derselben war ziemlich hoch und schien früher bewachsen gewesen zu sein. An einer anderen Stelle zeigte uns der Rutscher eine kleine Erhöhung, die eine entfernte Aehnlichkeit hatte, mit einem Wall; er meinte es seien Reste eines indianischen Forts; ich zweifle aber daran.

Charleston, unser Nachtquartier, ist ein kleines, freundliches Städtchen auf der anderen Seite des Kenhawa, den wir auf einer Fähre passiren mußten. In der Nacht war ein starkes Gewitter und als wir am Morgen um vier Uhr in den Wagen stiegen, machte man uns damit Sorge, daß die Bäche oberhalb wahrscheinlich so sehr angeschwollen sein würden, daß wir wohl den Ablauf des Wassers würden abwarten müssen. Wir fuhren längs dem Ufer des Flusses dahin. An beiden Seiten waren Salzwerke, deren Lager nicht so sehr tief und ganz in der Nähe, wohl unter dem Flusse zu sein schienen. Neben denselben befinden sich bedeutende Kohlenlager, so daß man das Salz auf eine höchst wohlfeile Art bereiten kann. Mittels Dampfpumpen wird das mit Salztheilen geschwängerte Wasser in die Pfannen gepumpt und die Kohlen werden von den Bergwerken auf Holzschienenbahnen nach den Salzwerken geführt. Ungefähr zehn Meilen oberhalb Charleston liegt ein sehr großes Dorf, Saline, das beinahe ganz von Leuten, die mit der Gewinnung des Salzes auf die eine oder andere Art zu thun haben, bewohnt wird. Ein Wolkenbruch, dessen Spuren wir im Ohio bei Louisville gesehen hatten, hatte hier große Verheerungen und bedeutenden Schaden angerichtet. Der Fluß war in kurzer Zeit so hoch gestiegen, daß er viele der am Ufer liegenden Salzfüßer fort schwemmte, die natürlich ganz verloren gingen. Die Bäche, die der Regen so sehr angeschwellt haben sollte, legten uns übrigens keine Hindernisse in den Weg, und wir konnten nach dem Frühstück unsere Reise ungehindert fortsetzen. Wir kamen nun bald zu den Fälen des Kenhawa, die von einer breiten Felsenplatte gebildet werden, über die der Fluß hinunterfällt. Oberhalb kommen zwei Flüsse zusammen, die nach ihrer Vereinigung den Namen Kenhawa führen, und oberhalb Gauley und New-River heißen. Wir fuhren über den Gauley auf einer Brücke, verließen sodann das Thal und folgten dem Wege über die Berge, der sich an einem steilen Abhänge hinschlängelte, zur Linken hoch aufgethürmte Felsen, zur Rechten ein tiefer Abgrund, in welchem der New-River brauste. Um

diesen malerischen Anblick besser zu genießen, hatte ich mich auf die Decke der Kutsche gelagert, da der Sitz auf dem Boche von einem Anderen in Beschlag genommen war. Die Felsen zu unserer Linken waren meist reichlich überwachsen, und bildeten Vorsprünge, die mit einem üppigen Teppich von Rhododendron (*Rhododendron maximum*) überzogen waren, deren große violette Blumen sich gerade öffneten; hie und da kamen Azaleen zur Abwechslung, dann wieder immergrüne Sträucher, und ich wußte wirklich nicht, was ich mehr bewundern sollte, den Reichthum der Vegetation oder die kühnen wilden Formen der Berge. Weiter unten hatte ich zum ersten Mal Büsche der *Magnolia glauca* gesehen, deren Blumen freilich nicht mit denen ihrer südlichen Schwester verglichen werden können; es fehlt den Blumenblättern an dem saftigen, glänzenden Weiß, das denen der *grandiflora* so viel Reiz gibt. Um den Pferden das Ersteigen des steilen Berges zu erleichtern, war ich abgestiegen, und ich eilte mich in den Besitz einiger dieser Rhododendron-Blumen zu setzen. Ich erreichte einen der Sträucher, der an Frische, Pracht und Reichthum der Blumen und Blätter Alles übertraf, was ich je in Europa im Garten gesehen hatte. Schon aus der Ferne ragten diese Vorsprünge mit ihren farbigen Ueberhängen aus den grünen Umgebungen hervor, und ich erinnerte mich an die rosenrothen Teppiche, mit welchen die Alpenrose (auch ein Rhododendron) ganze Stellen der Alpen bekleidet. Aber die bescheidenen kleinen Büsche der Alpenrosen lassen sich kaum neben diesen zwei bis sechs Fuß hohen Strauch stellen mit seinen glänzenden Blättern und seinen zahlreichen üppigen Blumen. Als wir die erste Höhe gewonnen hatten, hielt der Kutscher und ließ uns nach dem Habichtsneste gehen (*Hawks nest*), so heißt ein Felsen, der weit in den Abgrund hervorspringt. Das Thal, durch das sich der New-River durchdrängt, macht gerade oberhalb eine Wendung. Das Habichtsnest befindet sich gleichsam im Winkel der Beugung, und man sieht von da das Thal hinauf und hinunter. Die Höhe ist sehr bedeutend und vielleicht tausend Fuß, so daß, obgleich wir auf einer senkrechten Höhe zu stehen schienen, wir uns vergeblich bemühten Steine in den Fluß zu werfen. Die ganze Gegend, die man übersieht, ist im wilden Urzustande, von Civilisation oder Urbarmachung sind keine Zeichen wahrzunehmen. Wälder, Wasser, Felsen bilden die Bestandtheile des Gemäldes; einige Schritte hinter uns zog sich die Straße durch,

die einen eigenthümlichen Gegensatz bildete gegen die wilde Einsamkeit der vor uns ausgebreiteten Scene. Die Ungeduld des Kutschers rief uns ab, er hatte schon einige Mal in sein Horn gestoßen. Wir verließen hier das Flußthal und wandten uns quer über die Berge; wir kamen noch viel höher, blieben aber meist in kleinen Thälern, so daß wir weiter keine Aussicht hatten.

Unser Mittagessen nahmen wir bei einem Jackson man ein, den wir nach dem Essen von seiner politischen Meinung dadurch abzubringen suchten, daß wir ihn zwingen wollten, uns auf unsere Fünfthalerscheine Silber herauszugeben. Wir fanden aber einen wirklich liberalen Mann an ihm, der erklärte, Silber habe er keins, er wisse aber recht gut, in welche Verlegenheit Reisende in solchen verwirrten Zeiten jetzt kämen, und wolle lieber auf seinen halben Thaler Verzicht leisten, wenn er Jemandem damit dienen könne. Wir mußten darauf mit unserem Silber herausrücken und unser Papier einstecken, in der Hoffnung am nächsten Ort einen silberreichern Wirth zu finden. Zum Glück hatte ich all mein Geld in United states-Banknoten, die man überall sehr gern annahm, während man mit anderen Banknoten oft Schwierigkeiten hatte. Beim Wegfahren von diesem Orte wurde ein Deichselpferd widerspenstig, das der Kutscher auf folgende Weise in Ordnung brachte. Er band ihm um den Kiefer einen Strick, den er an das vordere Pferd befestigte, so daß dieses zu gleicher Zeit die Kutsche und den hinter ihm sich befindenden widerspenstigen Gaul fortziehen mußte; so kam es auch nach und nach in Gang und fing bald an zu ziehen. Eine der Damen war ungemein ängstlich und hatte sich mit Gewalt aus dem Wagen gemacht; ihr zu Liebe mußten wir daher eine ziemliche Strecke zu Fuß gehen, was in Folge des kürzlich eingetretenen Regens gerade nicht besonders angenehm war.

In unserem Nachtquartier langten wir spät an, fanden viele Gäste, und mußten froh sein, noch freie Betten zu finden. Der Regen dauerte beinahe die ganze Nacht hindurch, und am Morgen mußten wir vom Wirthshause nach der Kutsche durch tiefen Koth waten. Wir waren schon nach zwei Uhr weggefahren, und es dauerte lange, ehe wir Tageslicht bekamen. Die Gegend war höchst einförmig und der Weg oft sehr jähe, was mich oft zum Aussteigen und Gehen veranlaßte. Die Vegetation deutete auf eine hohe Lage; sie war ungefähr so weit vorgerückt, wie vor acht Wochen zu Sa-

vannah. Die Eichen waren im Ausschlagen begriffen; Azaleen, Dogwood standen gerade in Blüthe, letzterer jedoch nicht in der Pracht und Ueppigkeit, wie ich ihn im Süden gesehen hatte. Auf der östlichen Seite der Berge, wohin wir im Laufe des Tages gelangten, zeigte sich eine Vegetation, die etwas von der auf der westlichen verschieden war. Im allgemeinen war sie weniger vorgerückt, nicht so südlich, und der Boden auch weniger reich und fruchtbar. Die Gipfel und Hochebenen, so wie alle Abhänge nach Osten und Norden, waren im Besitze der Eichen, während die steilen, schroffen Bergwände und die südlichen Abdachungen von Nadelhölzern eingenommen wurden. Das sanfte zarte Grün der sich entwickelnden Knospen der Eichen bildeten vermöge der verschiedenen Arten der Bäume und der verschiedenen Entwicklungsstufen des Wachstums verschiedene Schattirungen mit sehr lieblichen Uebergängen, und ich hatte das junge Eichengrün noch nie in solcher Mannigfaltigkeit und in so großen Massen wahrgenommen; es bot dieser Anblick ein würdiges Seitenstück dar zu dem Farbenspiele der Ahornwälder im Herbst, und wäre vielleicht ein belohnendes Studium für den Pinsel eines geübten Malers. Weiter unten in den Thälern fand ich eine reiche Sammlung von Azaleen in verschiedenen Farben: rosenroth, hellroth, dunkelroth, weiß, gelblich, gelb, dunkelgelb. Es war nicht die prächtige *Azalea nudiflora*, die so viele Farben-Varietäten zeigte (sie hat allerdings sehr verschieden gefärbte Blumen, aber es sind meist bloße Schattirungen der hellrothen Farbe), sondern eine bescheidenere Art *A. calendularia*. Ich sammelte mehrere schöne Exemplare ein, aber beim Trocknen zeigte sich, daß alle so ziemlich einer Farbe geworden waren. Ein eigenes Naturspiel zeigte sich an mehreren Blumen dieser Pflanze, die sich in eine wässerig zellige Anschwellung, einem Apfel ähnlich, ausgedehnt hatten. Wirklich nannte sie einer der Mitreisenden Apfel (honey suckle apple), und behauptete, es seien Früchte. Ich suchte ihn zu belehren, aber vergeblich, indem er die Definition aufstellte, alles Eßbare sei eine Frucht. Ich wandte ein, daß er nach dieser Definition Salat für eine Frucht erklären müsse, weil derselbe gegessen würde; er hielt sich aber nicht für geschlagen, und meinte, ein Fremder könne ja solche Sachen nicht so gut verstehen, als ein Landeskind.

Mit einem anderen Mitreisenden, einem Pächter aus Virginia, der eine Reise nach dem Westen gemacht hatte, um sich wegen an-

zukaufenden Landes umzusehen, kam ich in ein Gespräch über die Sklaverei, wodurch ich Dinge erfuhr, die ich unglaublich gefunden hätte, wenn der Mann, der sie mittheilte, nicht ein zu guter Zeuge gewesen wäre. Er erzählte nehmlich ganz naiv, daß er, um die Sklaven der Umgegend in Ordnung zu halten, Abends und Nachts die Runde zu machen pflege, und wenn er bei einer solchen Gelegenheit einen Neger treffe, der nicht Rede stehen wolle, oder der ihm sonst verdächtig erschiene, so bringe er ihn durch einen leichten Schuß mit Schrot zum Stehen; begegne er am Tage einem Sklaven, der eine Flinte trage, was ihnen oft von nachsichtigen Eigenthümern erlaubt wird, so nehme er sie weg und behalte sie für sich. Dieser Mann fühlte sich gleichsam bevollmächtigt, für die Handhabung der gegen die Sklaverei gegebenen Gesetze zu sorgen, und wurde in der ganzen Umgegend als der Hüter der Sklaven angesehen, was er sich zur großen Ehre anrechnete. Ohne die genaue und strenge Aufsicht, die er führte, meinte er, hätte gewiß schon mancher Neger-Aufstand Statt gefunden. Der Mann fühlte so wenig das Rohe und Unwürdige seiner Handlungsweise, daß er meine ironischen Fragen und Bemerkungen arglos hinnahm, — ein Beispiel, zu welcher Demoralisation das Sklavenwesen führt. Die Eigenthümer der Sklaven werden ohne Zweifel dem Mann für die Schüsse, die er thut, als eine Züchtigung für die Wegläufer und eine derbe Lektion für die übrigen, dankbar sein.

Einundfunfzigstes Capitel.

Lewisburg. White sulphur springs. Die Alleghani-Berge. Sweet springs. Fincastle. Buchanan. Die natürliche Brücke. Lexington.

So wie wir uns Lewisburg näherten, fing die Gegend an ebener und milder zu werden; es zeigten sich mehrere Pachthöfe, von denen einige recht freundlich dalagen. Sobald wir in Lewisburg angekommen waren, erkundigte ich mich nach der besten Art zu der natürlichen Brücke zu gelangen, die auf dem Wege zwischen Fincastle und Lexington liegt, und es zeigte sich, daß ich von meiner Reisegesellschaft abgehen und meine Reise allein fortsetzen mußte.

Jenseits Lewisburg mußte der Wagen durch einen kleinen Fluß fahren, der einige Tage zuvor so angeschwollen war, daß, wenn unsere Ladung nicht so leicht und unsere vier Pferde nicht so stark gewesen wären, die heftige Strömung uns hätte gefährlich werden können. In unserem Wagen war kein Passagier, ich saß mit dem Kutscher auf dem Bocke, und wir waren wenigstens vor dem eindringenden Wasser gesichert. Ich möchte wissen, wie es meiner früheren Reisegesellschaft gegangen ist, die in der anderen stage nachfolgte, und schlechtere Pferde und schwerere Ladung hatte. Eine Strecke weiter oben sahen wir die Ueberreste der Brücke, die das Waldwasser weggeschwemmt und die man noch nicht Zeit gehabt wiederherzustellen, indem sogar ein Theil des Fundaments mit weggerissen war. Der Weg folgte dem kleinen Flusse, der von den White sulphur springs herkommt, und den wir noch zweimal in einer Furth durchkreuzen mußten, ehe wir an diesen berühmten Badeort gelangten, der unter den in Virginia befindlichen Brunnenorten gewiß zu den besuchtesten zu zählen ist. Die Quelle gehört unter die Schwefelwasser, und wird hauptsächlich zum Trinken benutzt; die Einrichtungen zum Baden sind so unbedeutend (ich sah bloß vier Badewannen), daß ich daraus schließen mußte, das Wasser werde wenig oder gar nicht zum Baden gebraucht. Die Quelle liegt unter einem kleinen Tempel, mitten auf einem grünen, viereckigen Plage, dessen Seiten von dem Speisesaal, den kleinen Wohnhäusern und den anderen Wirthschaftsgebäuden eingeschlossen werden. Die Wohnhäuser, die eher den Namen Hütten verdienen, bestehen meist aus einem Zimmer, doch hat man auch einige größere gebaut, die für Familien bestimmt sind und mehr Bequemlichkeit darbieten. Manche der Hütten liegen hie und da in der Umgegend zerstreut. Der Wald und die Berge drängen die ganze Anstalt von allen Seiten ein, und außer dem Fahrwege gibt es weiter keine Gänge für Invaliden, während die Gesunden, die Lust zum Klettern haben, in den umliegenden Wäldern hinreichende Beschäftigung finden mögen. Die Badegäste waren sehr wenig zahlreich, wie es auch die Jahreszeit mit sich brachte, wir entführten den Wenigen noch Einen. Unser Mittagessen nahmen wir nicht im Badeorte ein, weil wir nicht gern mit Warten Zeit verlieren wollten, und erhielten dafür ein recht schlechtes in einem einsam liegenden Wirthshause. Wir folgten fortwährend dem kleinen Flusse, der zu einem unbedeutenden Bache her-

abgesunken war; er kreuzte unseren Weg alle Augenblicke und ich habe vergessen, wie oft wir während sechs Meilen durch ihn fahren mußten. Wir befanden uns hier mitten in den Alleghani-Bergen und kreuzten sie, beinahe ohne daß ich es merkte; ich hatte mir nehmlich hohe Berge unter ihnen vorgestellt, um so mehr, da die vorliegenden Bergreihen zum Theil eine bedeutende Höhe erreicht hatten, und fand nun, daß wir nicht so sehr hoch stiegen. Aber der Weg zieht sich zwischen einer Art von Sattel durch. Wie wenig schroff die Abdachung war, sah ich recht deutlich daraus, daß ein von einem höher gelegenen Hügel herunterkommender Bach eine Strecke ganz nahe bei der Wasserscheide hinfloß, so daß man ihn ohne viele Mühe nach der andern Seite hätte hinunterleiten können und dann sein Wasser nach dem mexikanischen Meerbusen gelangt wäre, statt daß es jetzt nach dem atlantischen Meere fließt. Ich hatte mich nicht nur in der Höhe der Alleghani getäuscht, sondern auch in ihrer ganzen Bildung. Ich hatte mehrere hinter einander liegende Ketten zu finden erwartet, und fand weiter nichts als einen niedrigen Berggrath, der von den übrigen Ketten meist durch Thäler getrennt wird, und mit ihnen keinen gemeinschaftlichen Gebirgszug ausmacht. Ueberhaupt herrscht im Allgemeinen in der Bildung aller dieser Bergreihen große Einförmigkeit; sie bestehen meist aus wallförmig, parallel neben einander fortgehenden Höhen, die hie und da Erhabenheiten zeigen, und manchmal von Flüssen durchschnitten werden, in denen aber selten schroffe Abschnitte, kühne Spizen vorkommen. Die Alleghani zeichnen sich übrigens von den anderen Bergen dadurch aus, daß sie in einer ununterbrochenen Linie durch den mittleren und südlichen Theil der Vereinigten Staaten fortgehen und nicht wie die meisten anderen von Flüssen an einer oder anderen Stelle durchschnitten werden.

Die sweet springs, ein anderer ziemlich besuchter Badeort, lagen ebenfalls auf unserem Wege. Das Wasser dieser Quelle hat, wie schon der Name andeutet, einen süßlichen Geschmack und wird beinahe ausschließlich zum Baden benutzt, und zwar gewöhnlich von denen, welche die white sulphur springs getrunken haben. Es sollen zwei gemeinschaftliche Baderäume, einer für Männer und einer für Weiber vorhanden sein. In den Einrichtungen zur Aufnahme der Gäste steht dieser Ort gegen seinen Nachbar zurück, die Anzahl der Hütten ist weniger bedeutend, die Umgebungen dagegen sind lieblich

cher, die nahen Hügel sind weniger steil und zugänglicher, und hinter den Häusern ist eine hübsche mit hohen Eichen beschattete Weide, die gewiß auch für Schwächliche einen angenehmen Spaziergang darbietet.

Unser Nachtquartier am 26. Mai nahmen wir in einem guten Wirthshause, das zwischen zwei hohen Bergen gelegen ist, von denen wir den einen am Abend und den anderen am folgenden Morgen übersteigen mußten. Ich ging am Morgen einen Theil des Weges zu Fuß, in der Hoffnung, auf der Spitze des Berges eine Aussicht auf die untenliegende Ebene zu genießen. Die Sonne ging gerade auf, als ich oben ankam, aber ein zwischenliegender Hügel hinderte mich, sie zu sehen; überdies war es sehr nebelicht, so daß ich wahrscheinlich auch ohne dieß nicht viel zu sehen bekommen hätte. Wir hatten bis zum Frühstückshause Damen im Wagen, von denen eine, eine junge Mutter, ihr Kind zu stillen anfang, während wir auf holperigen Wegen den steilen Berg hinunterfuhren. Was mußte die dringende Ursache ihrer so unbequemen Reise sein? — Vom Frühstückshause an fuhr ich, wie gewöhnlich, auf dem Bocke. Ganz in der Nähe des Dorfes nahmen wir zwei Fußgänger auf, die schon mehrere Tage des hohen Wassers wegen sich hier hatten aufhalten müssen. Die Bäche waren nehmlich sehr angeschwollen, und Brücken gibt es außer den Stellen, wo sie der Tiefe des Wassers wegen unumgänglich nöthig sind, sehr wenige, so daß die Fußgänger oft stundenlange Umwege machen müssen, um dieselben überschreiten zu können. Ein Fußgänger ist überhaupt in den südlichen Staaten übel berathen, und wer sich nicht darauf gefaßt machen will, alle Bäche und Flüsse zu durchwaten oder zu durchschwimmen, thut wohl daselbst keine Fußreise zu machen oder sich nur auf kleine Excursionen in die Gebirge zu beschränken. Der Weg fing nun an recht interessant zu werden; die Thäler waren lieblich, die Hügel zeigten Mannigfaltigkeit in der Bildung, und Alles deutete darauf, daß wir uns dem ebenen Lande näherten. Fincastle, wo wir Mittag machten, liegt äußerst lieblich mitten in Wiesen, von einigen reizenden Landhäusern umgeben, seine hohe Lage gibt ihm den Vortheil einer ziemlich umfassenden Aussicht auf blühende Felder und grüne Wälder. Der Weg von da nach Buchanan ist rauh und hügelig, aber mit sehr mannigfaltigen Ansichten. Wir kamen an mehreren deutschen Anpflanzungen vorbei, die alle sehr reinlich und sorgsam unterhalten ausfahen.

Buchanan, wo ich Abends ankam, liegt am Fluß St. James, mit dem ich schon in Richmond vor mehreren Wochen Bekanntschaft gemacht hatte. Das Dorf ist nicht sehr groß, enthält aber meist recht hübsche große Häuser, zu denen freilich unser Wirthshaus nicht gehörte, in welchem ich aus Mangel an Platz auf den Speicher gelegt wurde. Der folgende Tag, der 28. Mai, war ein Sonntag, an dem der Postwagen gewöhnlich liegen bleibt; der Kutscher aber ließ sich willig finden, noch an diesem Tage einen Theil des Weges zu fahren, um mir Gelegenheit zu geben, die natürliche Brücke zu besuchen. In Gesellschaft eines Studenten, der mich dahin begleiten wollte, verließ ich Buchanan nach dem Frühstück. Der Weg führte durch eine sehr hügelichte Gegend, und war so steinig und felsigt, daß wir heftig hin- und hergeworfen wurden. Nach den ersten zehn Meilen verließ ich mit dem Studenten die Kutsche und die Straße, um nach der natürlichen Brücke zu gehen, die ungefähr eine halbe Stunde von dem Wege entfernt ist. Wir kamen auf den Rücken derselben, ehe ich daran dachte, und wenn mich mein Begleiter, der die Gegend kannte, nicht aufmerksam gemacht hätte, so wäre ich wohl über dieselbe hinweggegangen, ohne es zu wissen. Der Weg führt nehmlich ganz unerwartet von einem Abhange, an den sie sich allmählig anschließt, auf sie herab; die Abgründe auf beiden Seiten werden durch hohe Gebüsche verdeckt, und so glaubt man sich noch mitten im Walde, während man schon auf der Brücke steht. Man wird auch durch die umgebende Landschaft, die aus nicht sehr hohen und keinesweges wilden Hügeln besteht und keine Abgründe und tiefen Schluchten enthält, gar nicht auf ein so seltenes Naturspiel vorbereitet. Der Abhang, von dem man auf die Brücke herabkommt, setzt sich auf der anderen Seite derselben fort, und führt in einiger Entfernung unterhalb an den unten durchfließenden Bach. Hier empfängt nun der Wanderer eine höchst überraschende und eine eigenthümliche Ansicht. Man steht hier unter einem hohen, natürlichen Felsenbogen, durch welchen man den Himmel über den hohen, steilen Wänden des Abgrundes sieht: hinten kommt aus einer wilden tiefen Schlucht, die von hohen Felsenmauern eingeschlossen wird, der Bach hervor. Der starke, vielleicht funfzig Fuß dicke Felsen, der den Bogen bildet, über den ich weggegangen war, ohne es zu ahnen, daß ich mich auf einer Brücke befand, sieht so lustig und kühn aus, und ruht so leicht auf den

Pfeilern, als wäre er vom geschicktesten Baumeister hinübergesprengt; überhaupt sind alle Verhältnisse des bewundernswürdigen Naturwerkes zusammenstimmend und befriedigend. Die Natur scheint bis ins Einzelne mit Absicht gearbeitet zu haben. Der obere Theil des Gewölbes sieht aus, als wenn er aus einem Steine gehauen wäre; man behauptet sogar, daß man ganz oben die Figur eines Löwen unterscheiden könne, was für eine architektonische Verzierung gelten darf. Das Thal ober- und unterhalb der Brücke ist ziemlich breit, und die Felsen, nachdem sie sich auf sechzig Fuß genähert und die Brücke gebildet haben, treten alsdann zurück, was sehr dazu beiträgt, den Eindruck zu erhöhen. Die meisten der Wände sind beinahe senkrecht, wenigstens in der Nähe der Brücke; Bäume und Büsche wachsen an ihnen aus der Tiefe hervor, und einige aus den Spalten. Der Bach ist ziemlich klein, und füllt nicht einmal den Raum zwischen den beiden Pfeilern ganz aus; der Abstand des Bogens von der Fläche des Wassers soll hundertachtzig Fuß betragen. Die Aussicht das Thal hinunter ist wild und romantisch, und noch mehr von der Brücke aus. Auf den Felsen, welche oberhalb der Brücke die Wände des Abgrundes bilden, ist ein hervorspringender Punkt, wo man gleichsam auf einer Halbinsel, auf drei Seiten von einer schauerhaften Tiefe umgeben steht, und die Brücke ganz nahe vor sich hat. Während ich dort stand, fuhr ein Wagen über dieselbe, aber da ließ sich keine Bewegung wahrnehmen, kein Gepolter, denn sein Gewicht stand in keinem Verhältniß mit der kolossalen Masse. Mein Begleiter bewunderte die Nützlichkeit der Brücke, ohne welche die Leute nicht würden über den Abgrund gelangen können, und sah darin ein Werk der göttlichen Weisheit. Ich konnte mich zu dieser Höhe der Betrachtung nicht erheben, und sah mit gemeinen naturhistorischen Blicken in dem Naturspiele die Wirkung eines Bergsturzes. Der Bogen blieb als Andeutung des früheren Zusammenhanges allein stehen, und das Thal zwischen den beiden getrennten Bergen wurde durch Wasser zu seiner jetzigen Tiefe ausgewaschen.

Wir kehrten nun wieder nach der Straße zurück, wo wir unseren Kutscher ruhig wartend fanden, und setzten unsere Reise nach Lexington fort. Der zweite Theil des Weges war noch viel schlechter als der erste, und zweimal waren wir ganz nahe daran, umzuwerfen. Das zweite Mal war ich schon im Begriff, vom Bocke zu springen, als zum Glück die Pferde anhielten, worauf wir die über-

gelehnte Kutsche wieder aufrichten halfen. Lexington ist ziemlich hübsch gelegen, umgeben von fruchtbaren Feldern. Es hat bloß eine Straße, die recht hübsch zwischen zwei Hügelreihen eingedrängt ist. Auf einer derselben steht das Collegium, das nach Washington benannt ist, und ein Arsenal der Vereinigten Staaten; beides keine ausgezeichneten Gebäude.

Zweihundfünfzigstes Capitel.

Weg nach Staunton. Das Irrenhaus daselbst. Woodstock. Winchester. Harper's ferry und Baltimore. Philadelphia.

Schon am folgenden Tage, den 29. Mai Morgens, reiste ich wieder von Lexington ab, um nach Winchester zu gehen. Der Weg war anfangs sehr rauh und führte uns über ein Flößchen, dessen felsige, waldige Ufer recht artige Ansichten gewährten. Hierauf wandte er sich den Bergen zu und zog meist längs den Abhängen über Thälern hin. Diese an sich unzweckmäßige Anlegung der Straßen, womit man, anstatt dem Reisenden zu dienen, den Landbau hat schonen wollen) bot uns den Vortheil einer Aussicht auf die umliegenden Berge und Höhen. Zur Rechten hatten wir die Bergkette genannt blue ridge, zur Linken die Alleghani, in deren Gipfeln ich jetzt mehr Mannigfaltigkeit fand, als ich bisher bemerkt hatte. Die Meierhöfe liegen meist auf kleinen Anhöhen, aber einige derselben sahen gar nicht einladend aus und schienen nicht sehr gut unterhalten zu sein. Meine Reisegesellschaft bestand aus dem erwähnten Studenten und einer Predigers-Wittwe, die uns viel zu lachen gab und durch ihr sonderbares Benehmen auffiel. Sie war bloß bis zur ersten Station eingeschrieben, und wir glaubten, sie würde uns dort verlassen, aber sie stieg wieder ein, ließ dann aber mitten im Dorfe den Kutscher halten, und schickte einen Knaben nach ihrem Gepäck. Dieß wurde gebracht, nachdem wir ziemlich lange hatten warten müssen. Aber noch war etwas Wichtiges vergessen! als der Kutscher weiterhin im Dorfe noch einmal anhielt und ein Mann an den Wagen trat, redete ihn die Alte an und fragte: „Gehen

Sie mit im Postwagen?" „Nein!“ „Ich vermuthe, Sie kennen Dr. Gold, seien Sie doch so gut und gehen Sie zu ihm und sagen Sie ihm, er möchte seine Negerinn hersenden mit meinem Arbeitsbeutel und meinem Tabak, den ich in der Küche heraus nahm, als ich rauchen wollte und liegen ließ.“ Der junge Mann wollte den Auftrag gern ablehnen, mußte sich aber doch dazu bequemen; und wir warteten unter der Zeit geduldig; endlich kam er zurück und brachte die Nachricht, Tabak- und Arbeitsbeutel seien im Bündel. Dieser Zug bestärkte mich in der Vermuthung, daß es in dem Kopfe der Alten nicht ganz richtig war.

Gegen Staunton zu wurde der Weg besser, wir kamen daher rascher vorwärts, und langten ziemlich frühzeitig in diesem kleinen Städtchen an. In Gesellschaft des Studenten ging ich nach dem Irrenhause, das in der Nähe des Ortes liegt. Wir mußten jeder einen Viertelsthaler Eintrittsgeld zahlen; gewiß unerhört, daß ein Arzt zahlen muß, um eine Heilanstalt zu sehen, die noch dazu dem Staate gehört! Da der Arzt nicht im Hause wohnt, so wurden wir vom Verwalter herumgeführt. Das Gebäude, das eine zweckmäßige, lustige Lage hat, ist ganz neu und noch zum Theil im Bau begriffen. Das Mittelgebäude ist älter, die Flügel sind neuer. Das Ganze ist in zwei Hälften getheilt, in eine männliche und weibliche Seite. Die meistens bloß für ein Bett bestimmten und ziemlich geräumigen Zellen waren reinlich gehalten, aber nicht recht gelüftet; wenigstens fand ich einen üblen Geruch in mehreren derselben. Die Fenster sind mit Draht geflochten gesichert; die Thüren haben eine kleine Oeffnung. Im Mittelgebäude befinden sich kleine Defen in jedem Raum, in den beiden Flügeln hingegen ist Luft-Heizung eingerichtet. Die Badeeinrichtungen waren noch nicht fertig. Arbeiten für die Kranken war gar nicht eingeführt, und die Herren treiben sich in abgeschlossenen Höfen herum; man hat aber die Absicht, ihnen Beschäftigung zu geben. Die Kranken sind alle Arme ohne Ausnahme, es ist kein Platz für Leute, die bezahlen wollen; solche gehen gewöhnlich nach dem Norden. Von der Behandlung weiß ich nichts zu sagen; ein Zwangstuhl, den ich sah, deutete auf nichts Gutes; zwei Kranke kamen gerade von einer Spazierfahrt zurück. Das Hauswesen scheint sehr zweckmäßig geführt zu werden; so sagte mir wenigstens ein Deutscher, den ich unter den Kranken antraf.

In der Nacht um zwei Uhr wurden wir geweckt, um unsere

Fahrt fortzusetzen. Ich hoffte im Wagen etwas von dem verlorenen Schlaf nachzuholen; aber die heftigen Stöße weckten mich immer wieder auf, so daß ich mich bald auf den Bock flüchtete, um wenigstens etwas von der Gegend zu sehen, der Student blieb wie gewöhnlich im Innern, und konnte sich nach aller Bequemlichkeit ausstrecken. Unser Weg führte uns die ganze Zeit über zwischen zwei Bergketten hin und hat daher auch den Namen Thalmweg (valley road) erhalten. Von einer Sorge für den Unterhalt der Straße zeigten sich wenig Spuren, wir fuhren oft Stunden lang über harten Felsenboden oder große Steine. Auf beiden Seiten waren meistens die üppigsten Felder und Wiesen, und wir sahen einige Landgüter, deren Ländereien gewiß zu den reichsten im ganzen Staate gehörten, die hindurch führenden Wege hingegen zu den schlechtesten. Wie soll man diese widersprechenden Erscheinungen reimen? In Woodstock, wo wir übernachteten, fand ich am Wirthes einen pensylvanischen Deutschen, der mich mit vieler Höflichkeit behandelte, sich aber der mir auffallenden Anrede Du gegen mich bediente. Ich hielt ihn daher anfangs für einen Quäker, aber im Englischen sagte er mir you nicht thon. Später erfuhr ich, daß die Deutschen in Pensylvanien das Sie oder Ihr gar wenig gebrauchen und immer Du zu einander sagen, ich vermuthete der republikanischen Gleichheit zu Liebe. Selbst eingewanderte Deutsche, sogar Handwerker schienen sich gleichsam ein Vergnügen daraus zu machen. Vielleicht glaubten sie den Stolz dieses jungen Herrn aus der alten Welt ein wenig demüthigen zu müssen, und ich ließ ihnen gern diese Freude.

Obgleich wir den folgenden Tag bloß nach dem dreißig Meilen entfernten Winchester wollten, während wir die vorgangenen Tage fünfundfünfzig bis fünfundsechzig Meilen zurückzulegen gehabt hatten, so mußten wir doch um drei Uhr schon aufstehen. Das erste Dorf auf unserem Wege war Strasburg, das äußerst ärmlich und verfallen aussah, wie wenig andere in den Staaten. Zwischen diesem und dem Frühstücksorte wurde der Weg so grundlos, daß wir die Straße verlassen und einen Nebenweg einschlagen mußten, auf dem wir durch ein hübsches Waldthälchen kamen, das mit einem rauschenden Flüsschen, wilden Felsen und Höhlen recht angenehme Ansichten darbot. Der Weg führte uns an mehreren Mühlen vorbei, die aber alle des Geldmangels wegen stille standen. In Winchester, wo wir gegen Mittag anlangten, hörte das stage-Fahren auf,

und ich hatte zugleich Gelegenheit mich wenigstens einen halben Tag auszuruhen, was mir um so angenehmer war, da ich mich in der letzten Zeit ein wenig unwohl gefühlt hatte.

Den folgenden Morgen den 1. Juni verließ ich Winchester auf der nach Harper's ferry gehenden Eisenbahn. Der erste Theil des Weges war nicht interessant, aber in der Nähe von Harper's ferry kamen wir an ziemlich romantischen Punkten vorbei. Die Bahn folgte dem Shenandoah, einem wilden, reichlich mit Felsen und kleinen Fällen versehenen Waldstrome, und war oft dicht neben demselben in Felsen ausgehauen. Ganz am Ufer lief ein Canal, in welchem Boote sich befanden, die oft an Schnelligkeit mit uns wetteiferten, und kleine Fälle pfeilschnell herabschoffen. Wir kamen nun nach Harper's ferry, wo der Shenandoah sich mit dem Potomac vereinigt. Das Städtchen liegt auf einer Landspitze, die sich zwischen den beiden Flüssen eindrängt, der erstere zur Rechten, der letztere zur Linken. Ich stieg auf einen Hügel im Rücken des Städtchens, wo man eine recht hübsche Aussicht hat. Das Thal unterhalb der Vereinigung ist von ziemlich steilen Hügeln gebildet, und schlängelt sich in malerischen Windungen weit hin dem Auge sichtbar. Der wildeste Theil des Gemäldes wird von dem Shenandoah-Thal gebildet, das auf der der Stadt gegenüberliegenden Seite von einem hohen Felsenrand begrenzt ist, die, obgleich etwas zurückstehend, einen guten Eindruck macht. Auch auf dem linken Ufer des Potomac sind felsige Partien, die sich aber viel allmählicher erheben und keine so schroffe, steile Wand bilden. Der Name ferry (Fähre) hat für den Ort bloß eine geschichtliche Bedeutung, da gegenwärtig die Fähre durch zwei Brücken über den Potomac ersetzt ist; von einem Fährhause hat er sich zu einem blühenden Städtchen erhoben, das eine bedeutende Durchfahrt hat und worin Handel und Gewerbe blühen. Mich wundert, daß sich die Einwohner noch keinen anderen Namen vom gesegebenden Körper erbeten haben. Der Grund, auf dem Harper's ferry liegt, ist ziemlich schmal, wenigstens der ebene Theil; der Hügel fängt gleich ganz in der Nähe des Wassers sehr steil an, und die Häuser können sich nicht wohl weiter ausdehnen als längs den beiden Flüssen.

Mein Plan war gewesen mich von hier auf der Eisen-Nebenbahn nach Fredericksburg und von da nach Harrisburg, der Hauptstadt von Pennsylvania, und Eaton zu wenden, und auf diesem Wege nach New-York zurückzukehren; aber ich fürchtete in Fredericksburg

zu lange aufgehalten zu werden, und da meine Zeit etwas beschränkt war, so gab ich Harrisburg auf und blieb auf der Eisenbahn nach Baltimore. Diese läuft einige Meilen neben dem Canal hin, der nach Washington geht. Ungefähr auf halbem Wege zwischen Winchester und Baltimore mußten wir, ehe wir weiter gehen konnten, die von Baltimore und Fredericksburg kommenden Karren erwarten, was uns jedoch nicht lange aufhielt. Ziemlich in der Nähe dieses Vereinigungspunktes kamen wir über eine geneigte Fläche (*inclined plane*), wo man statt der Dampfmaschine Pferde vorspannte, mit denen wir beinahe die ganze Strecke auf und ab im Trab zurücklegten. Auf der anderen Seite bekamen wir eine andere Dampfmaschine. Dieser Hügel macht der Gesellschaft, die die Bahn angelegt hat, bedeutende Kosten, und verursacht viel Aufenthalt; aber die Durchgrabung würde wohl noch größere Ausgaben veranlassen, und vielleicht würde man sogar genöthigt sein einen Tunnel anzulegen. Zum Mittagessen hielten wir eine Viertelstunde an, hätten aber in noch kürzerer Zeit mit dem fertig werden können, was uns vorgelegt wurde. Ungefähr achtzehn Meilen diesseits Baltimore kamen wir in das enge Thal des Patapsco, eine anziehende Gegend. Die Felsen drängen sich von beiden Seiten heran und machen das Thal zu einer Schlucht, in der aber, trotz ihrer Wildheit, Fabriken und Häuser, besonders zahlreiche Spinnereien, zum Theil wie an die Felsen angeklebt, zu sehen waren. Wir hielten hier eine Art von Wettrennen mit einem auf der Nebenbahn laufenden Zuge von Waarenkarren, der uns nicht verlassen wollte oder wenigstens versuchte mit uns Schritt zu halten, aber endlich geschlagen wurde. Bei der großen steinernen Brücke, auf welcher die Eisenbahn nach Washington über den Patapsco geht, liefen wir in diese Bahn ein, und bald darauf begegneten wir den nach Washington gehenden Karren, an denen wir, da wir beide im starken Rennen waren, im Nu vorbeikamen. Bei den Fabriken war eine große Gesellschaft in unseren Wagen gekommen, in der sich einige recht hübsche Mädchen befanden, die sehr ausgelassen waren und beinahe den ganzen Weg über lachten. Ein junger Mann jodelte recht gut Schweizerlieder, und dachte sich wohl nicht, wie viel Vergnügen er einem im gleichen Wagen sich befindenden Schweizer durch seinen Gesang machte. Abends bei guter Zeit langten wir in Baltimore an. Die ganze Entfernung von Winchester bis hieher beträgt hundertundzehn Meilen, die wir, da wir in

Harper's ferry, wo wir zwei Stunden blieben und an anderen Orten Zeit verloren, in elf Stunden zurückgelegt hatten.

Schon am Morgen um sechs Uhr verließ ich wieder Baltimore, wo ich mich dies Mal nicht aufhalten konnte, und ging mit dem Dampfschiffe weiter nach Philadelphia. Die hundertundzehn Meilen dahin legte ich dieses Mal geschwinder und bequemer zurück als drei Monate zuvor. Um drei Uhr Nachmittag war ich in Philadelphia, und am Abend hätte ich in New-York sein können. Man kann jetzt in einem Tage von Washington nach New-York (zweihundert- unddreißig Meilen) gehen, wenn die Karren von Washington zeitig genug für das Dampfschiff in Baltimore ankommen. Ich hatte mir gedacht, Baltimore würde sich vom Wasser gesehen, besser ausnehmen; aber das Bassin ist zu enge, und man sieht daher nur einen kleinen Theil der Stadt. Die Chesapeake-Bai, deren nördlichen Theil wir befuhren, bietet wenig Sehenswerthes dar; die Ufer sind niedrig, sandig. In Frenchtown landeten wir, und fuhren auf einer Eisenbahn quer über die Landenge nach dem sechzehn Meilen entfernten New-Castle, das am Delaware liegt. In einem Augenblicke waren wir und unser Gepäck am Bord eines eleganten Dampfschiffes, das uns den Delaware hinaufführte. Wilmington, eine ziemlich bedeutende Stadt im Staate Delaware, liegt auf einer Anhöhe am Flusse, und sieht groß und hübsch aus; ich weiß aber nicht, ob ein Besuch daselbst einen so angenehmen Eindruck hinterlassen würde, als die Ansicht vom Flusse aus. Durch Wilmington wird eine Eisenbahn von Baltimore nach Philadelphia geführt werden; sie war am Ende des vergangenen Sommers schon zum Theil in Gang und wird Postwagenfahrten, wie ich eine erlebt habe, späteren Reisenden ersparen.

Dreiundfunfzigstes Capitel.

Easton. Bath. Homöopathische Anstalt zu Allentown. Bestreben der deutschen Einwanderer, deutsche Sprache und Nationalität beizubehalten.

In Philadelphia hielt ich mich nicht auf, sondern fuhr nächsten Morgen den 3. Juni mit dem Postwagen nach Easton. Trotz Sonnenschein und Staub, welcher letztere abscheulich war, da wir uns

auf einer Chaussee befanden und den Wind meist im Rücken hatten, blieb ich den ganzen Tag auf dem Bocke. Wir kamen an vielen deutschen Anpflanzungen vorbei. Die meisten der Kutscher und Wirthe waren Deutsche, und sonst sah ich Vieles, was mich an Deutschland erinnerte, die großen, steinernen Wohnhäuser und Scheunen, die halbgetheilten Stallthüren mit einer oberen und unteren Hälfte, die Misthaufen in den Höfen, die vielen Blumen in den Gärten und an den Fenstern und die Tabackspfeife. Mir kam es vor, als herrsche hier großer Wohlstand und ich freute mich, daß es den Deutschen in Amerika so wohl zu gehen schien. Der Abend war sehr lieblich, ein Gewitter kühlte die Luft und wir hatten eine äußerst angenehme Fahrt längs dem Delaware-Canal und dem Flusse desselben Namens. Die Gegend war meist recht lieblich, doch gegen Easton zu wurde sie wilder; es sind einige bedeutende Felsenpartien in dessen Nähe. Diese halbdeutsche Stadt liegt auf einer Landspitze zwischen den beiden Flüssen Delaware und Lehigh; an letzterem geht der Delaware-Canal hinauf, der von Trenton kommt und bis zu den Kohlenminen in der Nähe von Mauch chunk führt. Die Lage von Easton ist äußerst vortheilhaft. Außer diesem Canal endet hier noch der Morris-Canal, der diese Stadt mit New-York in Wasser-Verbindung setzt. Sie ist regelmäsig angelegt, und viele Häuser sehen recht hübsch aus. Ich stieg in einem deutschen Wirthshause ab, und fand am Kellner einen Ueber rheiner, der mehrere meiner deutschen Freunde kannte. Den Abend kam auch ein Schweizer aus Arlesheim dahin, der in Easton seit einigen Jahren verheirathet ist, dessen Bekanntschaft aber für mich wenig Anziehendes hatte.

Mein Ziel war Bath, ein kleines Dorf zehn Meilen von Easton gelegen. Wohnort des Dr. Wesselhöft, eines Freundes meines Vaters, dem ich einen Besuch machen wollte. Ich fuhr am folgenden Morgen von Easton hin. Dr. Wesselhöft, ein Jenenser, hatte in Deutschland die Medicin nach allopathischen Grundsätzen studirt, war aber in Nord-Amerika ein eifriger Homöopath geworden. Ich, den er als Knabe in Basel verlassen, war nun auch Dr. Med., aber nach alter Art, geworden. Er ist ein enthusiastischer Anhänger des homöopathischen Systems, und ich bin ein verstockter Allopath; dieß hinderte aber nicht, daß er mich freundlich aufnahm und ich freundlich mit ihm verkehrte. Er hat sehr viel zur Verbreitung der Homöopathie in den Vereinigten Staaten, namentlich in Pennsylvania bei-

beigetragen und in Folge seiner Bemühungen war kürzlich die homöopathische Schule in Allentown gegründet worden, der wir dann auch einen Besuch machten. Diese Anstalt ist noch sehr in ihrer Kindheit: von den projectirten Gebäuden stehen bloß die zwei Flügel, das Mittelgebäude wartet auf neue Beiträge von den Anhängern der neuen Lehre. Die gegenwärtigen Bedürfnisse fordern übrigens keinen größeren Raum. Ich fand nur einen Studenten dort: wie viele deren im Winter da gewesen, weiß ich nicht. An Dr. Hering, dem Leiter der Anstalt, fand ich einen sehr gebildeten Mediciner, der sich namentlich viel mit Naturwissenschaften beschäftigt hat und viel von Surinam zu erzählen wußte, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte.

Diese Schule, welche den Namen Nordamerikanische Akademie der homöopathischen Heilkunst führt, und den Zweck hat dieses System in Nord-Amerika zu verbreiten, ist von einem Verein von homöopathischen Ärzten und Anfängern dieser neuen Wissenschaft gegründet worden.

Nicht bloß für meine Berufsgenossen, sondern auch für alle diejenigen meiner Leser, welche der wissenschaftlichen Bildung in Nord-Amerika theilnehmende Aufmerksamkeit schenken, wird es interessant sein, etwas mehr von diesem wissenschaftlichen Unternehmen zu erfahren, dessen Bestimmung eigentlich über die Grenzen der Heilkunde hinausgeht.

Die Grundzüge der Anstalt sind in der Verfassungs-Urkunde nur äußerst kurz angegeben: die darauf Bezug habenden Artikel sind die folgenden:

Art. 29. Die nach dem ausgesprochenen Zwecke zu errichtende Lehranstalt soll so umfassend, wie möglich, sein, und sollen darin folgende Doctrinen gelehrt werden, als unentbehrlich zur vollständigen Bildung eines Arztes, nämlich: Klinik, Krankenerexamen und Semiotik; Pharmacodynamik und Materia medica; Pharmaceutik und medicinische Botanik; Diätetik, specielle Therapie, Chirurgie und Geburtshülfe; gerichtliche Medicin; allgemeine Therapie, Pathologie und Physiologie des Menschen; vergleichende Anatomie und Physiologie; Zoologie, Psychologie und Mineralogie; Chemie, Physik, Geologie, Astronomie und Mathematik; Geschichte der Medicin und Naturwissenschaften und griechische, lateinische und deutsche Sprache als Vorbereitung.

Art. 30. In allen Heilanstalten als: der Armenheilanstalt, Poliklinik, Heilanstalt für kranke Kinder und überhaupt Fremde, dem Bureau für schriftliche Anfragen entfernter Kranken u. s. w. soll nach den Grundsätzen reiner Homöopathik verfahren werden.

Art. 31. Da das Institut einen wohlthätigen Zweck beabsichtigt, so soll eine Armenanstalt errichtet, und sollen unvermögende Studenten unterstützt werden, sobald immer der Fond desselben es erlaubt.

Art. 32. Da die Anstalt, dem in der Einleitung ausgesprochenen Grundsatz gemäß, mit einem deutschen Charakter auftritt, so müssen sämtliche Protokolle derselben in deutscher Sprache geführt werden, so wie die Vorträge in der Anstalt insbesondere deutsch sein.

Ueber den Geist, der die Stifter der Anstalt und des Vereines leitet, gibt die Einleitung viel mehr Aufschluß als die Verfassungs-Urkunde selbst; namentlich wird die Zuversichtlichkeit und das Vertrauen in die neue Lehre mit mehr Entschiedenheit ausgesprochen. Ich will daraus Einiges hierher setzen, zugleich als eine Probe der deutschen Litteratur in Amerika. Sie beginnt folgendermaßen:

Wir die Unterzeichneten, haben gemeinsam in Ueberlegung genommen und beschlessen, wie folgt:

Die Ausbreitung der Homöopathie in den Vereinigten Staaten ist für dieselben von historischer Wichtigkeit; weil

1) dadurch das Leben von Hunderttausenden jährlich erhalten werden kann, die Theils durch den Mißbrauch der Arzneien sterben, theils sterben wegen Nichtanwendung der neuentdeckten spezifischen Heilmittel;

Anmerkung. Wir erinnern zum Beweise dieses Sages an die Kindercholera, Lungenentzündung, Nervenfieber (Typhus) Ruhr, Scharlach- und Gallenfieber.

2) dadurch, daß ein großer Theil der chronischen Siechthume theils verhütet theils geheilt, theils doch gelindert werden kann und also eine unberechenbare Masse von Kräften für den Staat gewonnen werden muß;

3) weil durch den fortgesetzten Einfluß der Homöopathie viele entnervende Laster der Jugend, die größtentheils in Krankheiten ihren Grund haben, eben so ein großer Theil der lasterhaften Neigungen und Begierden, als: Trunksucht, Trübsinn, Neigung zu Selbstmord u. dgl. geheilt werden können, und die allgemeine Einführung der

Homöopathie einen sehr vortheilhaften Einfluß auf den sittlichen Charakter der Nation haben muß;

4) weil durch Verbreitung der Homöopathie die ungeheure Abgabe der Bürger oder das Geld, welches dieselben für massige Arzneien und Geheimmittel, für schädliche Gewürze und Reizmittel bezahlen, auf eine sehr geringe Summe reducirt wird; auch Hospitäler und andere Heilanstalten, so wie Armenhäuser, eine bedeutende Ausgabe sparen, ungerechnet, daß sie dann erst wahrhaft wohlthätig wirken.

Der Ausbreitung der Homöopathie in den Vereinigten Staaten stehen folgende Hindernisse entgegen:

1) die Werke über Homöopathie sind, da diese Wissenschaft in Deutschland entdeckt worden, in deutscher Sprache geschrieben;

2) sie sind sehr zahlreich und verlangen viel Zeit zum Studium;

3) außerdem fehlt die praktische Anleitung;

4) die Vorurtheile der Leute legen übrigens der Ausbreitung der neuen Lehre auch große Hindernisse in den Weg.

Diese Hindernisse können wohl auf folgende Weise am Besten beseitigt werden. Den Schwierigkeiten in Bezug auf Sprache und Litteratur könnte abgeholfen werden, durch Uebersetzung ins Französische oder besser noch ins Englische.

Die Uebersetzungen werden aber der unaufhaltsam fortschreitenden deutschen Litteratur immer nur spät und mühsam nachfolgen können. — Das Hauptmittel kann nur eine Anstalt sein, welche auf deutsche Sprache und Wissenschaft basirt ist; durch eine solche allein können die Aerzte zum Studium der Quellen geführt werden, jener Quellen, ohne welche keine gründliche Erlernung der Homöopathie möglich ist; — durch eine solche allein können fortwährend Aerzte gebildet werden, die mit gehöriger Kenntniß der Mittel ausgerüstet sind; durch eine solche Anstalt allein kann die für die Vereinigten Staaten nothwendige Ausgabe homöopathischer Werke in deutscher so wie in englischer Sprache besorgt werden; nur eine solche Anstalt gereicht den Bürgern dieser Staaten zum Nutzen, so wie nur eine solche ihnen zur Ehre gereicht. — Nur wenn die deutsche Wissenschaft in ihrer völligen Reinheit auf amerikanischen Grund und Boden verpflanzt wird, kann sie auch hier gedeihen und Segen spenden; daher nur eine solche Anstalt die neue Wissenschaft und Kunst, die von den Deutschen ausgegangen ist, hier weiter fördern und vervollkommen kann. — Geschieht dies nicht, und werden keine Aerzte

hier in der neuen Kunst eben so gründlich gebildet als in Deutschland, so erlangen in kurzer Zeit unfehlbar die von Deutschland eingewanderten Aerzte oder überhaupt die auf deutsche Weise gebildeten ein solches Uebergewicht beim Publikum, daß dadurch denn auch Abenteurern Thür und Thor geöffnet würde und Mißverständnisse ohne Zahl entstehen müßten. Nur eine solche Anstalt kann dem zuvorkommen; nur sie kann Aerzte bilden, die sich in ihren Leistungen den deutschen gleichstellen dürfen. —

Das einzige Mittel, wodurch eine deutsche Anstalt auch auf solche wirken kann, die nur Englisch verstehen, das Mittel, wodurch sie allein einen weit verbreiteten Einfluß erlangen kann, ist, was sie als erste Aufgabe betrachtet.

Das Erlernen der deutschen Sprache zu erleichtern.

Wir halten daher ein Institut für zweckmäßig, wo junge Aerzte, die der deutschen Sprache unkundig sind, dieselbe erlernen können, und zwar mit stetem Bezug auf die Heilkunde und insbesondere die Homöopathie. Da dieses mit dem Unterrichte in der Homöopathie sehr gut verbunden werden könnte, so würde Beides dadurch sehr erleichtert.

Die praktische Anleitung könnte am ehesten gegeben werden durch eine mit der Lehranstalt verbundene Armen-Heilanstalt, wie sie auch in der Verfassungs-Urkunde beabsichtigt ist, und durch einen Verein, dessen Mitglieder sich ihre Erfahrungen und Zweifel mittheilen würden.

Die Mittel zur Bekämpfung der Hindernisse, welche sich aus der mangelhaften Belehrung und den Vorurtheilen des Publikums ergeben, finden sich ohne Schwierigkeit.

Nachdem wir so erwogen haben, wie gut es wäre und dem allgemeinen Besten überaus förderlich, wenn die Homöopathie in den Vereinigten Staaten weiter ausgebreitet und fester begründet würde, und die Hindernisse bedacht, welche dieser Ausbreitung entgegenstehen, ebenso die Mittel, wodurch es am besten möglich wäre, diese Hindernisse zu überwinden: so setzen wir auch die Möglichkeit voraus, diese Mittel werkstellig zu machen, indem wir einerseits von der unerschütterlichen Wahrheit der neuen Lehre überzeugt, auf den gewissen Sieg der Wahrheit über alle ihre Feinde vertrauen, anderseits aber durch die glückliche Freiheit und den vorwärts strebenden Geist der Bürger der Vereinigten Staaten berechtigt werden zu Unternehmungen, welche in der ganzen übrigen Welt unmöglich wären.

Die Anstalt wurde mit einer Rede des Präsidenten Dr. Hering über die Nothwendigkeit und den Nutzen der Homöopathie eröffnet.*) Wie man leicht erwarten kann, wird in dieser Rede die alte Lehre im ungünstigen Lichte dargestellt. Da, wo der Redner von der Nothwendigkeit der Homöopathie spricht, sagt er unter anderm S. 9.

Die nothwendigste von allen Künsten und Wissenschaften ist die Heilkunst, nehmlich wenn sie wirklich heilt.

Wenn wir in diesem Sinne von der Nothwendigkeit der Homöopathie sprechen, so meinen wir, daß bei dem gänzlichen Verfall der bisherigen Medizin gar kein anderer Weg mehr übrig blieb als dieser, indem wir sie als die einzig mögliche Rettung für den ärztlichen Stand überhaupt erkennen; auch daran erkennen wir die Nothwendigkeit der Homöopathie, daß sie in innigster Harmonie steht, mit allen anderen großen Erscheinungen unserer Zeit und also in unseren Tagen nothwendig auftreten mußte.

Seite dreizehn stellt der Verfasser die Homöopathie mit der Erfindung der Dampfmaschinen zusammen, um des Zeitgemäße ihrer Erscheinung zu beweisen, er sagt:

„Niemand hätte gedacht, was für außerordentliche Kräfte in einfachen Arzneien lagen, Kräfte, welche die größten, wohlthätigsten Wirkungen hervorbringen; heftige, entzündliche Krankheiten heilt man mit einer kleinen Dose einer einfachen, unschädlichen Arznei, und in einer Schnelligkeit, die im Vergleich zu sonst unglaublich ist. So wie man sonst, um von einem Orte zum andern in Eile zu gelangen, eine große Menge Pferde nöthig hatte, nun aber kaum so viel Wasser braucht, als jene Pferde würden nöthig gehabt haben, und obendrein weit schneller zum Ziele kommt, so mußte man sonst bei einer Lungenentzündung ganze Töpfe voll schwerer Arzneien verschlucken und von dem edlen Blute, der Hauptbedingung unseres Lebens, eine solche Menge abzapsen, daß der Kranke lebenslang daran zu leiden hatte, ja oft in die schlimmsten Krankheiten dadurch verfiel; nun aber geben wir einige wenige Pulver, erreichen viel mehr damit, und wenn es eine einfache Lungenentzündung ist, in weit kürzerer Zeit.“

Ebenso bringt der Redner das neue System mit der Politik in Verbindung. S. 14. „In allem diesen stimmt die Homöopathie

*) Einige Worte über Nothwendigkeit und Nutzen der Homöopathie, von Constantine Hering Dr. Med. Allentown 1835,

vollkommen in ihrem Charakter überein mit dem Charakter der größten Erscheinungen unserer Zeit. Sie hat aber insbesondere auch den Charakter der Gleichstellung aller Einzelnen, sie ist die einzige Heilkunst, welche allen Arzneien, allen Krankheiten und allen Kranken gleiche Rechte zugesteht. In der alten Heilkunst waren immer *Modesmittel*, und alle paar Jahre kam wieder ein neues in die Mode und in die Gunst, wie ein neuer Minister bei Hofe. Das ist bei der Homöopathie durchaus nicht der Fall und ganz unmöglich. Die alte Medizin hat immer einige Arzneien vorgezogen vor den anderen, sie hatte immer ein Haus der Gemeinen und der Lords, dergleichen als Merkur, Jalappe, China, Castor-Del und andere, denen man doch nur, weil das Herkommen es so will, auch größere Rechte zugesteht. Die Homöopathie aber gesteht immer allen Arzneien gleiche Rechte zu. Sie prüft die eine eben so wohl an Gesunden, als die andere, und urtheilt über keine nach ihrem Stand und Herkommen, sondern nur nach dem inneren Werthe, den sie haben.“

„In der alten Art war ein großer Unterschied in der Behandlung der Armen und Reichen. Wer gut bezahlen konnte, der bekam die theuren Mittel, wer aber arm war, der mußte sich mit Surrogaten behelfen oder mit dem, was schlechter und wohlfeiler war. Die Homöopathie aber macht gar keinen Unterschied zwischen Reichen und Armen und kann gar keinen machen.“

„Dies wird hinreichend sein, um darzuthun, daß die Homöopathie den Charakter der Zeit hat. Sie ist ins Innere der Natur gedrungen, hat ganz neue Kräfte, ganz neue Gesetze der Natur entdeckt, und dies ist der Charakter der jetzigen Wissenschaft überhaupt. Ferner bringt sie eine Gleichheit der Rechte in die Heilkunst, die früher durchaus nicht da war. Man könnte zum Schluß noch das erwähnen, daß gerade in unserer Zeit, wo jeder Einzelne weit mehr auf sich selber steht, und wo die Maschinen überall die Arbeit verringern, auf die körperliche Gesundheit weit mehr ankömmt als früher; der Mensch hat noch weit mehr Schaden davon, wenn er krank wird, als er früher hatte, und schon deswegen ist es nothwendig, daß nun zu derselben Zeit auch eine Heilkunst entstand, die wirklich heilt.“

In und um Allentown wohnen ziemlich viel Deutsche, die es wohl hauptsächlich sind, die sich für dieses Unternehmen haben gewinnen lassen. Unerwartet war mir zu hören, daß die in Pensyl-

vania geborenen Deutschen ein gewisses Mißtrauen oder eine Art von Eifersucht gegen die von Europa kommenden haben, was zum Theil daher kommen mag, daß die Ersteren anfangen englische Sitten und Sprache anzunehmen, während viele der Letzteren sich in der Meinung gefallen, es werde ihnen möglich sein ein Deutschland in Amerika zu gründen; eine Meinung, die in der hartnäckigen Anhänglichkeit, mit denen die Deutschen in den Vereinigten Staaten, namentlich in Pensylvania, ihre Nationalität, ihre Sprache, ihre Vorurtheile und Gewohnheiten festhalten, ihren Grund hat und ihre Nahrung findet. Dieser Anhänglichkeit ist es zuzuschreiben, daß gewisse Gemeinden es sich zum Gesetze gemacht haben, nie eine englische Predigt in ihren Kirchen halten zu lassen, daß an vielen Orten und in vielen Familien die deutsche Sprache fast noch allein herrscht und die englische wenig oder gar nicht verstanden wird. Da viele der deutschen Amerikaner dadurch, daß die Gesetze und Bekanntmachungen in englischer Sprache gegeben und die Gerichtshandlungen englisch geführt wurden, in Verlegenheit und Schaden kommen: so war der kürzlich in der gesetzgebenden Versammlung von Pensylvania durchgegangene Beschluß, daß die Gesetze und Bekanntmachungen in beiden Sprachen abgefaßt werden und es einem Jeden frei stehen soll sich in deutscher Sprache Recht sprechen zu lassen, zweckmäßig und wohlthätig, wird aber natürlich das Fortbestehen der deutschen Sprache befördern, und ob dies für ein Glück zu achten sei, weiß ich nicht. Vaterländische Anhänglichkeit ist im Allgemeinen etwas sehr Achtungswerthes; jedoch ist nicht in Abrede zu stellen, daß ihr oft auch viel Trägheit beigemischt ist, und blinde Anhänglichkeit an Vorurtheilen und üblen Gewohnheiten nicht selten dafür verkauft wird. Gerade die Vorliebe der nordamerikanischen Deutschen für ihre vaterländische Sprache hängt offenbar mit ihrem Mangel an Sinn für Sprachbildung und Geistesbildung, überhaupt mit ihrem Widerwillen gegen Schulen zusammen. Es hat sich zwar die deutsche Sprache in Pensylvania erhalten, aber in welchem Zustande! Der schlechte Dialekt, den die Auswanderer, größtentheils Bauern, mitgebracht haben, wurde noch durch das Einschleichen englischer Worte und Satzbildungen verschlechtert, und die Leute reden dort oft so schlecht, daß es einem Deutschen schwer wird sie zu verstehen. Selbst in die Schreibart der Eingewanderten haben sich Fehler eingeschlichen. So vortheilhaft sich der Deutsche in Amerika durch unverdrossenen

Fleiß und Ordnungsliebe auszeichnet, so gehört doch auch die Abneigung gegen Verbesserungen zu seinen Eigenthümlichkeiten. Dagegen findet sich im Charakter der Amerikaner Manches, was den Deutschen gerade abgeht, und beide Nationen müssen dadurch gewinnen, daß sie sich mischen und gleichsam gegenseitig ergänzen; diese Mischung kann aber nur dadurch zu Stande kommen, daß die eine Nation in der anderen aufgeht. Daß dies nun in Amerika mit den Deutschen der Fall sein muß, ist wohl jedem klar, der das gegenseitige Verhältniß der beiden Nationen nicht absichtlich verkennen will. Auf der einen Seite stehen zehn Millionen, auf der anderen vielleicht nur eine Million; und nicht nur in Bezug auf Zahl, sondern auch in Bezug auf Bildung findet sich die deutsche Bevölkerung gegen die englische im Nachtheil, was sich schon daraus schließen läßt, was auf beiden Seiten für Schulen und höhere Unterrichtsanstalten gethan worden ist. Während die Sprache der Deutschen sich vielfach verändert und verschlechtert hat, haben die Amerikaner die englische ziemlich rein und unverändert erhalten, was sich nur dadurch erklären läßt, daß letztere ihre Sprache immer sehr sorgfältig studirt haben, während die Deutschen sie vernachlässigt haben. Sollten diese dem Grundsatz ihre Muttersprache beizubehalten und zugleich ihrer Sorglosigkeit im Gebrauche derselben treu bleiben, so würde die Verschlechterung des amerikanischen Dialekts immer weiter gehen. Und sollten sie auch anfangen sich mehr auf das Studium der Sprache zu legen, so würden sie doch schwerlich mit den Deutschen im Mutterlande gleichen Schritt halten. Die Entfernung zwischen den beiden Welttheilen ist so groß und die Verbindung so langsam und umständlich, daß es immer schwer halten muß, sich die neuen Erscheinungen der deutschen Litteratur zu verschaffen, und auf diese würden die Deutschen in Amerika für's Erste beschränkt sein; denn es würde gewiß lange dauern, bis sie eine eigene Litteratur hervorbringen würden. Aber auch die regste und ununterbrochenste Gemeinschaft mit der deutschen Litteratur würde nicht vermögen die deutsche Sprache in Amerika vor Verderbniß und Verschlechterung zu bewahren; denn die Verhältnisse, in welchen die deutschen Schriftsteller leben, sind so verschieden von denen, in welchen sich die amerikanischen Leser bewegen, daß den Worten etwas andere Begriffe untergelegt und unaufhörlich Mißverständnisse herbeigeführt werden müssen. Es müßten die Lehrer und alle diejenigen, denen daran liegen würde, ihre Mut-

tersprache gründlich und in möglichster Vollkommenheit zu lernen, nach Deutschland kommen, was große Opfer nöthig machen würde, und zu welchem Zweck? Um einen künstlichen Zustand herbeizuführen, und einen muthlosen Kampf mit der englischen Sprache zu bestehen, die nun einmal in Nordamerika eine unwiderstehliche Macht ausübt! Ueberall, wo Deutsche und Amerikaner zusammenwohnen, lernen die Kinder der ersteren in den Schulen beide Sprachen; die jungen Leute, welche die Unvollkommenheit der deutschen, wie man sie allgemein spricht, einsehen, schämen sich derselben, und bedienen sich daher in der Gesellschaft und im Verkehr fortwährend der englischen, während sie ihr amerikanisches Deutsch nur unter einander oder mit ihren an der Muttersprache hängenden Aeltern sprechen. Der nüchternde vorurtheilsfreie Sinn des Volkes hat erkannt, war viele der eingewanderten an deutscher Nationalität hängenden Gelehrten nicht erkennen wollen, daß es unmöglich ist gegen den Einfluß der englischen Nationalität mit Erfolg zu kämpfen. Und welches Recht haben die Einwanderer in dem Lande, das sie gastlich aufgenommen und ihnen ein neues Vaterland darbietet, eine Spaltung hervorzubringen? Jeder, der sich einer Gesellschaft anschließt, muß sich den in derselben geltenden Gesetzen und Gebräuchen unterwerfen, zu denen er seine Zustimmung schon durch sein Anschließen gegeben hat, so daß, wenn er sich dagegen stemmt, er eine Art von Rebellion begeht. Will ein Deutscher deutsch sprechen, warum verläßt er sein Vaterland, wo er es nicht nur konnte, sondern auch dazu verpflichtet war? — Vor einiger Zeit sollen die Deutschen in den Vereinigten Staaten die Absicht gehabt haben einen ganz allein aus Deutschen bestehenden Staat zu bilden; der Plan war jedoch so unpraktisch, daß er in sich selbst zerfiel, und schwerlich je wieder aufgefaßt werden wird.

Vierundfunfzigstes Capitel.

Reise nach New-York. Das Elend Hoboken. Fahrt durch den Sund nach New-Haven. Hartford mit seinen Anstalten. Rückkehr nach Cambridge.

Leider erlaubte mir meine Zeit nicht mich länger bei meinem Freunde in Bath aufzuhalten, und ich war genöthigt sehr bald an

die Rückreise nach Caston zu denken. Von hier ging ich am 6ten Juni mit der Stage nach New-York. Wir fuhren eine Zeit lang dem Canal entlang, der Caston mit New-York verbindet; gegen Abend kamen wir nach Nemark, von wo wir mittelst Eisenbahn und Dampfschiff bald nach New-York gelangten, und so fand ich mich denn nach einer Abwesenheit von beinahe vier Monaten zum zweiten Mal in dieser Metropolis der Vereinigten Staaten. Mein Aufenthalt war auch dieses Mal kurz. Ich benutzte ihn hauptsächlich zu Ausflügen in die Umgegend, und besuchte außer anderen Orten auch Hoboken, ein Eiland im Hudson, einige Meilen oberhalb New-York, nahe am entgegengesetzten Ufer gelegen, das ziemlich felsig ist, und mehrere hohe Punkte darbietet, von wo aus man eine gute Aussicht auf die Stadt hat. Ich war sehr überrascht dort Anlagen, Spaziergänge, Häuser für Erfrischungen zu finden. Ich hatte mir gedacht, etwas der Art komme gar nicht in Amerika vor, aber wie man mir erzählte, sollen an Sonntagen und schönen Sommerabenden eine Menge Gäste sich daselbst einfinden. Wie es scheint, fängt man in New-York an, den Sonntag nicht mehr so strenge wie früher und wie jetzt noch in Boston, und New-England überhaupt zu feiern, worin Viele mit Bedauern den Fortgang des Zeitalters zum Verderben erblicken.

Freitag den 9ten Juni Morgens von 7 Uhr verließ ich New-York auf dem nach New-Haven gehenden Dampfschiffe. Die Fahrt durch den Sund fand ich anfangs zumal bei dem sehr schönen Wetter, das wir hatten, äußerst interessant. Die Ufer bieten sehr viel Abwechslung dar, und sind auf beiden Seiten beinahe ununterbrochen mit Landhäusern geziert, die sich meist durch schöne, grüne Umgebungen, wenn auch nicht immer durch eine geschmackvolle Bauart auszeichnen. Während der ersten Meilen ist der Sund ganz flußähnlich, (weßwegen er auch Northriver heißt) und gewiß oft nicht so breit wie der Mississippi bei New-Orleans. Die Anzahl der uns begegnenden Schiffe setzte mich in Erstaunen; von sloops waren gewiß hundert auf dem Wege nach der Stadt, mit Getreide, Holz und allerlei Andern beladen; auch mehrere Dampfschiffe fuhren an uns vorbei, die wahrscheinlich zwischen New-York und den am Sund liegenden Städtchen spielen. (Es scheint überhaupt, daß New-York nicht viel weniger Dampfschiffe als New-Orleans hat, nur mögen sie im Ganzen kleiner an Tonnengehalt sein.) Ein so lebendiger

Verkehr in dieser unglücklichen Zeit überraschte mich um so mehr, da man mir so viel vom Stillstande der Geschäfte, vom Daniederliegen der Schifffahrt und des Handels gesprochen hatte. Wie muß es denn zur Zeit des Glückes in diesen Wassern ausgesehen haben? — Bald wurde jedoch der Sund breiter und die Aussicht auf die Ufer verlor an Interesse, indem wir zu weit von denselben entfernt waren.

Gegen ein Uhr kamen wir nach New-Haven, hatten also die achtzig Meilen in weniger als sechs Stunden zurückgelegt. Diese Stadt ist sehr gut angeligt, nicht sowohl der am Sund befindliche, neuere Theil als der innere ältere, und macht einen sehr angenehmen Eindruck. In der Mitte findet sich ein großer viereckiger Platz, auf dem mehrere Kirchen stehen und dessen eine Seite von den Collegium-Gebäuden eingenommen wird; der Platz sowohl als die meisten der umgebenden Straßen sind mit alten prachtvollen Ulmen verziert, die so groß und dichtbelaubt sind, daß sie die obschon breite Straße etwas verdüstern, im Sommer aber einen herrlichen Schatten geben, und der Stadt ein ländliches, anmuthiges Ansehen verleihen. New-Haven ist vor allen Städten Neu-Englands durch diese schönen Ulmen ausgezeichnet, und die Einwohner sind auch ziemlich stolz auf diese Bierge, und mit Recht: denn die Bäume machen im Ganzen einen ungemein freundlichen und lieblichen Eindruck. Die Nachtheile, Mäße, Ungeziefer, Unreinlichkeit, sind bei den so sehr breiten Straßen gewiß äußerst gering.

Das Collegium in New-Haven ist ziemlich bedeutend sowohl durch die Anzahl der Studenten, als durch die Tüchtigkeit der Lehrer. Mit dem eigentlichen Collegium ist eine theologische, juridische und medicinische Schule verbunden wie in Cambridge, die alle ziemlich besucht sind. Unter den Sammlungen zeichnet sich die mineralogische durch Reichthum aus. In einem besonderen Gebäude befindet sich die sogenannte Trumbull-Gallerie, worin die Gemälde dieses Revolutionbringers und Malers, dessen Gemälde im Capitol zu Washington ich früher erwähnt habe, aufgestellt sind. Einige der kleineren gefielen mir recht wohl. Die Umgegend von New-Haven, die ziemlich flach ist, zeichnet sich durch einige Felsen aus, die gleichsam wie verloren in der Ebene liegen. Einer derselben ist berühmt als Zufluchtsort von drei Richtern oder Mördern Karl des Ersten von England, die sich nach der Wiedereinsetzung des Sohnes dieses unglücklichen Monarchen eintaufendsechshundertundsechzig nach Neu-

England flüchteten und den gegen sie gerichteten Verfolgungen dadurch entgingen, daß sie sich in einer Höhle dieses Felsens versteckten.

Nach einem kurzen Aufenthalte in diesem freundlichen Städtchen fuhr ich mit der stage nach Hartford. Diese beiden Orte sind abwechselnd Sitz der gesetzgebenden Versammlung des Staates Connecticut, so daß Bücher, Schriften und sonstige zu den Sitzungen nöthige Dinge jährlich zwischen den beiden Orten hin und her geschleppt werden müssen. Hartford liegt am Connecticut, der dem Staate den Namen gibt, und an dessen Ufern ich früher bei einem Besuche in Northampton gewesen war. Die hier sich befindende Taubstummenanstalt hat ziemlich viel Ruf, und ist die älteste der Art in den Vereinigten Staaten. Die Lage des Gebäudes auf einem der Hartford umgebenden Hügel ist sehr gut gewählt, und läßt, was die Aussicht betrifft, nichts zu wünschen übrig; es ist einfach, aber groß und geräumig. Die Anstalt ist durch Schenkungen gegründet, die Kostgelder sind daher nicht sehr bedeutend; die Anzahl der Kinder, Knaben und Mädchen, steigt über hundert. Unter zehn Jahren werden sie nicht aufgenommen und bleiben vier Jahre in der Anstalt. Alles was ich vom Hause und seinen Bewohnern sah, bewies, daß das Ganze sehr gut geführt werde; die Zimmer waren sehr reinlich, und die Kinder sahen alle fröhlich aus; ich erinnere mich nicht ein einziges trauriges, misvergnügetes Gesicht bemerkt zu haben; sie schienen sich alle wohl und glücklich zu fühlen, was das beste Zeichen für eine Anstalt der Art ist. Zu Hartford, in einiger Entfernung von der Stadt ist auch eine Privat-Irrenanstalt, die ziemlich viel Ruf hat. So viel ich bemerken konnte, schien im Aeußern eine große Reinlichkeit zu herrschen, die Zimmer der Kranken konnte ich leider nicht zu sehen bekommen, weil der Arzt nicht da war. Von einem der Wärter, der mich herum führte, erfuhr ich folgendes: die Anzahl der Kranken beträgt ungefähr neunzig, worunter die Weiber die Mehrzahl; viele derselben haben Privatwärter und bezahlen wöchentlich zwölf Thaler; andere bezahlen nur zwei und drei und ein halb u. s. w., je nachdem ihre Wartung und Nahrung ist; alle haben besondere Zimmer und nur wenige sind ganz auf dieselben beschränkt. Mit Arbeiten wird ihre Zeit nicht ausgefüllt, dagegen ist mehr für Vergnügen gesorgt. Wie es scheint, erhält sich die Anstalt nicht nur, sondern bringt auch noch ein; denn sonst würden sich wohl die Inhaber der Aktien bald zurückziehen.

Am folgenden Morgen, den 10ten Juni fuhr ich nach Cambridge, die ersten fünfundsechzig Meilen nach Worcester legte ich in der stage zurück, bei ungünstigem Wetter; es regnete beinahe den ganzen Morgen. Der Weg führte Berg auf und ab. Das Land sah an vielen Orten äußerst ärmlich aus, die Häuser dagegen waren gut gebaut und ihre Bewohner schienen sich wohl zu befinden. Die Fabriken, von denen wir mehrere am Wege sahen, waren meist verlassen, und dies gab vielen kleinen niedlichen Dörfern, wo gewiß noch vor wenig Wochen alles voll regen Treibens war, ein einsames todt's Ansehen. Nach Worcester kam ich gerade noch zu rechter Zeit, um mit dem Dampfswagen abfahren zu können: fünf Minuten später und ich hätte bis zum nächsten Morgen warten müssen. Die Fahrt auf der Eisenbahn war kurz und angenehm; und bald hatte ich das Vergnügen, mich wieder nach einer viermonatlichen Abwesenheit in meines Bruders Familie zu finden.

Fünfundfunfzigstes Capitel.

Antritt einer Reise nach dem Niagara. Rückkehr nach New-York über Hartford, den Connecticut hinunter durch den Sund. Bath auf Long Island. Die Fahrt den Hudson hinauf. Westpoint. Catskill Mountains.

Ungefähr sechs Wochen nach meiner Rückkehr verließ ich Cambridge schon wieder, um eine Reise nach dem Niagara-Fall und den beiden Canada zu machen. Da ich den Hudson noch nicht gesehen hatte, so beschloß ich wieder über New-York zu gehen, um den Fluß von seiner Mündung an bis Albany in Augenschein zu nehmen. Freitag den 2ten Juli verließ ich Cambridge und fuhr auf demselben Wege über Worcester nach Hartford, den ich das letzte Mal gekommen war. Das Wetter begünstigte mich jedoch weit mehr, auch hatte der Kutscher eine zum Theil verschiedene Straße gewählt, und so fand ich das Meiste neu. Von Hartford aber ging ich nicht nach New-Haven, sondern fuhr auf einem Dampfschiffe den Connecticut hinunter und weiter im Sunde nach New-York. Unser Boot verließ Hartford Sonnabend um sechs Uhr Morgens mit ziemlich viel

Passagieren, und bis zehn Uhr hatten wir eine äußerst angenehme Fahrt. Der Fluß, der eine Menge Windungen macht, brachte uns immer neue Gegenstände zur Beobachtung; an einigen Stellen wurde ich lebhaft an den Mississippi erinnert, nur war alles in einem kleinen Maßstabe ausgeführt. Eigenthümlich ist die Farbe des Flusses, ein dunkles Braun, das wohl von der eisenhaltigen Beschaffenheit des Bodens herrührt; das Wasser ist dabei klar, nicht trübe. Midletown, der bedeutendste Ort, den wir berührten, hat eine sehr schöne Lage auf einer sanft vom Flusse sich erhehenden Anhöhe. Gerade unterhalb dieses Städtchens kamen wir durch eine Art Bergenge, welche die Stelle der Highlands am Hudson einnimmt, und wohl eine Fortsetzung desselben Gebirgzuges ist. Diese bergichte Gegend überraschte und befriedigte mich um so eher, da Niemand mich durch übertriebenes Lob darauf aufmerksam gemacht und hohe Erwartungen bei mir erweckt hatte. Die Hügel traten von nun an nicht mehr ganz von den Ufern zurück, wurden aber kleiner und niedriger, der Fluß dagegen breiter, und an einigen Stellen wirklich seeartig. In der Nähe des Sundes fingen die Ufer an kahler zu werden, niedrige Sandhügel ziehen sich an demselben hin, und schon daraus hätte man auf die Nachbarschaft der See schließen können. Wir verließen den Fluß Connecticut am Cap Seebrook, wo eine der ersten Ansiedlungen im nördlichen Theile der Vereinigten Staaten Statt gefunden hat; das Land in der Umgegend ist aber so schlecht, daß sich die Ansiedler bald nach anderen fruchtbareren Orten begeben haben. Die Fahrt von hier im Sunde bis in die Nähe von New-York fand ich wegen der Entfernung der Küste eben so wenig interessant, als den letzten Theil meiner früheren Fahrt nach New-Haven. Da wo der Sund enger wird, hat man angefangen ein Fort anzulegen, das den Eingang in den Hafen von New-York von dieser Seite her vertheidigen soll. Der engste Punkt ist das sogenannte Hellgate (Höllenthor), durch das ich schon zweimal gefahren war, das ich aber nie so in Augenschein genommen hatte. Diese schmale Stelle wird durch zwei im Wasser liegende Felsen noch mehr verengt, und meist ist hier in Folge der Fluth eine starke Strömung, die das Hindurchfahren ein wenig schwierig macht. Abends um sechs Uhr kamen wir in New-York an, hatten also die hundertfünfundsiebenzig Meilen von Hartford hier in zwölf Stunden zurückgelegt. Es wurden dafür drei Thaler bezahlt, das Essen nicht mitgerechnet.

Am folgenden Sonntage blieb ich in New-York. Das Wetter war ziemlich gut und ich benutzte den Nachmittag zu einem Ausfluge nach Bath auf Long-Island, in Gesellschaft eines Freundes. Bath eines der von den New-Yorkern besuchten Seebäder, liegt an der Naritan-Bai und hat eine sehr schöne, gewöhnlich durch eine Menge von Schiffen und Fischerbooten belebte Aussicht. Das Wirthshaus war nicht sehr besucht, und eigentliche Badegäste schienen nicht da zu sein; die meisten waren wohl Sonntagsbesucher wie wir. Der Weg hin und zurück war sehr interessant. Gleich hinter Brooklyn fangen die Landgüter an, die den Weg beinahe bis nach Bath hin einfassen, die meisten von reinlichem und wohnlichem Aussehen, einige wohlgebaut und mit sehr gut unterhaltenen Gärten und Wäldchen umgeben.

Am Montag Morgen um sieben Uhr, verließ ich New-York in einem der Albany-Dampfboote. Das Wetter war ziemlich ungünstig; dieß und die hohen Erwartungen, die ich von den mir so sehr gepriesenen Schönheiten des Flusses hegte, machten, daß ich kaum alles das finden konnte, worauf ich gespannt war. Es ist immer übel, wenn man mit solchen vorgefaßten Vorstellungen zu einem Gegenstande kommt, man legt dann einen falschen Maßstab an und findet sich unbefriedigt. Ganz in der Nähe von New-York fingen die sogenannten Palisaden an; so heißt eine zwei bis vierhundert Fuß hohe Felsenwand, die sich mehrere Meilen weit längs dem rechten Ufer des Hudsons hinzieht. Die vielberühmten Highlands, die ungefähr fünfunddreißig Meilen oberhalb New-York anfangen, fand ich lange nicht so, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Ich hatte von hohen Felsenwänden, schroffen Vorsprüngen und Klippen geträumt, aber die Berge treten ganz allmählig an's Ufer und sind nicht steil oder felsig. Ich fand die Gegend mehr lieblich und einer Schweizerseegegend ähnlich.

Bei West-Point, einem mitten in den Hochlanden sehr schön gelegenen Orte, Siz der Militair-Akademie der Vereinigten Staaten, verließ ich das Boot mit der Absicht, in dem West-Point-Wirthshause, das mit den Akademie-Gebäuden auf einer Hochebene liegt und eine ausgezeichnete Aussicht darbietet, einen kurzen Aufenthalt zu machen. Vermöge einer Wendung, die der Fluß bei West-Point macht, hat man einen bedeutenden Theil desselben vor Augen, namentlich übersieht man nach oben gegen Fishkill zu mehrere

kleine Biegungen, die durch hervorspringende Bergrücken gebildet werden. Der Hintergrund der Aussicht wird durch eine hübsche Landschaft gebildet, die freilich einige hohe Berge haben sollte, um sie mit der nähern wilden Landschaft mehr in Einklang zu bringen. Es ist gleichsam wie ein Gemälde im Gemälde; man sieht durch das auf beiden Seiten mit hohen Bergen eingeschlossene Flußthal in eine andere Welt, die mit den nahen Umgebungen einen eigenen Gegensatz bildet. Obgleich der Fluß gerade nicht sehr breit ist, so fehlt ihm doch die Strömung außer derjenigen, die durch die Ebbe und Fluth veranlaßt wird; was ihm ein seeartiges Ansehen gibt. Die Ansicht desselben wird immer sehr belebt, durch die hin- und herfahrenden Dampfschiffe und die vielen hinauf- und hinuntersegelnden Sloop^s. Sogar Dreimaster können hundert Meilen hinauffahren, und die kleineren Seeschiffe noch weiter. Die Umgegend von West-Point ist im Befreiungskriege geschichtlich merkwürdig geworden; mehrere Forts waren hier errichtet. Gerade hinter der Anstalt auf der Höhe liegt Fort Putnam, von wo aus man eine umfassendere Aussicht hat, als von West-Point selbst, aber man übersieht den oberen Theil des Hudson nicht so gut. Die Cadetten, die in der Militair-Schule auf Kosten der Regierung erzogen werden, um später als Offiziere und Ingenieure in die Armee zu treten, waren gerade damals im Lager; sie bringen nehmlich immer zwei Sommermonate in den Zelten zu, und haben während der Zeit keine Unterrichtsstunden, sondern werden blos mit dem Exerciren beschäftigt. Die Gebäulichkeiten, die diese Schule enthalten, sind ziemlich bedeutend. Ein großes Exercirhaus für den Winter und schlechtes Wetter war gerade damals im Bau. Die Wohnungen, der mit der Anstalt verbundenen Professoren nehmen eine Seite des großen viereckigen Platzes ein, der zwischen der alten Caserne und dem Hotel liegt. Das Spital befindet sich in einiger Entfernung, ein niedliches, sauber aussehendes Gebäude, das meist unbenutzt ist. Die Anstalt soll unter einer sehr strengen militairischen Aufsicht stehen und im Ganzen recht gute Resultate geliefert haben; die Marineoffiziere der Vereinigten Staaten, die sich mit denen aller andern Nationen sollen messen dürfen, sind aus dieser Schule hervorgegangen. Da die Anzahl der aus derselben tretenden jungen Leute größer ist, als der Bedarf der Armee, so entläßt die Regierung manche derselben von ihren Verpflichtungen und erlaubt ihnen ins

bürgerliche Leben überzutreten, wo sie als Ingenieure u. s. w. gar leicht ihr Fortkommen finden. Ältern, selbst vermögende, halten es im Allgemeinen für ein Glück, wenn ihre Söhne in diese Schule aufgenommen werden, nicht bloß der unentgeltlichen Erziehung, sondern auch der guten Aussichten für die Zukunft wegen. Der Aufnahme geht ein strenges Examen vorher, aber von der Zulassung zum Examen, welche der Präsident zu bewilligen hat, hängt das Meiste ab. Viele der Schüler werden nach den ersten sechs Monaten entlassen im Falle sie sich untüchtig erweisen.

Leid that es mir, West-Point, wo ich mich in jeder Beziehung so wohl fühlte und besonders mit dem Wirthshause so sehr zufrieden war, sobald verlassen zu müssen; Dienstag Morgens um elf Uhr setzte ich meine Reise auf einem von New-York kommenden Dampfschiffe fort. Die Aussicht vom Flusse aus nach West-Point zurück ist sehr belohnend. Das Vorgebirge, auf welchem die Anstalt liegt, erstreckt sich so weit in den Fluß hinein, daß derselbe gleichsam geschlossen erscheint. Um vier Uhr Nachmittags bei Katskill, einer projectirten, großen Stadt, die aber noch ein Dorf ist, verließ ich schon wieder das Dampfschiff, um einen Ausflug nach dem Katskill mountains zu machen und Pine Orchard zu besuchen. Der Postwagen wartete unser, und wir machten uns daher gleich auf den Weg. Unser Ziel konnten wir weit oben auf einem Berge liegen sehen, ein großes, weißes Haus, das wie angeklebt erschien, so hoch und kühn war seine Lage. Vom Flusse bis an den Fuß der Berge hatten wir neun Meilen, die wir ziemlich schnell zurücklegten, von da fing der Weg an sehr steil zu werden, und ich zog es daher vor, die drei letzten Meilen zu Fuß zu gehen, in der Hoffnung geschwin- der hinaufzukommen und vielleicht noch den Sonnenuntergang genießen zu können. Diese drei Meilen nahmen mir aber eine volle Stunde, und ich kam zu spät für den Sonnenuntergang, hatte indeß noch etwas Aussicht in der Dämmerung. Der Fluß lag zu meinen Füßen in einem breiten, ebenen Thale, als ein schmaler silberner Streifen, auf dem sich einzelne weiße Flecken bewegten, die Segel der kleinen Sloops, die immer diesen Strom beleben; mehrere Dörfer ließen sich zwischen den grünen Wäldern und Feldern unterscheiden, und der Weg vom Flusse, der uns höchst uneben vorgekommen war, sah von oben aus, wie wenn er durch eine vollkommene Ebene führe. Leider waren die fernen Berge verhüllt. Am

Morgen war ich auch nicht glücklicher. Der trübe Himmel gewährte keinen Sonnenaufgang, ist stand daher nicht auf, als man mich weckte. Die Sonne kam später am Tage nur hie und da auf Augenblicke hervor. In anderen Jahren soll das Wirthshaus immer voll Besucher gewesen sein, aber der Geldmangel ließ sich auch hier bemerken. An allen Orten der Art sah es diesen Sommer leer und verlassen aus, denn selbst reiche Leute fanden es unmöglich zu reisen, weil sie kein Geld haben konnten. Das Haus ist von Holz gebaut und erinnerte mich ganz an unsere Nigi-Gasthäuser; auch durch die Einrichtung und Kleinheit der Zimmer glaubte ich mich dahin versetzt; freilich die große Postkutsche im Hofe reimte sich nicht mit einem hohen Schweizerberge und die Aussicht war auch ganz anderer Art. Von dem Hause selbst, das gerade nicht auf dem höchsten Gipfel, sondern auf einer in die Ebene hinlaufenden kleineren Spitze liegt, hat man die beste Aussicht in die Ebene und ist nicht genöthigt, sie durch weiteres Klettern und Steigen zu erkaufen.

In einiger Entfernung ist ein recht artiger Wasserfall, den wir nach dem Frühstück besuchten. — Gerade über dem Falle ist eine Sägemühle, neben der zugleich eine Art von Plattform errichtet ist, von der man in die Tiefe sehen kann, wir hielten uns aber hier nicht lange auf, sondern gingen nach der Tiefe, von welcher Alles, Felsen und Wasserfall, viel imposanter erscheint. Ersterer ist halbmondförmig und bildet gleichsam zwei Terrassen, von denen die untere weit hinein ausgehöhlt ist, so daß man hinter dem Falle weggehen kann. Der Anblick der über den Kopf hinwegstürzenden Wasserfläche ist ganz eigen, die kleinen Wasserwellen zeigen eine reiche Verschiedenheit in ihrer Bildung, die bei diesem Hindurchsehen viel deutlicher wird als bei der Ansicht von vorn. Als wir uns der Anweisung des Führers zufolge, gerade am Fuß des Falles aufgestellt hatten, wurde das Wasser der Mühle abgelassen und der Fall erschien nun viel reicher, selbst der untere, der nicht bedeutend ist, nahm sich jetzt ziemlich gut aus. Die Sonne kam nun gerade wie gerufen über dem Grath des Berges hinter dem Falle hervor und bildete einen Regenbogen in dem vom Winde weggetriebenen Wasserstaube. Die übrigen Umgebungen der beiden Fälle sind ganz im Einklange mit denselben, ungemein wild und einsam, nichts als Wald und Felsen; und ich vermuthe, daß weiter unten in der

Echlucht noch höchst sehenswerthe Punkte sind, die vielleicht noch Niemand in Augenschein genommen hat. Nach unserer Zurückkunft ins Wirthshaus ging ich nach dem sogenannten Südberge, von wo aus man eine umfassende Aussicht nach Süden zu hat, doch fand ich sie gar nicht so lieblich, wie die vom Wirthshause aus, namentlich fehlt hier die schöne Begrenzung nach Osten hin, die von den Bergen in Vermont, Massachusetts und Connecticut gebildet werden.

Nach dem Mittagessen fuhren wir nach dem Flusse zurück und schifften uns in Catskill auf einem Dampfschiffe ein, das uns gegen sechs Uhr Abends nach Albany brachte, wo ich das Vergnügen hatte, meinen Bruder zu finden, der von Cambridge über Northampton auf einem kürzeren Wege dahin gekommen war.

Sechshundfünfzigstes Capitel.

Albany. Absteher nach dem Lake George über Schenectady, Saratoga, Caldwell. Fahrt auf dem See. Besuch der Hudson-Fälle auf dem Rückwege. Die Quellen von Saratoga. Eisenbahn bis Utika. Die Trenton-Fälle.

Albany nimmt sich, vom Wasser gesehen, sehr gut aus, der hintere Theil der Stadt liegt etwas erhaben und zeigt mehrere hübsche, öffentliche Gebäude. Am nächsten Morgen benutzten wir die bis zu unserer Abreise frei bleibende Zeit, um uns ein wenig in der Stadt umzusehen. Unter den Gebäuden zeichnen sich vor allen aus: das alte und neue noch unvollendete Staatshaus (Albany ist nemlich die Hauptstadt des Staates New-York und Sitz der Regierung), die Akademie, das Stadthaus. Am nördlichen Ende der Stadt liegt das sehr hübsche hinter Bäumen versteckte Landhaus des Patrons von Albany, van Ranselär. Es ist dieß wohl jetzt der reichste Gutsbesitzer in diesem Theile des Landes; nach seinem Tode soll aber das Gut unter die Kinder getheilt werden und alsdann wird es dieser Familie gehen, wie so vielen anderen; das Vermögen wird mit jeder Generation in kleinere Theile zerfallen, und was Einer gesammelt, wird Vielen zu Gute kommen.

Unsere Absicht war, von hier aus einen Absteher nach dem Lake George zu machen, und auf der Eisenbahn bis Saratoga zu

gehen, und wir fuhren um zehn Uhr weg. Ehe wir nach Schenectady kamen, das bloß funfzehn Meilen von Albany entfernt ist, fuhren wir die letzte Meile einen ziemlichen Berg hinunter — eine sogenannte geneigte Fläche — indem die Wagen an einem starken Seile hinuntergelassen wurden. Eine oben stationirte Dampfmaschine dient dazu, sie auf dem Herwege hinaufzuziehen, vielleicht benutzt man auch dazu das Gewicht der hinuntergehenden Wagen. In Schenectady hielten wir uns nicht auf, sondern fuhren auf der Bahn weiter nach Ballston und Saratoga. Bei Schenectady kreuzten wir zum ersten Mal den Erie-Canal, der sich bei Albany in den Hudson mündet; er bleibt immer in der Nähe des Motawks-Flusses, in dessen Thale er sich viele Meilen weit hinzieht. Zwischen Schenectady und der Stelle am Hudson, sieben Meilen oberhalb Albany, wo er sich mündet, sind sehr bedeutende Werke in ihm angebracht, namentlich viele Schleussen. Ballston und Saratoga sind zwei der besuchtesten und berühmtesten Trinkorte in dem nördlichen Theile der Vereinigten Staaten, und in den letzten Jahren war es unter den reichen Ständen Mode geworden, sich im Sommer einige Zeit dort aufzuhalten, um sich zu amüsiren und zu sehen, wie von den Wenigen, die diese Orte ihrer Gesundheit wegen besuchen, Wasser getrunken wird.

Wir hielten uns nicht auf, sondern fuhren gleich nach dem Mittagessen mit der stage weiter, um Caldwell am Lake George noch diesen Abend zu erreichen. Die funfzehn Meilen von Saratoga nach Glenn's Falls kosteten uns viel Zeit; die Hitze war unerträglich, die Wege sandig und die Pferde müde. In Glenn's Fall mußten wir eine und eine halbe Stunde auf einen anderen Postwagen warten, der von Troy am Hudson herkommen sollte. Von hier bis Caldwell sind nur neun Meilen; wir fuhren aber so spät weg, daß wir erst in der Nacht ankamen, und zwar bei Sturm und Regen. Obgleich wir dicht am Ufer des Lake George unser Nachtquartier nahmen, konnten wir der Dunkelheit wegen nichts sehen, als eine schwarze ebene Fläche. Leider hatten wir schon früher gehört, daß kein Dampfschiff auf dem See im Gange sei, und daß wir den Gedanken an eine Fahrt auf demselben nach Ticanderooga aufgeben mußten. Zum Glück war den folgenden Tag das Wetter ein wenig besser, so daß wir vor dem Frühstück einen Spaziergang nach dem Fort George, das auf einem kleinen Hügel ganz

am Ende des Sees liegt, machen konnten. Zwischen demselben und Caldwell sind die Ruinen von Fort Sir William Henry, das ebenso, wie das erstere geschichtliche Bedeutung hat, und in Coopers Roman „Der Letzte der Mohikaner“ vorkommt. Col. Monroe wurde im Jahre 1657 nach der Uebergabe dieses Forts an die Franzosen unter Montcalm in der Nähe desselben mit allen seinen Leuten von den Indianern im Dienste der Franzosen niedergemacht. In den sogenannten Blutteich (bloody pond), der dicht neben der Straße liegt, sollen die Leichen hineingeworfen worden sein, daher der Name; die Laufgräben der Franzosen wurden da eröffnet, wo jetzt das große Gasthaus in Caldwell steht. Nach dem Frühstück machten wir in einem kleinen Boote einen Ausflug auf dem See, der einen ganz eigenthümlichen Charakter hat. Ein schmaler Streifen Wasser ist zwischen waldige Hügel und Berge eingedrängt und zieht sich in vielen Windungen und durch zahlreiche Inseln unterbrochen, viele Meilen weit fort; man übersieht daher immer nur einen kleinen Theil desselben und die Ansichten wechseln sehr oft. Wir steuerten zuerst nach dem Diamond-Insel, das seinen Namen von kleinen Bergkrystallen erhalten hat, die man dort im Sande findet, und die sich oft durch Reinheit und Regelmäßigkeit der Bildung sehr auszeichnen, sechsseitige Säulen mit Pyramiden an den beiden Enden. Von hier aus nahm die Aussicht immer an Schönheit zu, die Inseln wurden zahlreicher, die Breite des Sees bedeutender, die Formen der Berge mannigfaltiger. Die Beleuchtung war sehr veränderlich, und brachte große Abwechslung in der Färbung des Wassers hervor, das bald hellgrün, bald dunkelblau, selbst manchmal schwarz erschien. Die Ufer waren meist mit Wald bedeckt, und an wenigen Stellen sah man eine Spur von Anbau; beinahe ebenso einsam, wie das Ufer, war die Fläche des Sees, auf der wir nur zwei Fischernachen in der Ferne, in der Nähe einiger Inseln bemerkten. Das Ziel unserer Fahrt, ein einsam am Ufer liegendes Wirthshaus war zehn Meilen entfernt, und unsere Absicht war, uns auf dem Wege dahin mit Angeln zu beschäftigen und uns unser Mittagessen selbst zu fangen; aber eine drohende Regenwolke nöthigte uns diesen Vorsatz aufzugeben, und zu unserem Glück eilten wir; denn kaum hatten wir das Wirthshaus erreicht, so fing es an sehr heftig zu regnen. Da wir uns bei Fischern einquartirt hatten, so hofften wir Fische zum Mittagessen zu bekommen, aber wir fanden

uns getäuscht und mußten uns mit Schinken, Eiern, Obststücken zufrieden geben. Auf der Rückfahrt kamen wir manchmal in den Regen, aber die Sonne brach immer wieder durch und verschaffte uns von Zeit zu Zeit ganz eigenthümliche Lichtansichten, die uns reichlich entschädigten für die Nässe. Mit unsern Versuchen im Fischfang, die wir auf dem Rückwege wiederholten und ziemlich lange, selbst mitten im Regen fortsetzten, waren wir nicht glücklich; in unserm Wirthshause dagegen fanden wir ein Abendessen, das reichlich mit Fischen versehen war, und uns für das magere Mittagmahl entschädigte.

Den folgenden Morgen verließen wir Cadwell, um auf demselben Wege nach Sarratoga zurückzukehren und von da unsere Reise nach dem Niagara fortzusetzen. Da wir in Glenn's Falls wieder auf die stage warten mußten, die von Whitehall kommen sollte, so benutzten wir diese Zeit, um den Wasserfall des Hudson zu sehen, der auch in Cooper's Roman „Der Letzte der Mohikaner“ beschrieben ist. Der Fluß stürzt an den beiden Seiten eines Felsens herab, der eine Art von Insel bildet und durch eine Brücke mit dem Ufer verbunden ist. Diese Insel ist vom Dichter zum Schauplatz einiger Scenen des Romans gewählt. Wir besuchten die beiden Höhlen, in denen sich die Flüchtlinge vor den Indianern versteckten; die eine derselben endet ziemlich schroff über einem der Fälle. Gerade diese Stelle ist von Cooper beschrieben, aber man hat Mühe, alles so zu finden, wie er es geschildert hat und muß die Phantasie zu Hülfe nehmen, um Alles zu vervollständigen. Die Fälle zu beiden Seiten der Insel sind nicht sehr bedeutend, aber die Bildung der Felsen ist eigenthümlich, und verursacht eigene Erscheinungen im herunterstürzenden Wasser. Es haben sich nemlich unstreitig durch die Wirkung des Wassers, in dem nicht sehr harten Gestein an mehreren Stellen tiefe Cylinder, an anderen Orten halbkreisförmige Höhlen gebildet, in welchen das herabfallende Wasser herumwirbelt. Die Mühlen, deren mehrere zu beiden Seiten angebracht sind, nehmen einen ziemlichen Theil des Wassers weg, und die Fälle verlieren dadurch etwas von ihrer Wildheit und ihrem romantischen Aussehen, obgleich die Gegensätze gerade merkwürdig sind. Die Postkutsche, die wir erst gegen Mittag erwartet hatten, kam viel früher an, während wir noch auf der Insel waren, und auf diese Art gelangten wir noch vor dem Mittagessen nach Sarratoga,

was uns gerade nicht unangenehm war, denn in dem dortigen United states hotel wird sehr gut gegessen.

Diesmal nahmen wir die Heilquellen in Augenschein und versuchten sie pflichtgemäß. Es sind deren mehrere, aber alle von ähnlichem Geschmack und salinisch-alkalischem Gehalte, und nur durch größere und geringere Reichhaltigkeit verschieden. Die eine derselben, die hohe Felsenquelle (High rock spring) ist durch ihre äußere Bildung merkwürdig. Ein Felsen von ziemlich regelmäßiger komischer Form hat auf der Spitze eine ungefähr sechs Zoll im Durchmesser haltende Oeffnung, die in eine mit kleinen Kammern versehene Höhle führt. Aus dieser Oeffnung soll früher die Quelle hervorgesprudelt sein, (und unstreitig ist die Höhle mit ihren Kammern das Werk des Wassers); jetzt aber fließt sie aus einer Seitenspalte ab. Die Gäste waren in dem beinahe nur aus Wirthshäusern bestehenden Sarratoga nicht sehr zahlreich, und ich war sehr überrascht, am nächsten Morgen beinahe Niemanden an den Brunnen zu finden, keine Musik, kein Gewimmel der hin- und hergehenden Trinker, wie an deutschen Brunnenorten. Wie es scheint, sind die meisten Besucher des Vergnügens wegen da, und viele der wirklichen Trinker lassen sich das Wasser ins Wirthshaus bringen. In unserem Gasthose waren große Gallerien vor und hinter dem Hause angebracht und ein großer Garten damit verbunden, so daß sich die Trinker leicht die nöthige Bewegung verschaffen konnten. Die Mittagstafel war sehr reich und üppig, und enthielt alle die sonst an einer Kurtafel verbotenen Speisen, was wohl auch ziemlich natürlich ist, da der größere Theil der Gäste aus gesunden Leuten besteht. In der Nähe von Sarratoga ist ein recht artiger freundlicher See, dessen Wasser nach dem Hudson fließen; an diesem kleinen Flüsschen wurde Bourgoigne mit seiner Armee im Befreiungskriege gefangen genommen.

Sonntag den 29. Juli, Abends um fünf Uhr, verließen wir Sarratoga auf der Eisenbahn, um auf derselben bis Utica zu gehen. Bis Schenectady hatten wir denselben Weg zurückzulegen, auf welchem wir gekommen waren, und hier mußten wir auf die von Albany kommenden Karren warten. Es wurde neun Uhr Abends, ehe wir wieder in Bewegung kamen, wir fuhren die ganze Nacht hindurch, und um vier Uhr Morgens langten wir in Utica an, das neunzig Meilen von Schenectady entfernt ist. So viel ich weiß, ist dieß die einzige Eisenbahn in den Vereinigten Staaten, auf welcher

die Karren auch des Nachts fahren; man hält dieß im allgemeinen für gefährlich und auf kürzeren Bahnen kann es auch leicht vermieden werden. Der Weg führt meist längs dem Flusse Mohawk hin, auf dessen anderer Seite sich der Erie-Canal hinzieht, den wir an den sich bewegenden Lichtern erkennen konnten; auf den Cunalbooten brennen gewöhnlich große Lampen, damit entgegenkommende nicht in der Dunkelheit an einander stoßen.

Durch diese Nachtreise hatten wir einen ganzen Tag gewonnen und gleich nach unserer Ankunft in Utika nahmen wir eine Chaise, um einen Ausflug nach den Treutonfällen zu machen. Es regnete beinahe unaufhörlich und das schlechte Verdeck der Chaise ließ so viel Wasser durch, daß wir uns kaum desselben erwehren konnten; dazu waren die Wagen sehr schlecht, und nach der schlaflosen Nacht hätte uns dieses Ungemach in üble Stimmung versetzen können; aber wir blieben fröhlich und lachten über unsere Drangsale. Zum Glück hellte es sich auf, sobald wir bei dem in der Nähe der Fälle gelegenen Wirthshause ankamen; ein Frühstück, ein gutes Feuer brachten alles wieder ins Gleichgewicht, und wir machten uns wohlgemuth auf den Weg nach den vielgerühmten Wasserfällen. Es sind deren sechs, die alle von einem und demselben Flüsschen gebildet werden, das sich durch eine tiefe Felsenspalte durcharbeitet; sein Wasser ist von brauner, dunkler Farbe, und die Tiefe ziemlich beträchtlich. Der zweite und dritte Fall sind die bedeutendsten; doch finde ich es schwer zu sagen, welchen ich vorziehen würde, indem sich alle, ein jeder auf seine Art auszeichnen. Der höchste von allen ist der dritte, der aber eigentlich aus zwei getrennten Fällen besteht. Der fünfte Fall ist zwar niedrig, aber die in demselben sich befindlichen Felsen verleihen ihm einen eigenen Reiz und die Färbung des Wassers zwischen den Felsen ist sehr schön, übrigens steht man fast neben demselben, so daß man in den Stand gesetzt ist, alle Einzelheiten zu beobachten, was immer einen besonderen Reiz hat. Längs dem Flusse, meist dicht am Ufer, zieht sich auf schmalen Felsenplatten ein Weg hin, der an den Fällen ziemlich hoch steigt. Die Schlucht wird von steilen Felsenwänden und Abhängen gebildet, die mit ihrer schönen Bewaldung, mit ihren überhängenden Büschen und Zweigen sehr viel zu der wilden romantischen Schönheit der Wasserfälle beitragen. Wir kletterten viel an den Ufern umher, um verschiedene Ansichten zu genießen und immer neue zu entdecken,

und wurden dabei von dem an den Büschen hängen gebliebenen Regen zum zweiten Male naß. Gegen Mittag, da die Sonne hervorgekommen war, ging ich noch einmal hin, um wo möglich einen Regenbogen zu sehen, was mir auch glückte. Die Schönheit dieser Fälle und der Schlucht wird Manchen, die sie den Niagara-Fällen gleichstellen wollen, überschätzt, aber sie verdienen ihren Ruhm, und Niemand wird es bereuen, sie besucht zu haben.

Die Rückfahrt war zwar viel angenehmer, der Weg aber noch immer schlecht und mein Sitz so unbequem und schmal, daß ich froh war, in Utica anzukommen. Die Aussicht von der Höhe nach der Stadt, von der wir am Morgen gar nichts gesehen hatten, ist sehr hübsch: man übersieht einen bedeutenden Theil des Canals, der sich durch ein reiches Thal hinzieht, und im Hintergrunde sind ziemlich bedeutende Hügel, die sich mit ihren reichen grünen Wäldern sehr gut ausnehmen. Utica selbst ist ein bedeutendes Städtchen, das durch den Canal in kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Größe gelangt ist, und vielleicht jetzt sechs bis achttausend Einwohner zählt.

Siebenundfünfzigstes Capitel.

Oneida river. Indianischer Hain. Syracuse. Rochester. Canalfahrt bis Lockport. Schleusen des Canals. Ankunft in Niagara.

Von Utica fuhren wir am folgenden Morgen in der Postkutsche ab, die uns nach Rochester bringen sollte. Das Wetter war heiter, das Land fruchtbar und gut gebaut, aber etwas einförmig. Nach dem Frühstück kamen wir an den Oneida river, wo jetzt noch einzelne Indianer wohnen. Ueberbleibsel eines sonst großen und mächtigen Stammes, der zu den berühmten fünf Nationen gehörte. Wir begegneten Einzelnen dieser unglücklichen Wilden auf der Straße, und sahen die ihnen gewidmete Kirche und mehrere erträglich aussehende Wohnhäuser; wir kamen auch an einem Hain vorbei, der von den Indianern früher als Verathungshain (council grove) soll benutzt worden sein. Er besteht aus ungefähr dreißig hohen Rußbäumen mit einem Rasenboden, wird aber wohl nicht lange mehr

vor der Art der Weißen geschügt werden können und untergehen, wie die Nationen selbst, die sich Jahre hindurch in seinem Schatten versammelten.

In Syracuse, das am Canal liegt, aßen wir zu Mittag. Wir hatten die fünfzig Meilen von Utica bis hierher in ungefähr acht Stunden zurückgelegt, obgleich der Weg nicht gut zu nennen war. Der Canal und die in der Nähe liegenden Salzquellen haben diesen Ort zu einer reichen blühenden Stadt gemacht, die von Jahr zu Jahr an Bevölkerung zunimmt. Ein Nebencanal führt von hier nach Oswego, einem Hafen an dem Lake Ontario, den wir späterhin auf unserer Fahrt über diese See berührten, und auf diese Art steht Syracuse zugleich mit dem Lake Erie und Ontario in Verbindung. Wir hielten uns hier nicht auf, sondern setzten nach dem Essen unsere Fahrt nach Auburn fort, einem allerliebsten Städtchen, das durch die dort befindliche Strafanstalt des Staates New-York bekannt geworden ist, außerdem aber noch durch Vieles, namentlich die äußerst liebliche und angenehme Gegend einen Reisenden interessiren könnte. Wir berührten noch zwei andere blühende Orte, Genesee und Canandaigua, die durch ihre Lage an kleinen Seen noch an Interesse gewinnen, wo wir uns aber leider nicht aufhalten konnten, da unsere Zeit uns nicht erlaubte, allen schönen Punkten auf unserem Wege die gehörige Aufmerksamkeit zu widmen.

Am folgenden Morgen langten wir in Rochester, der größten dieser Canalstädte an. Von hier geht ein Fluß nach dem nur einige Meilen entfernten Lake Ontario ab, der bedeutende Fälle bildet, die wir aber nicht in Augenschein nehmen konnten, weil das Post-Canalboot bald nach unserer Ankunft abfuhr, auf dem wir bis Lockport gehen wollten, um aus eigener Erfahrung das Canalwesen kennen zu lernen, wozu wir nicht gerade die Nacht wählen mochten. Der Canal geht hier auf einer großen steinernen von zehn bis zwölf Bogen getragenen Wasserleitung über den erwähnten Fluß. Unser Boot war schmal und klein, und bloß für Reisende bestimmt, während die Waarenboote viel breiter und größer sind; die Cajüte war so eng, daß man sich kaum in derselben umdrehen konnte, und der Tisch füllte beim Mittagessen dieselbe beinahe ganz aus, so daß zwischen demselben und den an der Wand befestigten Bänken kaum durchzukommen war. Das Verdeck bot auch keine große Bequem-

lichkeit und nicht vielmehr Platz dar.. Alle Augenblicke kamen Brücken, die oft so niedrig waren, daß man sich beinahe ganz flach auf den Boden legen mußte, und da das Boot einen so flachen Kiel hatte, daß es sich sehr leicht auf eine Seite legte, so war man oft genöthigt, des Gleichgewichts wegen die Stellung zu verändern, und befand sich so in einer fortwährenden Unruhe. Gewöhnlich legten wir ungefähr fünf Meilen in einer Stunde zurück; geschwinder darf kein Boot auf diesem Canal gehen, weil man fürchtet, die durch das schnelle Fahren aufgeworfenen Wellen möchten den Bänken des Canals zu viel schaden; sonst könnte man mit mehr Pferden wohl geschwinder fahren. Die gewöhnliche Breite des Canals auf der Oberfläche des Wassers beträgt vierzig Fuß, am Grunde desselben achtundzwanzig und seine Tiefe vier Fuß. Von Rochester bis Lockport geht er größtentheils durch ein ziemlich ebenes, angebautes Land, das damals meist mit schönen Weizenfeldern bedeckt war; aber näher gegen Lockport hin war es weniger angebaut und schien weniger fruchtbar zu sein. Die seitwärts liegenden Dörfer waren nicht sehr zahlreich, sahen aber im Ganzen wohlhabend und blühend aus; hie und da kamen auch Wälder, die aber wohl bald verschwinden werden. Als die Nacht herbeikam wurden zwei große Lampen an das Vordertheil gehängt, und wir konnten nun die Ufer bei künstlicher Beleuchtung ansehen. Wir begegneten den ganzen Tag über vielen Booten und überholten andere; auf den letzteren waren viele deutsche Auswanderer, namentlich Rheinbaiern, denen wir im Vorbeifahren unsern Glückwunsch zuriefen. Sie waren wohl auf dem Wege nach Buffalo am Lake Erie, von wo sie auf Dampfschiffen weiter nach dem Westen zu gehen pflegen. In Lockport verließen wir das Boot, das weiter auf dem Canal bis Buffalo fortging.

Am folgenden Morgen vor dem Frühstück gingen wir die merkwürdigen Schleussen zu besuchen, die sich gerade hinter Lockport befinden. Der Canal hat in seiner ganzen Ausdehnung vierundachtzig Schleussen, gewöhnlich von neunzig Fuß Länge und funfzehn Fuß Breite, in denen er sechshundertachtundneunzig Fuß steigt und fällt. Hier wird er auf die hinter dem Städtchen aufsteigende Höhe durch fünf Doppelschleussen gehoben, die eine über der andern in einer engen Bergschlucht angebracht sind. Wir sahen gerade zwei Boote, die von Buffalo kamen, hinuntergelassen werden, was ziemlich geschwind ging; in einer halben Stunde kann ein Boot wohl

alle fünf Schleussen durchgemacht haben. Hinter denselben, mehrere Meilen weit, ist der Canal durch Felsen gehauen und oft zu einer ziemlichen Tiefe, die an einigen Stellen fünfundzwanzig Fuß beträgt, ein Werk, das viel Zeit und Geld mag gekostet haben, das aber nöthig war, weil das Wasser des Lake-Erie niedriger ist, als die Hochebene bei Lockport.

Die Fahrt von hier nach dem Niagara-Fall wollten wir auf der Eisenbahn machen, die gerade zum ersten Mal mit einer Dampfmaschine befahren werden sollte, so daß alle Reisenden auf den Erfolg ziemlich gespannt waren. Anfangs ging alles gut, wir legten die erste Hälfte Weges ziemlich schnell zurück, hier aber fingen die Widerwärtigkeiten an. Zuerst mußten wir eine halbe Stunde warten, um Wasser und Holz einzunehmen, und kaum hatten wir die Ausweichstelle verlassen und waren fünf Minuten gefahren, so kamen uns die von Pferden gezogenen Karren von Niagara her entgegen, die uns zurückzukehren nöthigten, denn es wurde gewechselt, die Dampfmaschine ging nach Lockport zurück, und wir wurden den übrigen Theil des Weges von Pferden gezogen; auf diese Art aber verloren wir wieder fünfzig Minuten.

Als wir uns dem Niagara näherten, sahen wir zuerst den Staub des Falles gleich einer Nebelwolke über dem Walde hervorragen, bald den Fall selbst, dessen Anblick trotz der Entfernung so schön und großartig war, daß meine obschon hochgespannte Erwartung vollkommen befriedigt wurde. Denn hier kann die Phantasie die Wirklichkeit in ihrer bewundernswürdigen Größe nicht erreichen. Der Weg folgte dem Flusse, der in der Tiefe zwischen steilen Felsenfern einherbrauste und für sich allein schon einen höchst wilden und schauerlichen Anblick darbot. In der Nähe des Dorfes Niagara verloren wir den Fluß und den Fall aus den Augen, und der dumpfe Donner allein erinnerte uns an die Nähe dieses Naturwunders. Nach dem Aussteigen eilten wir sogleich nach der Brücke, die von der amerikanischen Seite nach der oberhalb des Falles liegenden Ziegeninsel (Goat Island) führt.

Achtundfunzigstes Capitel.

Der Niagara und seine Fälle.

Der Niagara-Fluß macht die Verbindung zwischen den beiden Seen Erie und Ontario, deren Entfernung ungefähr vierzig Meilen beträgt und beinahe in der Mitte dieses seines kurzen Laufes liegen die Fälle. Oberhalb derselben fließt er zwischen flachen, ebenen Ufern ruhig und ohne bedeutende Strömung dahin: erst in der Nähe der Fälle fängt er zu eilen an, und gleichsam ungeduldig stürzt er sich in wilden Sägen über Felsenbänke dahin, bis er an den Rand des Abgrundes gelangt. Es sind dieß die sogenannten Rapids. Im oberen Theile des Flusses sind mehrere bedeutende Inseln, von denen die Riegeninsel eine der kleineren ist: sie theilt den Fluß in zwei ungleiche Arme, von denen der größte auf der englischen Seite den sogenannten Hufeisenfall, und der andere am amerikanischen Ufer den amerikanischen Fall bildet. Oberhalb fängt die Insel mit einer niedrigen Spitze an, und breitet sich denn gegen unten zu mehr aus, bleibt aber so ziemlich eben; der Fluß hingegen fällt auf beiden Seiten ungefähr vierzig bis funfzig Fuß, so daß die Ufer der Insel höher als das Wasser werden. Der Felsenrand der beiden Fälle und die steile Wand, mit der die Insel gegen den Abgrund endet, bilden eine zusammenhängende Linie, die von der Richtung des Flusses unterhalb des Falles in einem spitzen Winkel geschnitten wird: der Fluß wendet sich nemlich unten von seiner früheren Richtung ab, so daß das englische Ufer den Fällen beinahe gegenüberzuliegen kommt, während das amerikanische eine Fortsetzung der von den Fällen gebildeten Linie ist. Der britische Fall soll ungefähr eintausendzweihundert Fuß breit sein, der amerikanische dagegen nur sechshundert: die Höhe wechselt von hundertundfunfzig bis hundertfünfundsechzig Fuß, und die Tiefe des Flusses, da wo er sich über den Rand wegstürzt, von fünf bis zwanzig und mehr Fuß. Unterhalb der Fälle bis zum Lake Ontario strömt der Fluß größtentheils zwischen hohen, steilen Felsenwänden hin, die ihn eng einschließen und ihm mancherlei Hindernisse in den Weg legen, über die er sich brausend und tobend dahinstürzt; und da das umliegende Land ziemlich eben ist, so läuft er

wie in einem selbstgegrabenen Canal tief verborgen, bis er unten am Lake Ontario wieder frei und offen zu Tage kommt.

Die von der amerikanischen Seite nach der Ziegeninsel führende Brücke, die wir zuerst betraten, ist die merkwürdigste und kühnste, die man sehen kann. Ihre Pfeiler sind bald Felsen, bald Steine, die man zwischen Baumstämme eingesenkt hat; sie ist mit Balken und Brettern gedeckt und kaum einige Fuß über dem Wasser erhaben, und man weiß nicht, ob man sich mehr darüber wundern soll, daß man sie hat zu Stande bringen können, oder daß sie der Gewalt des Wassers widerstehen kann. Gewiß wagte ein jeder der bei dem Bau derselben beschäftigten Arbeiter sein Leben. Einer derselben fiel wirklich in den Fluß, und wurde von seinen Genossen für verloren angesehen; es gelang ihm aber sich an einem aus dem Wasser hervorragenden Felsen so lange zu halten, bis jene ihm einen Strick zuwerfen konnten, mittelst dessen sie ihn aus seiner gefährlichen Stellung befreiten. Das Eigenthümliche an dieser Brücke ist, daß man auf derselben den Fluß gleichsam von der Höhe herabkommen sieht; denn hundert Schritte oberhalb derselben ist die Wasserfläche bedeutend höher als die Brücke. Vielleicht hundert Schritte unterhalb stürzt sich der Fluß über den Felsen in die Tiefe; man kann sich daher kaum eine Brücke unter mehr Schauer erregenden Umgebungen denken. Wir hielten uns jedoch das erste Mal nicht lange auf ihr auf, sondern eilten nach den Fällen selbst; und erst bei späteren Besuchen widmeten wir ihr selbst mehr Aufmerksamkeit. Auf der Insel führt ein Fußweg an die innere Seite des amerikanischen Falles bis an den Rand des Abgrundes, über den sich der Fluß in die Tiefe stürzt. Wir schlugen diesen Pfad ein und betrachteten den Fall von oben. Das Wasser desselben ist nicht so tief, weswegen es eine weißlich grüne Farbe hat; unten aber fällt es auf große Felsenräume, daher das ungeheure Toben und Schäumen und die Masse des aufgespritzten Staubes. Ungeduld ließ uns auch hier nicht lange weilen, wir wollten den berühmteren Hufeisenfall auf der brittischen Seite des Flusses in Augenschein nehmen, und eilten daher nach der anderen Seite der Insel. Dieser Fall ist doppelt so lang als der amerikanische, was jedoch, da er sich nicht, wie der andere, in einer geraden Linie hinzieht, nicht so recht in die Augen fällt; die bedeutendere Tiefe des Wassers dagegen macht sich durch die große Mannigfaltigkeit in der Färbung desselben bemerklich. Von den hohen

Ufern der Insel hat man eine sehr schöne Ansicht von diesem Falle. Die Einbiegung, wo sich der tiefste Theil des Flusses herunterstürzt, läßt sich von da aus sehr gut übersehen; noch besser aber von einem mitten im Wasser liegenden Felsen, von welchem aus man noch eine Brücke über den Rand des Abgrundes hat hervorspringen lassen, die aber jetzt nicht mehr ganz sicher und daher durch einen etwas weiter zurückliegenden runden Thurm ersetzt worden ist.

Dieser erste Besuch hatte uns nur eine vorläufige Idee gegeben von dem, was uns in den nächsten Tagen zu sehen bevorstand. Der Eindruck ist anfangs so betäubend und ergreifend, daß man für den Genuß der einzelnen Schönheiten ganz unempfindlich ist; und selbst bei wiederholten Besuchen drängte sich mir immer das Gefühl auf, als sei es unmöglich alle Einzelheiten gehörig zu würdigen oder im Gedächtniß zu behalten.

Zum Mittagessen kehrten wir wieder nach dem Dorfe Niagara zurück, aber gleich nach demselben machten wir uns auf, um unser Quartier ans brittische Ufer zu verlegen, wo vergangenes Jahr ein neues Wirthshaus gebaut worden war, von dessen Fenstern aus man die Aussicht auf die beiden Fälle genießt, während das Dorf Niagara hinter denselben liegt und keine Aussicht gewährt. Es schien uns eine Thorheit hier zu bleiben und, den Fällen so nahe, nichts von ihnen zu sehen. Ehe wir die Ueberfahrt über den Fluß antraten, machten wir dem amerikanischen Falle einen Besuch. Gerade neben demselben steigt eine Holztreppe an der Felsenwand hinunter, und von da führt ein kleiner Pfad die Neugierigen halbweg an dem Fuß des Falles, wo man sich nahe an der Wand befindet, über die sich das Wasser herabstürzt. Da nun die obersten Schichten des Felsens etwas über die unteren hervorragen, so gießt sich das Wasser gleichsam in einem Bogen herab, und man kann hinter die Wasserfläche hinein blicken. Man sieht dort einen freien Raum, in welchem Wasserstaub nach allen Seiten hin und her getrieben wird, und mit einer Gewalt, von welcher sich derjenige eine Vorstellung machen kann, der so verwegen ist sich dem Falle zu sehr zu nähern und durch den veränderten Windstrom mit Wasserstaub überschüttet wird, und mit einer Hefigkeit, die ihm fast die Besinnung raubt und ihn nöthigt ruhig zu warten, bis der Wind sich wieder gedreht hat, wo man erst von Neuem frei athmen und einen sicheren Standpunkt wählen kann. Naßwerden gehört überhaupt zu den unvermeidlichen

Bedingungen, unter welchen der Niagara genossen werden kann, und es macht eine höchst komische Wirkung, wenn neugierige Besucher demüthig mit gesenktem Haupte und vorgehaltenen Händen in wahrhaft rührender Hingebung diesen Wasserstaub über sich ergehen lassen. Natürlich befindet man sich bei Ueberfällen der Art an Orten, wo man mit Vorsicht gehen muß; es ist daher unmöglich an eine schnelle Flucht zu denken. Hier wurde uns die Höhe des Falles erst recht klar, die, von oben gesehen, lange nicht so bedeutend erscheint; und je mehr wir das Schauspiel betrachteten, desto mehr drängte sich uns das Gefühl der Großartigkeit desselben auf. Von da gingen wir ganz hinab ans Ufer und ließen uns übersegen. Auch während der Ueberfahrt, wo das kleine Boot in dem starkbewegten Flusse auf- und ab tanzte, wurden wir nicht müde zu staunen und zu bewundern.

Höchst zufrieden mit unserer Wahl richteten wir uns im Clifton house ein, auf dessen Altan wir in aller Ruhe den Anblick, auf den wir uns so lange gefreut hatten, genießen konnten. Morgens vor dem Ausgehen und Abends nach der Rückkehr konnten wir die Fälle betrachten; selbst in der Nacht brauchten wir nur die Fenster unserer Schlafzimmer zu öffnen, und wir hatten sie vor uns. Jeden Wechsel der Beleuchtung konnten wir in der Wirkung auf dieselben beobachten; wir konnten sehen, wie sie sich in der Dämmerung, im Mondschein, im Dunkel der Nacht ausnahmen, was uns alles entgangen wäre, wenn wir nicht hier unser Quartier genommen hätten, denn man ist nicht immer aufgelegt einen wenn auch kurzen Gang zu machen, um dergleichen zu sehen. Da die meisten Besucher von der amerikanischen Seite kommen, und sich oft nur einen Tag aufhalten, so finden sie es bequemer in den amerikanischen Wirthshäusern zu bleiben, was auch ziemlich natürlich ist. Wer aber dem Niagara Fall einen längeren Aufenthalt widmet, handelt sehr thöricht, wenn er auf dieser Seite bleibt, die freilich den Vortheil darbietet, nahe am amerikanischen Falle und an der so sehr interessanten Ziegeninsel zu sein, wo man aber die Fernsicht vom Wirthshause entbehrt. Auf der brittischen Seite ist noch ein zweiter älterer Gasthof (Forsyth's Pavillion), von wo man zwar nicht die Aussicht auf die Fälle hat, jedoch einen bedeutenden Theil der sogenannten Rapids übersieht. Eine große Unbequemlichkeit dieses Gasthofes ist, daß man dort ein wenig weit von der Fähre entfernt ist, die man so häufig benutzen muß; denn auf der amerikanischen Seite sind sehr viele

sehenswerthe Punkte, und ich möchte nicht entscheiden, welcher von den beiden Seiten die beste Ansicht darbietet; man muß eben beide besuchen. Der brittische Hufeisenfall ist gewiß der schönere und sehenswerthere, obgleich sein Nachbar wohl nur ihm allein an Schönheit und Großartigkeit nachsteht. Der Weg von unserem Wirthshause bis zu dem brittischen Falle bietet sehr viele schöne Punkte dar. Man geht meist ziemlich nahe am Rande der Felsenwand, die das Ufer des Flußbettes bildet, und von Zeit zu Zeit hat man durch Oeffnungen in den Gebüschten Ausichten auf beide Fälle. In einem dieser Punkte hat man vom Dorfe Niagara eine sehr reizende Ansicht: es erscheint gerade hinter dem amerikanischen Falle und den über demselben sich befindenden Rapids, und macht mit der Brücke und mehreren kleinen Inseln zusammen ein schönes Ganzes, das im Gegensatz zu der Wildheit des Falles doppelt anziehend ist. Zunächst neben dem Hufeisenfall befindet sich ein Felsen, table rock genannt, der ziemlich weit über den Abgrund hervorspringt und von wo man hinunter auf den Boden desselben und zum Theil, wie auf der andern Seite, hinter die Wasserdecke sieht. Hier kann man recht bequem den Farbenwechsel des Wassers vom Grünen zum Weißen beobachten. In der Tiefe der oben erwähnten Einbiegung, die freilich meist ganz durch den dichten, immer von Neuem emporspritzenden Wasserstaub verdeckt wird, ist nelmlich das Wasser ganz grün, während es mehr in der Nähe weiß und weißlich grün ist. Da die Breite dieses Falles eintausendzweihundert Fuß betragen soll und er sich gegen die Mitte einbiegt, so kann man sich leicht denken, daß man das, was dort vorgeht, nicht erspähen kann; man mag stundenlang hinstarren, immer sieht man neue Vorgänge, neue Formen, neue Farbenspiele, aber ein ewiges unergründliches Geheimniß wird durch den dichten Wassers Schleier verhüllt, und vergebens fühlt man ein Sehnen einen Blick in diesen tobenden Wassersturz zu werfen, es ist unerfüllbar. Bei dem amerikanischen Falle sieht man die ganze Fläche vor sich ausgebreitet wie ein Gemälde: aber hier ist gleichsam eine Wassermauer vorgezogen, die einen hindert zu sehen, was hinter derselben vorgeht. Man sagt, daß die Felsen in der Vertiefung des Hufeisens immer weiter wegbrechen, so daß sich jährlich die Form des Falles ändere; jetzt bildet er mehr ein Viereck als ein Hufeisen, von dessen hinterer Wand sich die größte Wassermasse hinunterstürzt.

Es war der 3. August, an welchem ich den Niagara-Fall zum ersten Mal sah. Völl von dem Eindrücke legte ich mich zu Bette; durch das geöfifnete Fenster kam der Donner herein, und wenn ich mich in meinem Lager aufsehte, so konnte ich die weiße Fläche des amerikanischen Falles in der hellen Sternennacht schimmern sehen; ich konnte sagen, daß ich im Angesicht des Falles schlief. Unseren ersten Gang am folgenden Morgen richteten wir nach dem Tafelfelsen. Das Wetter war hell, aber der Wasserstaub hing noch gleich einer Wolke über den Fällen, und verdeckte sie dem Auge theilweise: erst als die Sonne am Horizont höher emporstieg, und die Fälle zu beleuchten anfang, hob sich die Wolke höher, und gegen sieben Uhr hatte sie sich beinahe verloren. Der amerikanische Fall war noch im Schatten, während der brittische ganz im Lichte glänzte: es wurde der Sonne gleichsam schwer durch den Staubschleier vor demselben zu dringen, aber nach und nach zerstreute sie ihn ganz.

Nach dem Frühstück fuhren wir auf die andere Seite des Flusses und besuchten noch einmal den Fuß des amerikanischen Falles; denn die Ansicht von diesem Punkte ist eine der besten. Der vom herunterstürzenden Wasser gebildete Staub wird auf eine ganz merkwürdige Weise von einem vorliegenden Felsen auf den Fall zurückgeworfen, wodurch ein ganz eigenes Spiel in der Richtung desselben und eine Art von kreisförmiger Bewegung hervorgebracht wird. Oben am Rande des Falles sahen wir den ersten Regenbogen, den die Sonne in ziemlich regelmäßiger Form bildete, als sie gerade anfang über den Fall hin den Wasserstaub zu beleuchten.

Den übrigen Theil des Morgens brachten wir auf der Ziegeninsel zu, die mit schönen Bäumen bewachsen ist und sehr liebliche Spaziergänge darbietet. Beim Herumstreifen auf derselben fanden wir höchst interessante Ansichten der Rapids oberhalb der Fälle. Es liegen einige kleinere Inseln ganz nahe neben der größeren Ziegeninsel, und zwischen derselben werden kleine Wasserfälle gebildet, die an jedem anderen Orte die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich ziehen würden, hier aber wegen der Großartigkeit der beiden anderen meist unbeachtet bleiben. Noch war uns der Besuch von zwei der merkwürdigsten Stellen übrig. Von der Insel führt eine Wendeltreppe nach dem Abgrunde hinunter, an den Fuß des Felsens zwischen den beiden Wasserfällen. Von hier kann man eine Strecke hinter den amerikanischen Fall gehen, so daß man zwischen die Felsenwand und

die Wasserfläche zu stehen kommt. Wir gingen wirklich hinter und sahen staunend oben den überhängenden Felsen, von dem sich das Wasser hinabstürzt, und unten den felsigen Grund, auf den dasselbe auffällt. Freilich wurden wir auf diesem Wege durch und durch naß, aber wir ließen uns dadurch die Freude nicht verderben. Hierauf bestiegen wir den Thurm, der am Rande des Hufeisensalles ganz neben dem Abgrunde errichtet und von ziemlich bedeutender Höhe ist, so daß man auf der einen Seite in die schauerliche Tiefe sehen kann, wo sich das Wasser in Schaum und Staub auflöst, und zugleich die Aussicht von den Rapids, über die der Fluß in munteren Sägen nach dem Hauptfalle hineilt, und von allen Umgebungen der Fälle hat. Den amerikanischen Fall sieht man bloß von der Seite, aber die Ansicht desselben ist recht malerisch. Müßte ich zwischen den verschiedenen Punkten wählen, so würde ich unbedingt diesem den Vorzug geben.

Der Gang hinter den Hufeisenfall unter dem Tafelfelsen ist das größte Wagestück, welches die Besucher des Niagara unternehmen, und worüber der Führer jedem ein Certificat ausstellt, ohne welches man wohl kaum Glauben finden würde. Wir unternahmen diesen Gang am Nachmittage, und mußten uns den ziemlich unständlichen Vorbereitungen dazu unterwerfen; wir mußten uns nehmlich ausziehen und Kittel von Wachsteinwand, ähnliche Hüte, wollene Hemden und Hosen und Schuhe groß genug, um beide Füße hineinzustecken, anlegen. Diese Umkleidung fand in einer Hütte gerade neben dem Tafelfelsen Statt, und in diesem Aufzuge mußten wir an den Fremden vorbeiziehen, die von unserem Vorhaben gehört hatten und unseren lächerlichen Anzug bewundern wollten. Eine Wendeltreppe führte uns an den Fuß der Felsenwand, über die das Wasser herabkommt. An dem mit ihr zusammenhängenden Tafelfelsen, welchen wir unten stehend weit über seine Basis hervorragen sahen, wurde uns klar, wie es möglich sei hinter die Wasserfläche zu gehen. Wir traten den Gang an, der uns in die Mitte der ganzen Höhe des Falls führte; von unten thürmen sich Felsentrümmer herauf, auf die das Wasser auffällt, oben über denselben geht ein schmaler Weg längs der Felsenwand hin, der durch einen an diese befestigten Strick sicherer gemacht wird, so daß eigentlich von Gefahr gar nicht die Rede ist. Der Staub und der Wind bewegen sich wenigstens meistens von unten nach oben, obgleich von Zeit zu Zeit die Wassertropfen herunterstürzen; und die Gewalt dieser Strömung von unten

nach oben ist so groß, daß man unwillkürlich von derselben an den Felsen gedrängt wird, und es für eine Unmöglichkeit gilt, daß ein Gegenstand von dem Wege nach dem Grunde des Falles hinunterstürzen könne. Der Führer rieth uns die Augen durch Bücken des Kopfes zu sichern, den Strick zu ergreifen, und so rasch wie möglich ihm zu folgen; denn der erste Theil des Weges ist der schwierigste, auch schon deswegen, weil der furchtbare Wind und Regen einem leicht Angst einjagen kann. Ich war der erste, dicht hinter dem Führer und wollte anfangs seinen Rath nicht beachten, aber das Wasser schlug mit solcher Heftigkeit und in solcher Menge in mein Gesicht, daß ich keinen Athem schöpfen konnte, und daher genöthigt wurde mich so geschwind wie möglich zu bücken. Wie blind folgten wir unserem Führer, und ohne den Strick hätten wir wohl kaum unsere Richtung gefunden. Gerade als ich anfang freier Luft zu schöpfen, sah ich den Führer halten. Der Weg war zu Ende, ich glaubte, wir müßten mehrere Stufen heruntersteigen, um weiter gehen zu können, und überlegte, was ich thun sollte, als ich sein „zurück“ hörte: wir befanden uns also schon an dem Endfelsen (termination rock), der hundertundfunfzig Fuß vom Anfange des Falles entfernt ist. Der Staub und Wind waren hier schwächer, und ich konnte meinen Kopf wenden und deutlich die Wasserfläche vor mir gleich einem grauen Schleier und den überhängenden Felsen sehen; aber ein neuer Guß nöthigte mich den Kopf zu bücken, und es dauerte einige Zeit, ehe ich einen neuen Versuch wagen konnte. An dem Felsen fand ich einige Namen eingeschnitten, ich blieb aber nicht so lange um mich auch auf diese Art zu verewigen. So wie ich mich wieder dem Ausgange näherte, konnte ich in der Oeffnung den blauen Himmel erblicken, und bald darauf befand ich mich wieder am hellen Tageslichte. Unser Aufzug, als wir herauskamen, war höchst lächerlich: triefend und tropfend mit anschließenden Kleidern, kamen wir uns bald wie getaufte Kirchenmäuse, bald wie schiffbrüchige Banditen vor; und es war wirklich zweifelhaft, ob wir mehr über unser Aussehen oder über unser nutzloses Wagestück lachen sollten. Wir hatten gehofft Wunder was zu sehen, und mußten uns gestehen nichts gesehen zu haben. Wir hätten am Ende eben so gut blind als sehend hineingehen können, und manche Besucher mögen wohl ihre Augen gar nicht aufmachen, und sind doch nach ihrer Zurückkunft ganz entzückt über die Wunder, die sie gesehen haben. Die Hauptsache ist,

daß man sein Certificat in die Tasche stecken und sagen kann, man sei hundertundfunfzig Fuß weit unter dem Niagara-Fall gewesen. Einige Tage darauf machten mehrere Damen unserer Bekanntschaft denselben Gang. Zwei derselben kehrten ganz erschöpft zurück, und bedauerten sehr es unternommen zu haben; zwei andere dagegen hatten es gar nicht beschwerlich gefunden und waren sehr befriedigt. Wir bewunderten den Aufzug derselben vor und nach dem Bade, und waren so ungalant sie auszulachen, als sie aus dem Tropfbade zurückkamen.

Neunundfunfzigstes Capitel.

Die Umgebungen von Niagara. Der Wirbel. Buffalo. Das indianische Dorf. Denkmahl des General Brook. Abschied von Niagara.

Am dritten Tage, am Sonnabend, machten wir einen Gang auf der amerikanischen Seite längs dem Ufer des Flusses hinab, wo wir meistens den Fluß im Auge und mehrere hübsche Ansichten von den Fällen hatten, namentlich ungefähr zwei Meilen unterhalb Niagara, wo eine kleine Schwefelquelle ist. Von hier aus hatte ich auch die Fälle zum ersten Mal gesehen, und es ist, wie ich glaube, eine der vortheilhaftesten für den Totaleindruck, obschon die große Höhe, das Getöse und Gebrause verloren gehen und der Anblick eher einem Gemälde gleicht. Von hier folgten wir der Landstraße bis zum Teufelsloch (Devil's hole), so heißt eine halbkreisförmige Einbiegung der das Ufer bildenden Felsenwand, auf deren einer Seite eine Art natürlicher Bastei hervorspringt, von der im Jahr 1759 eine Compagnie Engländer und Amerikaner von den Franzosen und Indianern mit dem Bajonnet in den Abgrund hinunter getrieben wurden, und alle den Tod auf den Felsen am Fuße der Wand fanden, bis auf Einen, der dadurch gerettet wurde, daß er auf einen Baum fiel. Hier kehrten wir um, und folgten einem schmalen Fußwege, der uns am Ufer des Flusses dicht am Rande der Felsenwand, auf einem ziemlich schlüpfrigen Boden, auf einen Felsen-Vorsprung führte, wo wir den Wirbel unter uns sahen, den hier der Niagara bildet. Die

Ursache dieser Erscheinung liegt in einer Einbiegung des gegenüberliegenden Ufers und einer veränderten Richtung des Flusses. Der Kreis des Wirbels ist sehr groß, und es soll wirklich schwer sein sich aus demselben zu retten. Vor einigen Jahren fiel ein Holzhauer in der Nähe ins Wasser und gerieth in den Wirbel. Er konnte schwimmen und seine Gefährten schickten ihm noch zur Erleichterung einen Baumstamm nach, auf welchem er den ganzen Tag über im Kreise herumgetrieben wurde. Seine Freunde wußten ihm nicht anders zu helfen, als daß sie nach dem etliche Meilen entfernten Lewistown eilten, und von dort ein Boot auf einem Wagen holten, das sie ans Ufer schafften und über die Felsenwand hinunterließen; aber gerade als sie sich anschickten es an ein Tau befestigt dem im Wirbel Herumschwimmenden zuzusenden, wurde er sammt seinem Baumstamme vom Wasser ans Ufer geworfen und so alle Zurüstungen unnütz gemacht. Gerade unterhalb des Wirbels nähern sich die Felsen an beiden Seiten so sehr, daß der Fluß sehr stark eingengt wird und kaum Platz findet sich durchzudrängen; das Wasser kocht und braust mit solcher Hestigkeit, daß die Oberfläche desselben in der Mitte sechs Fuß höher sein soll als am Ufer. Gerade unterhalb der Fälle gibt es Stellen, wo das Wasser gewiß eben so hoch aufsprudelt; aber man sieht sie mehr aus der Ferne, so daß keine genaue Beurtheilung Statt findet. Die Luft, die durch das hinunterstürzende Wasser in die Tiefe gerissen wird, trägt gewiß sehr viel zu diesem Aufkochen bei.

Am Nachmittag fuhren wir auf der Eisenbahn nach Buffalo, das bekanntlich am Ausflusse des Niagara aus dem See Erie zwanzig Meilen von den Fällen liegt. Der Weg führt so ziemlich die ganze Zeit neben dem Flusse hin, der hier breit und durch viele Inseln getrennt, zwischen niedrigen Ufern ruhig und langsam dahinfließt. Am breitesten ist er beim Ausflusse aus dem See, und hat besonders auf der Seite von Canada sehr flache, meist sandige Ufer. Ungefähr fünf Meilen unterhalb Buffalo mündet der Erie-Canal in den Fluß, und es führt hier bloß ein Halbecanal nach dieser Stadt.

Buffalo, eine der mit Macht aufblühenden Städte des Westens der Vereinigten Staaten, trägt noch zu sehr das Gepräge der Neuheit: ein buntes Gemisch von angefangenen und halbvollendeten Häusern und Straßen, einzelstehenden Pallästen, Ueberbleibseln der früheren Wälder, Baumstämmen und Feldern; nur die eine Straße (royal

street), wo sich ziemlich ununterbrochene Reihen von Häusern befinden, macht eine Ausnahme. Wir übersahen die Stadt von dem kleinen Thurme des Amerikan Hotel, das wegen seines geschmackvollen Baues und seiner guten inneren Einrichtung mit Recht berühmt ist. Im Hafen lagen mehrere Dampfschiffe und einige Segelschiffe, und an den Kais fanden wir viele Deutsche mit ihren Familien und Hausgeräthen gelagert, die, den freien Himmel als Dach benutzend, auf die Abfahrt eines Dampfschiffes nach Chicago und Detroit warten mochten. Die Stunde zwischen der Ankunft und Abfahrt der Karren, die wir für Buffalo bestimmt hatten, war bald vergangen, und wir hatten gerade noch Zeit in einem Zuckerbäckersladen ein Glas Eis zu essen, eine Erfrischung, die man sich beinahe in jeder kleinen Stadt Amerika's im Sommer verschaffen kann, und die der großen Hitze wegen in diesem Lande doppelt angenehm und wohlthuend ist.

Am Sonntag Morgen machten wir einen Ausflug nach einem indianischen Dorfe auf der amerikanischen Seite, das auf dem Wege nach Lockport liegt. Der Morgen war herrlich, und während der Ueberfahrt hatten wir Gelegenheit die schöne Beleuchtung der Fälle zu bewundern. Unsere Absicht war in die Kirche zu gehen, die dort für die in der Umgegend wohnenden Indianer gebaut ist. Es ist dies der Distrikt Tuscarora, der denselben von der Regierung zugesichert ist, und wo sich kein Weißer niederlassen darf. Das Land wäre hinreichend groß für den etwa dreihundert Köpfe zählenden Stamm, wenn sie arbeiten wollten; aber leider ist dieß nur Ausnahmeweise der Fall, die meisten sind daher in ärmlichen Umständen, und würden ohne die ihnen jährlich von der Regierung zukommende Unterstützung beinahe verhungern. Vor der Predigt unterhielten wir uns mit einem Chief, einem alten Manne, der recht gut englisch sprach. Am Gottesdienste nahmen ungefähr sechzig Indianer Antheil; die Weiber hatten meist Kinder mit sich, unter welchen mehrere Säuglinge. Die Männer waren europäisch gekleidet, oder hatten wenigstens nicht viel von ihrer indianischen Tracht beibehalten; die Weiber hingegen hatten ihre volksthümliche Tracht, Mocassin, Hosen mit gestickten Borten, Rock, Jacke und ein Stück Tuch, das zugleich als Schawl und Kopfbedeckung diente; die Farben waren meist dunkel mit Ausnahme der Hosen, die einige roth trugen. Der Prediger war ein Weißer und sprach englisch, sein Dolmetscher war ein

Indianer. Der Gottesdienst wurde mit Gesang eröffnet, der sich ziemlich gut ausnahm; die Predigt wollte mir nicht recht gefallen. Die Uebersetzung schien vom Indianer gut gegeben zu werden, er trug sie wenigstens mit vielem Feuer und mit vielen Geberden vor, machte aber damit keinen sonderlichen Eindruck, obgleich die meisten Indianer mit vieler Aufmerksamkeit zuhörten. Ich glaube übrigens, daß Besuche von Fremden der guten Wirkung der Predigt hinderlich sind, und daß es für das Wohl der Indianer zuträglicher wäre, wenn dieselben ganz unter sagt würden. Nach dem Gottesdienst besuchten wir eines der indianischen Häuser in der Nähe: es war schmutzig und ärmlich und in der einzigen Stube, die es enthielt, befanden sich die Lagerstätten für ungefähr zwölf Personen. Von der Kirche aus hat man eine ziemlich umfassende Aussicht: sie liegt nemlich auf der Fortsetzung der Höhe, die wohl früher das Ufer des Sees Ontario gebildet hat und über die sich jetzt der Niagara herabstürzt, und die Fälle bildet. Man sieht den See, der als eine unabsehbare Fläche daliegt und ganz an das Meer erinnert. Das Land zwischen der Höhe und dem Ufer des See's wird von einem ununterbrochenen Walde bedeckt, der gewiß noch manche Jahre unangetastet stehen bleiben wird, wenigstens so lange die Indianer das Land besizen.

Zum Mittagessen kehrten wir wieder nach der brittischen Seite zurück. Diese häufigen Ueberfahrten verschafften uns immer neuen Genuß und neue Ansichten, die uns wohl größtentheils entgangen wären, wenn wir nicht auf der brittischen Seite gewohnt hätten. Wir waren so gewohnt von einem Ufer zum andern zu fahren, daß uns eines Abends die Lust anwandelte, einigen Damen, die auf der anderen Seite wohnten, einen Besuch nach dem Thee zu machen, wofür wir aber gestraft wurden. Denn im Gespräche mit denselben hielten wir uns so lange auf, daß wir keinen Fährmann mehr fanden, als wir nach der Fährre kamen; vielleicht hätten wir uns allein auf den Strom gewagt, zum Glück aber waren die Boote abgeschlossen und wir mußten uns entschließen in einem der Wirthshäuser auf der amerikanischen Seite die Nacht zuzubringen.

Nachmittags fuhren wir in einem offenen Wagen, viel von der Hitze und dem Staube leidend, nach dem Denkmahle des General Brook, das in einer Entfernung von sechs Meilen gerade oberhalb Queenstown auf einer Höhe steht, der Fortsetzung derjenigen, auf welcher die indianische Kirche erbaut ist. Der Fluß tritt hier aus

seinen tiefen Ufern in die Ebene hervor, und acht Meilen unterhalb mündet er sich in den See Ontario. Das Denkmahl, das gerade da steht, wo früher ein Fort war, das zu der Schlacht zwischen den Amerikanern und Engländern, in welcher Brook fiel, Anlaß gab, ist eine Säule, die zu dem zu hohen und schmalen Fußgestell in unrichtigem Verhältnisse steht, und deren Spitze auf eine unglückliche Weise verziert ist. Die Aussicht von da ist allerliebste: die canadische Seite des Flusses zeigt sehr gutbebaute Felder, an denen uns besonders die bunte Abwechselung gefiel, indem sie nicht durch die in Nord-Amerika so langweilig häufigen Hecken getrennt waren, was uns ganz an Deutschland erinnerte. Der Lake Ontario nahm sich in der Ferne sehr gut aus, obschon es leider in dieser Richtung nicht ganz hell war. In Lewestown am amerikanischen Ufer lagen zwei Dampfschiffe, die von dort aus den See befahren. Die Umgebung des Denkmahls wird beinahe allein von einem unabsehbaren Walde gebildet; und wenn auch hie und da Anpflanzungen sind, namentlich längs dem Flusse, so erschienen sie doch so klein und unbedeutend, daß sie sich beinahe ganz verlieren. Der Niagara-Fall machte sich auch in dieser Entfernung bemerklich durch die über der Waldfläche hervorragende Staubwolke und durch das dumpfe Rauschen. Diese Wolke, die sich durch ihre weißliche Farbe und ruhige Stellung auszeichnet, ist sehr weit sichtbar, und ich erinnere mich sie noch in der Entfernung von fünfunddreißig Meilen auf dem See Ontario wahrgenommen zu haben. Das Rauschen des Falles soll manchmal zwanzig bis dreißig Meilen weit gehört werden, gewöhnlich aber verliert es sich größtentheils in der tiefen Felsenschlucht, die den Fluß einschließt. In der Nähe des Falles macht sich übrigens außer dem Donnern und Tosen noch eine zitternde Bewegung fühlbar, die wir in unserem Wirthshause sehr gut wahrnehmen konnten, und namentlich dann, wenn der Wind vom Falle her kam. Dieß Zittern war manchmal so stark, daß die Fenster klirrten, und neue Ankömmlinge glaubten, sie seien nicht gut geschlossen, und sich bemühten durch Zudrücken das Klirren zu verhindern; in der Nacht bei der allgemeinen Stille war es besonders deutlich und konnte einen leicht im Schlafe stören.

Am Abend machten wir unseren gewöhnlichen Gang nach dem Tafelfelsen, konnten aber nicht lange da bleiben, weil der Wind so viel Wasserstaub auf uns wehte, daß wir uns wie im stärksten Regen befanden. Es deutete dieß leider auf eine Aenderung des Wetters,

die sich denn auch den folgenden Tag einstellte. Wir hatten gehofft, diese und die folgende Nacht die Wirkung des Mondlichtes beobachten zu können und einen Mondregenbogen zu sehen, der ungemein zart und lieblich sein soll; aber in den beiden folgenden Nächten kam kein Mond zum Vorschein, und wir mußten uns mit dem Gedanken zu trösten suchen, daß sein Licht vielleicht noch nicht stark genug gewesen wäre, um einen Regenbogen hervorzurufen.

Am Montag hatte sich das Wetter wirklich geändert; der Himmel blieb den ganzen Tag überzogen; und obgleich es nicht regnete, so wurde doch die Luft sehr unangenehm feucht und dumpfig vom Staube des Falles. Am Morgen lag lange Zeit eine schwere Wolke auf demselben, die sich erst ziemlich spät in die Höhe zog. Wir bedauerten es sehr, daß am letzten Tage unseres Aufenthaltes das Wetter so ungünstig sein müsse, fanden übrigens in der Ansicht der Fälle manches Neue und Eigenthümliche, hervorgebracht durch den Mangel des Sonnenlichts. Besonders interessant war das Spiel des aufgeworfenen Wasserstaubes, der viel höher hinauf als an hellen Tagen sichtbar war und ganz besondere Formen bildete. Am folgenden Tage war das Wetter schlechter und die Luft so feucht und schwer, daß sich der Wasserdunst vom Falle gar nicht erheben konnte. Ein starker Südwind brachte ihn nach dem Wirthshause in Form von Regen, so daß man wirklich zweifelhaft sein konnte, ob es regne oder nicht. Da wir am Nachmittage die Fälle verlassen sollten, so wollten wir noch einen Abschiedsbesuch auf der Ziegeninsel machen. Während der Ueberfahrt auf dem Boote wurden wir von dem heruntergeworfenen Staube durch und durch naß; auf der anderen Seite dagegen waren wir demselben gar nicht ausgesetzt, weil man alsdann hinter dem Falle ist und der Wind den Staub selten weit in dieser Richtung weht. Wir sagten allen schönen Punkten Lebewohl, und trennten uns endlich mit schwerem Herzen, ich mit der bestimmten Aussicht, nie wieder hieher zu kommen. Je mehr ich vom Anblicke der Fälle in mein Gedächtniß aufnehmen konnte, desto reicher ging ich von dannen, ich suchte daher das Bild derselben mit der möglichsten Genauigkeit in mich aufzunehmen. Darunter war es mir auch so wichtig gewesen, mehrere Tage hier zu verweilen. Man hat so viel zu sehen, daß ein oder zwei Tage schwerlich dazu hinreichen; man muß mit den Einzelheiten vertraut werden, um den Gesamteindruck frisch und unverändert mit sich fortnehmen zu können.

So verließen wir denn am Nachmittag den 8. August den Niagara-Fall, zwar mit Wehmuth, aber in jeder Beziehung befriedigt; und selbst über das Wetter durften wir uns nicht beklagen, da vier von sechs Tagen schön gewesen waren, und es nur am letzten geregnet hatte. Vielleicht kam es uns auch leichter an, bei diesem ungünstigen Wetter den uns lieb gewordenen Ort zu verlassen.

Sechzigstes Capitel.

Reise nach Montreal. Der See Ontario. Toronto. Oswego. Kingston. Der St. Lorenz-Fluß. Die tausend Inseln. Zustand von Canada. Ankunft in Montreal.

Wir beabsichtigten von hier über den See Ontario und auf dem St. Lorenz-Flusse nach Montreal zu gehen. In Queenstown mußten wir uns im Regen auf einem kleinen Kahn einschiffen, um nach dem auf der anderen Seite des Flusses bei Lewistown liegenden Dampfschiffe zu fahren. Naß und durchkältet kamen wir an, und der erste Eindruck, den dieses englische Boot auf uns machte, war gar nicht vortheilhaft: es sah schwarz und dunkel aus, wie der Himmel; innen aber zeigte es bequeme Einrichtungen und viel Reinlichkeit. An der Mündung des Niagara in den See Ontario, liegen zwei kleine Orte, einer auf der brittischen Seite in der Provinz Ober-Canada mit Name Niagaratown, der andere auf der anderen Seite mit Name Fort Niagara. Wir fuhren von hier gerade über den See nach dem fünfundzwanzig Meilen entfernten Toronto, der Hauptstadt der Provinz Ober-Canada wo wir mitten in der Nacht ankamen. Wir blieben bis spät am Morgen liegen, und hatten daher Gelegenheit uns ein wenig umzusehen. In dem Ueferen der Städte ist zwischen Canada und den Vereinigten Staaten ein bedeutender Unterschied, der nicht zum Vortheil des ersteren Landes gerichtet. Die Häuser sind nicht so groß und ansehnlich, viele arme Baracken unter denselben, die Straßen nicht so sauber, die Kaufläden nicht so glänzend und reich. Auch in der Kleidung und Tracht der Leute zeigen sich Eigenthümlichkeiten und besonders in der Phsyionomie derselben; man sieht deutlich, daß die Bevölkerung aus englischen Einwanderern besteht.

Um zehn Uhr des Morgens verließen wir Toronto und folgten dem canadischen Ufer bis Coburg. Da das Wetter trübe und regnerisch war, so fingen wir am Morgen an auf dem Verdeck Whist zu spielen und setzten es den ganzen Tag fort, indem wir uns durch die übergespannte Leinwanddecke und durch Mäntel gegen Regen und Wind schützten. Was ließ sich auch Besseres thun? Wir waren vom mehrtägigen Aufenthalt an den Fälln abgespannt und der See sah gar zu einformig und langweilig aus. Das Land blieb meist in zu großer Entfernung, um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und im Nebel und Regen sieht alles grau und unfreundlich aus. Wir berührten zwei kleine Orte, Fort Hope und Coburg, die aber beide nicht viel Sehenswerthes darboten, so daß wir, selbst während wir anhielten, unser Whistspiel nicht unterbrachen.

Bei Coburg verließen wir die brittische Seite des Sees und steuerten quer über denselben nach Oswego. Von Toronto dahin rechnet man hundertfünfundsiebzig Meilen, die wir in neunzehn Stunden zurücklegten. Die Breite des Sees beträgt ungefähr vierzig Meilen, und seine Länge hundertsiebzig; seine Tiefe soll sehr beträchtlich sein, daher auch die tiefe blaue Farbe, ähnlich der des Meeres. Der Lake Erie dagegen ist nicht so tief, woher es wohl auch kommt daß er leichter zufriert als der Ontario, bei welchem dieß äußerst selten Statt findet. Der Wind hatte zugenommen, und obgleich die Wellen klein waren, so schaukelten sie doch zu meiner Verwunderung unser mächtiges Schiff so stark, daß mehrere Reisende krank wurden; ich für meinen Theil schief die ganze Nacht recht gut, und wachte erst auf, als die Maschine unseres Schiffes im Hafen von Oswego still hielt, wo wir um fünf Uhr des Morgens, Donnerstag den 10. August anlangten. Das niedliche Aussehen des Städtchens, die Anzahl der Schiffe im Hafen und die rege Thätigkeit am frühen Morgen, Alles deutete darauf, daß wir uns wieder in den Vereinigten Staaten befanden. Die Lage des Ortes an der Mündung eines Armes des Erie-Canals ist äußerst günstig und die Einwohner scheinen die Vortheile derselben zu verstehen und zu benutzen. Von hier wandten wir uns wieder nach der brittischen Seite des Sees, blieben aber meist ganz in der Nähe der Küste und konnten, da das Wetter besser geworden war, den ganzen Tag auf dem Verdeck zubringen. Gegen ein Uhr kamen wir nach Kingston, einer anderen ziemlich bedeutenden Stadt in

Ober-Canada. Hier sah ich die ersten englischen Truppen, von denen ein ganzes Regiment in der Stadt lag. Der große Rideau-Canal, der Ober- und Unter-Canada verbindet und den die englische Regierung auf ihre Kosten angelegt hat, mündet hier. Es ist dieß einer der wenigen Canäle, die für Dampfschiffe eingerichtet sind, seine Länge beträgt hundertdreiunddreißig Meilen und er wird größtentheils aus einer Kette von Seen gebildet, die in einander münden, so daß wohl nur zwanzig Meilen weit ein eigentlicher Canal gegraben werden mußte, während es an vielen Stellen genügte, Dämme aufzuwerfen, um zwei Seen zu verbinden. Er mündet in den Ottawa-Fluß, der einige Meilen oberhalb Montreal sich in den St. Lawrence (St. Lorenz) ergießt. Durch diesen Canal wollte sich die englische Regierung einen sehr sicheren Wasserweg für die Zeit eines Krieges mit den Vereinigten Staaten verschaffen; denn der St. Lawrence ist theils durch Fälle unschiffbar gemacht, theils liegt er zu nahe an der Grenze, und würde daher keinen sicheren Verbindungsweg zwischen den beiden Provinzen darbieten.

In der Nähe von Kingston liefen wir in den St. Lorenzfluß ein, und kamen bald zu den sogenannten Tausend Inseln, die einen lieblichen Anblick gewähren, indem die meisten felsig und mit schönen Bäumen bewachsen sind. Ich fand viel Aehnlichkeit zwischen diesem Theile des Flusses und dem Lake George. Die Strömung war meist sehr unbedeutend und nur hie und da wahrnehmbar, wenn wir zwischen zwei Inseln durchfuhren. Wir folgten meist der britischen Seite, so daß wir vom amerikanischen Ufer nichts sehen konnten, weil die zwischenliegenden Inseln es verdeckten. Die meisten derselben sind in der Mitte zusammengedrängt, so daß auf beiden Seiten längs dem Ufer breite Wasserstraßen freigelassen sind, in welchen die Dampfschiffe auf und abfahren; die englischen wählen natürlich die Straße am Canada-Ufer, während die amerikanischen die des andern benutzen. Die Grenze ist in der Mitte auf den zwischenliegenden Inseln; erst weiter unten in der Nähe von Montreal kommt der Fluß ganz in das Gebiet von Canada, und die Grenze tritt hinüber auf eine Bergkette, die sich ziemlich parallel mit derselben nach Norden hinzieht. Erst unterhalb der tausend Inseln konnten wir die beiden Ufer wieder sehen. Es war Nacht, als wir in Prescott, das fünfundsiebzig Meilen von Kingston entfernt ist, ankamen. Weder von diesem Orte noch von dem am amerikani-

sehen Ufer liegenden Ogdenburg bekamen wir etwas zu sehen; denn gleich nach unserer Ankunft stiegen wir von unserem großen Dampfschiffe auf ein kleineres Boot, auf dem wir übernachteten, und am Morgen vor der Dämmerung, während wir noch im Bette lagen, Prercott verließen. Mehrerer Untiefen und Fälle wegen können nemlich die großen Seeboote nicht weiter hinunter fahren, und bloß für kleinere Boote ist der Fluß achtunddreißig Meilen weiter schiffbar.

Die Vorbereitungen zum Frühstück trieben uns zu einer ziemlich frühen Stunde aus den Betten. Das Boot war sehr klein, und trotz der Strömung kamen wir nicht schnell vorwärts; in vier Stunden legten wir nur achtunddreißig Meilen zurück. Die Fahrt bot wenig Interesse dar: niedrige, einförmige Ufer, ärmliche Dörfer, flache Inseln. Nach diesen achtunddreißig Meilen kamen wir an sogenannte Rapids, mit Name Long Sault, wo wir genöthigt waren, das Dampfschiff zu verlassen und in einer stage zwölf Meilen weit zu fahren. Auf diesem Wege sahen wir die Arbeiter an einem Schiffscanal, der dieser Rapids wegen angelegt wurde und nicht nur für Dampfschiffe, sondern auch für Seeschiffe bestimmt ist. Es waren viele Arbeiter an demselben beschäftigt, wohl größtentheils Irländer und Schottländer, deren jämmerliche Hütten uns befremdeten; Erdmauern mit einigen Brettern oder Laanenzweigen gedeckt, bildeten die Wohnungen dieser Arbeiter. Auf der ganzen Reise in den Vereinigten Staaten hatte ich nichts Aehnliches gesehen. Wie natürlich gab dieser Anblick Anlaß zu Vergleichen zwischen Canada und den Vereinigten Staaten, die in den meisten Punkten zum Nachtheil des ersteren ausfielen. Die Ursachen dieses Zurückbleibens der Canadier hinter den Amerikanern sind wohl sehr verschiedener Art. Ohne Zweifel hat die Regierungsform einen gewissen Antheil daran, woraus sich aber gewiß nicht Alles erklärt: eine Hauptursache mag in der Verschiedenheit der Bevölkerung selbst liegen, woraus sich auch erklären läßt, warum Ober-Canada blühender und reicher ist als Unter-Canada. Der größte Theil der Bevölkerung der letzteren Provinz ist französischer Abkunft, hie und da mit indianischer Beimischung; die Anzahl der Engländer ist gering, außer in den Städten Quebec und Montreal: Ober-Canada dagegen ist großentheils von Auswanderern aus den brittischen Inseln und von einigen Amerikanern bevölkert. Der Menschenschlag in den Vereinigten Staaten ist, obgleich meistens englischen Ursprungs, von

ganz besonderer Art und scheint mehr als jeder Andere für das ihm zugewiesene Land geeignet zu sein; es ist, wie wenn das Land selbst die Nationalität der Neuengländer entwickelt hätte, so sehr entspricht sie den Verhältnissen. Die Franzosen in Canada neben den Engländern, und in Louisiana neben den Amerikanern, scheinen nicht gedeihen zu wollen; sie kommen immer mehr zurück und werden sich wohl nach und nach gänzlich verlieren, oder nur die niederste Klasse des Volkes bilden. Wie sehr übrigens nationale Vorurtheile oft das Urtheil über die gewöhnlichsten Dinge trüben, bewies ein Engländer, der sich mit uns auf dem Dampfschiffe befand, das uns von Lewistown nach Kingston und Prescott brachte. Er behauptete nehmlich, das auf dem Tische befindliche Brod sei besser als alles, das er auf einer längeren Reise durch die Vereinigten Staaten gegessen habe, während so ziemlich die ganze Reisegesellschaft das Gegentheil erklärte und das Brod schlecht fand. Es ist übrigens eine bekannte Sache, daß man in den Vereinigten Staaten sehr viel auf gutes Brod hält, und solches im Ganzen in den Wirthshäusern gewöhnlich ist.

In Cornwallis stiegen wir auf ein anderes kleines Dampfboot, das uns nur sehr langsam vorwärts brachte. Wir kamen durch den Lake St. Francis, der nichts anderes ist, als eine Ausbreitung des St. Lorenz mit flachen, einförmigen Ufern, an denen nichts zu sehen war. In Coteau du Lac wurden wir noch einmal in eine stage gesetzt, in welcher wir sechzehn Meilen zurücklegen mußten; es ging so langsam vorwärts, daß wir erst nach fünf und ein halb Uhr in Carcades ankamen. Es hat den Namen von einigen ziemlich bedeutenden Fällen, die der Fluß in der Nähe bildet und für die ein Canal gebaut werden soll; der jetzt bestehende ist schmal, und läßt bloß kleinere Schiffe durch. Wir bestiegen hier wieder ein Dampfschiff, das sich durch Schnelligkeit vortheilhaft auszeichnete. Auf unserem Wege berührten wir den Ottowa-Fluß, dessen einer Arm sich hier mit dem St. Lorenz verbindet, während ein anderer um das Eiland herumgeht, auf welchem Montreal liegt. In La Chine fanden wir eine Postkutsche mit sechs Schimmeln und einem Neuengländer als Kutscher, die uns bald nach dem neun Meilen entfernten Montreal brachten, wo wir am 11. August Abends ankamen.

Einundsechzigstes Capitel.

Montreal. Concert. Gemüßemarkt. Mount Royal. Hochamt. Insel St. Helena.

Wir stiegen in Masco's Hotel ab, wo eben im großen Saale des Hauses eine musikalische Unterhaltung Statt fand, die ein Musiker Kendall aus Boston veranstaltet hatte und wir beeilten uns, das Ende mitzunehmen. Wir hörten den Concertgeber auf der Posaune und Clarinette, und außerdem spielten zwei Regiments-Musiken mehrere Stücke. Am Ende wurde „God save the King“ angestimmt, das wir stehend anhören mußten. Die Zuhörer bestanden größtentheils aus den Offizieren der in Montreal liegenden Regimenten, ihren Frauen und einigen Fremden; von Franzosen schienen wenige anwesend zu sein: vielleicht hatten sie keine Freude an dem „God save the King“, das hier wohl den Schluß jeder musikalischen Unterhaltung machen wird.

In Montreal glaubte ich mich auf einmal in ein anderes Land versetzt, das Aussehen der Häuser und Straßen erinnerte mich ganz an eine französische Provinzialstadt. Beim Hereinfahren fanden wir die Leute vor den Thüren im Gespräch mit ihren Nachbarn sitzen; die offenstehenden Fenster ließen uns in reinliche, freundliche Zimmer blicken. Am Morgen machte ich einen Gang auf den Marktplatz, der sehr reichlich mit Obst und Gemüsen versehen war, und Alles weit übertraf, was ich in der Art in den meisten Städten des nördlichen Theiles der Vereinigten Staaten gesehen hatte. Die meisten dieser Obst- und Gemüsehändlerinnen waren Französinen, die zum Theil eine Beimischung indianischen Blutes zeigten, das sich an der etwas dunkleren Farbe der Haut und den straffen Haaren zu erkennen gab. An der Seite des Marktes standen die unzähligen, zweirädrigen Karren, auf denen, von einem kleinen canadischen Pferde gezogen, sich die Canadier überall hinbewegen, sei es, daß sie zur Hochzeit oder nach dem Markte gehen. Unter den Früchten bewunderte ich namentlich die Melonen und die guten Weichselfirschen, die in aller möglichen Auswahl vorhanden waren. Die Lage von Montreal ist freilich äußerst günstig für die Hervorbringung solcher Früchte; die Hügel hinter demselben schützen es vor

den kalten Nord- und Ostwinden, und deren Abhänge bieten son- nige Stellen dar für Früchte und Gemüse aller Art. Freilich legen die Franzosen auch einen größeren Werth auf Garten-Erzeugnisse, namentlich auf Gemüse als die Amerikaner, und daher kommt es wohl hauptsächlich, daß Montreal davon so reich ist.

Vor der Mittagsmahlzeit, die nach englischer Art erst um fünf Uhr gehalten wurde, machten wir einen Ausflug nach dem hinter der Stadt gelegenen Berge, der der Insel den Namen gegeben hat, indem aus Mount-Royal (mont royal) durch Zusammenziehung Montreal gebildet wurde. Die Aussicht von demselben ist ausgezeichnet. Die Stadt, welcher die mit Zink gedeckten Dächer der öffentlichen Gebäude, besonders der über alle hervorragenden Cathedrale, und vieler Privathäuser im Sonnenlichte ein sehr glänzendes und freundliches Ansehen geben, der Fluß mit mehreren Inseln gerade hinter der Stadt, und eine reiche Ebene, die durch hohe Berge begrenzt wird, bilden ein liebliches Gemälde. Die Aussicht auf die andere Seite ist ziemlich beschränkt, indem vorliegende Hügel den größten Theil der Landschaft verdecken.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, wohnten wir in der Cathedrale einem Hochamte und einem zu Ehren des verstorbenen Königs von England gesungenem Te Deum bei. Diese neue, äußerst geschmackvolle, im gothischen Style gebaute Kirche ist leider innen durch eine unpassende, düstere Malerei entstellt, sonst würde sie einen großartigen Eindruck hervorbringen. Neben ihr steht ein alter Thurm, der zu der alten Cathedrale gehörte und wohl abgebrochen werden wird, sobald die beiden Thürme der neuen vollendet sind. Der Platz vor der Kirche ist recht schön, die meisten der denselben einschließenden Häuser machen einen gefälligen Eindruck. In den nächstliegenden Straßen sind einige recht gute neue Privathäuser, namentlich in der Nähe der Caserne; außerdem giebt es mehrere Klöster, mit denen meist Krankenhäuser oder Erziehungsanstalten verbunden sind.

Recht sehr befriedigte uns ein Besuch auf der der Stadt gegenüberliegenden Insel St. Helena, die von ziemlichem Umfange ist und beinahe ganz mit schönen großen Bäumen bewachsen ist; die Aussicht von hier auf die Stadt ist sehr schön und wird noch gehoben durch den hinter denselben hervorragenden Mount Royal. Die Kais sind erst zum Theil mit Granitmauern versehen worden

und bedürfen an einigen Orten recht sehr einer strengeren Aufsicht in Bezug auf Unterhalt und Reinlichkeit. Von der unteren Spitze der Insel hat man eine Aussicht den Fluß hinunter, der ganz in der Nähe ziemlich hohe Wellen aufwirft, indem er über eine Felsenbank wegschießt. Oberhalb der Insel macht er eine Biegung, welche macht, daß er dem Auge nicht weit sichtbar bleibt; man sieht jedoch noch das Dorf la Prairie und eine Insel, in deren Nähe der Fluß bedeutende Felsen in seinem Bette hat, so daß von Montreal nach la Chine ein Canal angelegt werden mußte. Da wir uns mit keiner Erlaubniß versehen hatten, so konnten wir das Fort auf dem unteren Ende der Insel nicht besuchen. Es soll den Zugang nach Montreal von unten herauf vertheidigen; der andere Arm des Flusses wird durch Felsen unwegsam gemacht und braucht daher nicht vertheidigt zu werden.

Am Montage machten wir eine Spazierfahrt nach dem M. Royal. Wir wünschten so nahe wie möglich hinzufahren, um nicht zu weit zu Fuß gehen zu müssen; der Kutscher aber hatte die Sache anders verstanden, und führte uns um den Hügel herum und auf der anderen Seite wieder zur Stadt zurück, ohne daß wir unser Ziel erreicht hätten. Indesß hatten wir auf der letzten Höhe gerade vor der Stadt eine recht hübsche Aussicht. Der Eigenthümer eines benachbarten Gutes, ein Engländer, lud uns ein, von einem kleinen, Thurme, den er auf einem Hügel in seinem Landgute erbaut hatte, die Aussicht zu genießen; man übersieht von hier aus die Stadt recht gut, aber die Aussicht ist nicht zu vergleichen mit der, welche man vom M. Royal aus hat, allein es war zu spät, das Geschehene wieder gut zu machen.

Abends wurde auf dem Champ de Mars vom Musikchor eines Regiments Musik gemacht. Wir hörten recht gute Stücke, und fanden viele Zuhörer, die auf dem ziemlich großen Platz auf- und abgingen. Auch hierin zeigte sich eine große Verschiedenheit der Sitten, von denen in den Vereinigten Staaten, wo Dinge der Art gewiß selten geschehen, höchstens in West-Point, wo man sich Abends auf dem Paradeplatz einfindet, um von der dort befindlichen Regimentsmusik die Retraite zu hören.

Mein Bruder war durch die mehrtägige Fahrt auf den Dampfschiffen so angegriffen, daß er sich entschloß von hier auf dem kürzesten Wege nach Cambridge zurückzukehren, wogegen ich die Reise

nach Quebec fortsetzen wollte. Ich schloß mich hier an eine Gesellschaft aus Charleston in Süd-Carolina an, deren Bekanntschaft ich zufällig am Niagara gemacht hatte, und die ziemlich dieselbe Reise zu machen beabsichtigte, wie ich. Ich blieb mit dieser Gesellschaft, die aus einem Herrn und vier Damen bestand, und an die sich noch zwei andere Herren mit mir anschlossen, bis nach Boston zusammen, und verdankte derselben manche vergnügte Stunde, die ich ohne sie einsam im Wirthshause zugebracht haben würde.

Zweihundsechzigstes Capitel.

Reise nach Quebec. Lage der Stadt. Pappineau. Payne's Hotel Loretto. Nordlicht. Montmorency. Fort Diamond. Eröffnung des Parlaments. Ursulinerinnen-Kloster.

Dienstag den 15. August Abends um acht Uhr reisten wir in dem großen Dampfschiffe John Bull von Montreal nach Quebec ab. Trotz der großen Anfüllung des Schiffes war ich so glücklich gewesen, ein geräumiges Schlafzimmer zu bekommen, worin ich noch die Bequemlichkeit hatte, daß beim Bette ein Fenster war und ich die ganze Nacht frische Luft hereinlassen konnte. Am Morgen war das Wetter ziemlich freundlich, und wir konnten den größten Theil der Zeit auf dem Verdecke zubringen. Die Ufer des Lorenzflusses unterhalb Montreal haben meist zu wenig Abwechslung, bieten aber doch einige recht liebliche Ansichten dar. Einige Aufregung in der Schiffsgesellschaft verursachte die Fahrt über eine gefährliche Stelle im Flusse zwischen zwei Felsenreihen hindurch, wo die Wellen sich ziemlich hoch erhoben und stark gegen das Schiff anslugen. Die Gefahr gegen die Felsen getrieben zu werden, wovor die nächsten Schiffer ein Leuchtthurm auf einer kleinen Anhöhe zur Rechten warnt, kann bei Tage leicht vermieden werden. Gegen Mittag kam Regen, und wir konnten erst wieder auf's Verdeck gehen, kurz vor unserer Ankunft in Quebec. Die schöne Ansicht von dieser Stadt war der Himmel so gütig uns im Sonnenschein genießen zu lassen. Die Lage von Quebec auf einem weit vorspringenden Vorgebirge überraschte mich: schon einige Meilen oberhalb wird das

linke Ufer des Flusses von einem ziemlich hohen Bergrücken gebildet, auf dessen Ende das Fort und die Stadt gebaut sind. Mehrere gute Gebäude, wie das Staatshaus, zeigen sich im Rücken der unteren Stadt. Das Schloß des Gouverneurs, das eine schöne kühne Lage auf einer hohen schroff über die untere Stadt emporragenden Felsenwand hat, liegt leider seit dem letzten Brande in Ruinen. Oberhalb des Forts Diamond geht vom Flusse die steile Schlucht hinauf, durch welche der General Wolfe seine Truppen auf die Abrahams-Ebenen (les plaines d'Abraham) führte, daselbst aufstellte und dem französischen General eine Schlacht anbot, welche dieser im Uebermuth annahm und verlor, was die Uebergabe der Festung zur Folge hatte. Der untere Theil der Stadt ist beinahe ganz von der oberen durch eine Felsenwand geschieden, die an mehreren Stellen ziemlich hoch ist. Diese untere Stadt wird auch von den Festungswerken nicht eingeschlossen, und enthält meist nur schlechte Häuser. Unterhalb der Stadt gegen Montmorency zu und längs dem Charles-River ist eine freundliche, liebliche Gegend, schön angebaut, mit niedlichen Dörfern geziert und im Hintergrunde durch eine schöne Bergreihe abgeschlossen. Am Flusse hinauf sind zahlreiche Schiffswerften, in welchen viele Schiffe gebaut werden.

Unter unserer Schiffsgesellschaft befanden sich viele Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung, die in einigen Tagen eröffnet werden sollte, und unter diesen auch Pappineau, der seit einer Reihe von Jahren Sprecher des Unterhauses gewesen ist und sich in der letzten Revolution, die kurz nach meinem Besuche ausbrach, einen wenn auch nicht sehr rühmlichen Namen gemacht hat. In seinem Aeußeren ist wenig Ausgezeichnetes, er geht äußerst einfach, beinahe wie ein Quäker gekleidet, und von gleicher Art ist auch sein Benehmen. Er ist von etwas mehr als mittlerer Größe und starkem kräftigen Körperbau, Gesichtsfarbe, Haare und Augen dunkel, die Gesichtszüge regelmäßig, aber ohne jenen edlen, bedeutenden, geistreichen Ausdruck, wodurch ein Gesicht schön und einnehmend wird; es liegt Festigkeit und Härte darin und etwas Unheimliches, das auf Hinterlist und Schlaueit deutet. Am Ufer hatten sich viele Leute gesammelt, um ihn zu empfangen; aber sie gehörten alle den niederen Ständen an und der Jubel war nicht sehr groß, obgleich Pappineau viel zu erwarten schien, indem er auf dem Schiffe blieb, bis sich die Meisten von der Reisegesellschaft entfernt hatten. Von einem

Freunde begleitet, trat er alsdann unter das Volk; man sah ihn neugierig an, drängte sich um ihn, einige riefen seinen Namen, worauf er, wie andere Leute, in eine Galeche stieg. Auch hier, wie in Montreal, braucht man nemlich gewöhnlich kleine zweirädrige Wagen ohne Verdeck, die freilich bei schlechtem Wetter keinen Schutz gewähren. Auch mich nahm, nachdem die Andern von unserer Gesellschaft schon vorausgefahren waren und ich die nöthigen Anordnungen wegen des Gepäcks getroffen hatte, eine solche Galeche auf, in der ich zu meiner Verwunderung den steilen Berg hinauf im Galopp gefahren wurde, was das Pferd ganz natürlich zu finden schien. Ein Thor schließt die Verbindung zwischen der unteren und oberen Stadt ab, in welche ich eintrat und wo ich die Straßen weit ebener als in der unteren fand. Sie sind ziemlich regelmäßig angelegt, im Ganzen gut unterhalten und mit kleinen Seitenwegen versehen.

Das von uns gewählte Gasthaus, Payne's Hotel, lag so ziemlich im höchsten Theil der Stadt, gerade neben dem Paradeplatze, und hat eine Aussicht nach dem Charles-River zu, der auf der andern Seite des Vorgebirges, auf dem Quebec liegt, sich in den St. Lorenz ergießt. Die Kleinheit des Hauses machte, daß außer unserer Gesellschaft nur wenige Gäste Platz fanden; wir konnten daher den Ton angeben, uns gleichsam als die alleinigen Besitzer des Gesellschaftszimmers betrachten, und uns ganz nach unserem Gefallen unterhalten und vergnügen. An den Abenden machten wir gewöhnlich Gesellschaftsspiele, und Diejenigen, die uns nicht helfen wollten, mußten es sich gefallen lassen, unseren Lärm in Geduld anzuhören. Die Wirths-Tafel zeichnete sich äußerst vortheilhaft aus, und wir verlebten sechs Tage in Quebec auf eine sehr angenehme Weise.

Die Umgegend dieser Stadt bietet so viele schöne Punkte dar, daß man auch bei längerem Aufenthalte nicht um die Wahl verlegen sein würde. Unseren ersten Ausflug machten wir nach dem ungefähr neun Meilen entfernten Loretto. Der Weg dahin ist ziemlich hübsch und gewinnt sehr durch die Aussicht auf die Stadt, die sich mit ihren längs dem Bergrücken liegenden Vorstädten recht stattlich ausnimmt. Der Fluß Charles, der uns großentheils begleitete, macht in der Nähe von Loretto einige recht artige Fälle und fließt in einer wilden felsigen Schlucht, neben welcher sich der Weg eine Zeit lang hinzieht. Dieses Dorf ist großentheils von Indianern bewohnt, Ueberbleibseln des Stammes der Huronen, doch le-

ben auch ziemlich viel Franzosen hier. Die Hütten der Indianer stehen in regelmäßigen Reihen, und deuten im Ganzen auf große Armuth ihrer Bewohner, die sich vom Ertrage der Jagd und Fischerei und der Handarbeit ihrer Weiber nähren; Ackerbau treiben sie nicht und besitzen auch kein Land. Wie es scheint, findet eine Vermischung der Franzosen und Indianer Statt, die so weit geht, daß von jenen einige die Tracht der Indianer angenommen hatten; was freilich gerade keine großen Fortschritte in der Civilisation sind. Im Wirthshause bei einer Französin hielten wir uns ein wenig auf. Unsere Damen machten mehrere Einkäufe von indianischen Arbeiten, als: Mocassins, mit Federn oder Perlen gestickt. Strickbeuteln, Lichtschirmen aus Birkenrinde u. s. w. sie fanden übrigens die Preise hoch und die Auswahl gering.

Am Abend machte ich mit einem Einwohner von Quebec, an den ich empfohlen war, eine höchst interessante Spazierfahrt auf dem Vergnüßen hinter der Stadt, wo wir die ganze Zeit über eine prachtvolle Aussicht auf das Thal des Charles-River hatten; der Weg folgte nehmlich dem Abhang an dessen Seite, in das Thal des anderen Flusses dagegen konnten wir nicht sehen. Die untergehende Sonne beleuchtete die im Norden liegenden Berge und brachte allerliebste Färbungen hervor.

Bei einem nächtlichen Spaziergange durch die Stadt bekamen wir ein recht hübsches Nordlicht zu sehen, wodurch wir veranlaßt wurden, auf die Plattform hinter dem Versammlungshause des gesetzgebenden Rathes zu gehen, wo man eine Aussicht auf die untere Stadt und den Fluß hat. Dieser schimmerte und glänzte im Mondlicht, während die Schiffe in der heraufkommenden Fluth auf und nieder wogten, mit dem Vordertheile stromaufwärts gekehrt. Ganz in der Nähe von Quebec wird der Fluß durch eine große Insel, New-Orleans, in zwei ungleiche Arme getheilt und demselben eine ganz andere Richtung gegeben. Gerade unterhalb der Stadt dehnt er sich zu einer solchen Breite aus, daß er ganz seeartig wird und besonders bei hoher Fluth, wo die seichteren Stellen vollständig gefüllt sind, einen ziemlich ruhigen glatten Wasserspiegel darbietet. Im Mondlicht ließ sich dieß freilich Alles mehr errathen als sehen, und wir bewunderten hauptsächlich die Färbung des Himmels, die jedoch nicht lange anhielt und vor unserer Rückkehr nach dem Wirthshause verschwunden war.

Obgleich wir von dem Montmorency-Wasserfall keine großen Erwartungen hegten, so machten wir doch einen Ausflug dahin, um so mehr, da der Weg dahin sehr hübsch und lieblich zu sein versprach, wie wir ihn denn auch fanden. Die Aussicht von demselben, namentlich in der Nähe von Quebec nach den Höhen am Ufer von Montmorency und der Insel New-Orleans ist reizend. Montmorency ungefähr neun Meilen von Quebec entfernt, besteht aus einer ziemlich langen Reihe Häuser, die sich einen Hügel hinauf bis zu dem Falle hinzieht. Die meisten Häuser sind von der eigenthümlichen canadischen Bauart blos mit einem Stockwerk und dem spitzen hohen Dach, in dem meist Mansarden angebracht sind. Die kleinen Gärtchen vor und neben den Häusern waren meist mit Blumen versehen, und die reinlichen sauberen Fensterscheiben ließen in freundliche Stuben blicken. Der Fluß, der den Fall macht und den ich kleiner fand als ich erwartet hatte, kommt aus einem dunklen, felsigen Thale an eine hohe Felsenwand, über die er hinabgleitet in die tiefe Schlucht, die ihn in den St. Lorenz führt. Wir gingen über eine Brücke auf die östliche Seite des Flusses, um von der Felsenwand, die sich vom Falle nach dem Ufer des St. Lorenz hinzieht, die Aussicht auf den Fall zu genießen. Wie gesagt, der Fluß macht keinen Sturz, sondern gleitet auf der schrägen Wand, die vielleicht hundertzwanzig Fuß hoch ist, in die Tiefe; aber ungefähr dreißig Fuß vom Boden findet sich ein Felsenvorsprung, von welchem das Wasser in einem Bogen abspringt, so daß gleichsam ein zweiter Fall gebildet wird. Die Farbe des Wassers ist hellbraun, aber im Falle ist alles in weißen Schaum verwandelt. Wir folgten dem Ufer der Schlucht bis an den St. Lorenz, stiegen hier hinunter und gingen in der Schlucht hinauf, um eine Ansicht von unten zu haben. Wir konnten uns aber dem Falle nicht hinlänglich nähern, indem ein Felsenvorsprung im Wege stand. Ich kletterte auf denselben und wurde zwar naß, aber durch die Ansicht eines Regenbogens im unteren Theile des Falles belohnt. Die Aussicht vom hohen Ufer des Flusses nach Quebec hin, fand ich nicht der Erwartung entsprechend, welche die von Quebec nach Montmorency erregt, und ich ziehe letztere vor. Quebec, von Loretto aus gesehen, macht einen gefälligeren Eindruck, weil man von dort die bedeutenden Vorstädte übersieht, die auf der Abdachung des Bergrückens gegen den Charles-River zu liegen, die man aber von Montmorency

aus nicht gut sehen kann. Vor der Rückkehr nach der Stadt machten wir noch eine Fahrt nach den Abrahams-Ebenen, wo ein Denkmahl zu Ehren Wolfe's errichtet ist, der in der obenerwähnten Schlacht fiel.

Natürlich wurde unsere Aufmerksamkeit auch von der Festung Quebec's, in Anspruch genommen. Fort Diamond liegt auf dem höchsten Theil des Bergrückens gegen den St. Lorenz hin. Auf der einen Seite nach dem Flusse zu ist es durch eine steile hohe Felsenwand begrenzt, die es gegen jeden Angriff von dieser Seite sicher stellt. Von vorne wird es durch einen ziemlich steilen Abhang von der oberen Stadt getrennt, desgleichen von hinten, wo sich der Paradeplatz anschließt. Die schwächste Stelle scheint an der Seite gegen die Abrahams-Ebenen zu sein, obgleich dieselben ganz von den Kanonen des Forts beherrscht werden, auch der Zugang zu denselben so schwierig ist, daß wohl kaum Jemand dem Beispiele Wolfe's folgen wird, der ohne die Reckheit des französischen Generals verloren gewesen wäre. Wolfe hatte keine Artillerie, so daß er gar nichts gegen die Festung ausrichten konnte; und sein Unternehmen war nach Aller Urtheil ein höchst tollkühnes und verzweifelttes, das jedoch durch den Erfolg gerechtfertigt wurde. Jetzt sind der Bergrücken und die Abrahams-Ebenen durch vier Thürme gegen einen Ueberfall der Art geschützt worden, was dazu beitragen mag den Beinamen der Festung „die Unbezwingliche“ zu rechtfertigen. Die obere Stadt ist, wie schon bemerkt, ebenfalls befestigt und mit einer Mauer umschlossen, welche der sich um dieselbe herumziehenden Felsenwand folgt, so daß die Natur noch mehr zu ihrem Schutze gethan hat als die Kunst. In der Festung besuchten wir das Arsenal, das sehr hübsch geordnet ist und an dreißigtausend Gewehre enthalten soll. Das Gebäude ist bombenfest, hat aber so kleine und schmale Fenster, daß es an Licht fehlt. An der Seite gegen den Fluß zu ist in die Mauer das ebenfalls bombenfeste Haus für die Officiere hineingebaut, das eine sehr schöne Aussicht den Fluß hinauf haben muß. Die Soldaten leben in Casematten, die ziemlich hell und trocken sind. Ein Spaziergang auf den Wällen des Forts beinahe um dessen ganzen Umfang gewährte uns eine vollständige Uebersicht und verschiedene schöne Ansichten: die schönste ist unstreitig die den Fluß hinunter, die besonders durch die schöne Bergreihe hinter Montmorency und die Insel New-Orleans gewinnt. Die Aussicht den Fluß hinauf ist ganz eigenthümlich wild. Das Ufer längs dem Bergrücken ist

sehr steil und hoch, während das gegenüberliegende eher flach ist, und der schmale Streifen ebenen Landes zwischen dem Flusse und der Felsenwand, auf der die Festung steht, wird von einer Reihe Häuser eingenommen, in welchen meist Handwerker, Zimmerleute, Schiffsbauer, Holzhändler u. s. w. wohnen. Montgomery landete hier bei seinem Angriff auf Quebec, und wurde ganz in der Nähe beim Eingang in die obere Stadt erschossen: ein Denkmahl ist hier ihm zu Ehren errichtet. Von der Festung nach dem Fluß hinunter geht ein Schienenweg mit einem Zug versehen, mittelst dessen der langweilige Transport durch die Stadt erspart, und Sachen, die, wie es gewöhnlich der Fall ist, zu Wasser ankommen und gerade unten gelandet werden können, sehr leicht nach der Festung gebracht werden. Eben als wir das Fort verließen, wurden Anstalten gemacht drei Soldaten wegen eines Vergehens die bei den Engländern bekanntlich noch übliche Prügelstrafe zu ertheilen, worüber meine amerikanischen Begleiter in heftige Aufregung geriethen, die Sache aber nicht ändern konnten.

Während unserer Anwesenheit am 18. August fand die Eröffnung des Parlaments Statt, der wir natürlich beizuwohnen nicht unterließen. Dieser Akt geht im SitzungsSaale des gesetzgebenden Rathes vor, welche Versammlung ihrer Zusammensetzung und Bedeutung nach dem Hause der Pairs oder einem schweizerischen Regierungsrathe entspricht. Die Mitglieder werden von der Krone gewählt, eine Einrichtung, die den Liberalen in der Provinz ein Dorn im Auge ist und auf deren Abänderung sie vergeblich angetragen haben. Die Mitglieder des unteren Hauses werden dagegen vom Volke gewählt, und seit mehreren Jahren zählt die liberale Partei eine große Mehrheit unter denselben, während der gesetzgebende Rath so ziemlich dem Gouverneur und der Regierung nachbetet. Um drei Uhr kündigte der Donner der Kanonen an, daß der Gouverneur, Lord Gosford, das Schloß verlassen hatte: er fuhr in einem vierspännigen Staatswagen mit mehreren Livree-Bedienten hinten auf; unter Voraustritt von drei Adjudanten, seinem und dem Staats-Sekretär, von mehreren Offizieren begleitet, die alle dieser Feierlichkeit wegen hergekommen waren, trat er in den Saal mit unbedecktem Haupte, grüßte und setzte alsdann seinen Hut wieder auf. Nachdem die Mitglieder des unteren Hauses hereingekommen waren, las er die Botschaft ab, von welcher sodann der Präsident des gesetzgebenden Rathes eine französische Uebersetzung mittheilte; und so endete die

Feierlichkeit. Der kleine Saal hatte wenig Zuschauer erlaubt, und wir mußten uns sehr glücklich schätzen zu den wenigen Begünstigten zu gehören. Bei solchen Gelegenheiten ist es freilich gut, wenn man einige hübsche Damen in seiner Gesellschaft zählt: ihnen öffnen sich alle Thüren viel leichter, namentlich in Amerika. Den folgenden Tag ging ich auf einen Augenblick nach dem Unterhause, wo ich gern Pappineau gehört hätte, der über die Antwort auf die Botschaft sprechen sollte; aber ich kam etwas zu spät, indem wir uns auf einem Spaziergang zu lange aufgehalten hatten.

Ich machte hierauf mit meiner Gesellschaft einen Besuch im dortigen Ursuliner Kloster. Ein mitgebrachter Brief an die Seckelmeisterin hatte mir deren Bekanntschaft und die Erlaubniß verschafft, meinen Besuch mit meiner Gesellschaft zu wiederholen. Ich leistete diesen damit einen angenehmen Dienst, indem sie gerade sehr begierig waren ein Kloster kennen zu lernen. Es hatte nehmlich im vergangenen Jahre ein gewisses Frauenzimmer mit Namen Monk gegen ein Kloster in Montreal und das Klosterleben überhaupt heftige Anklagen und Beschuldigungen erhoben und damit anderwärts, namentlich in New-York, Beifall und Unterstützung gefunden. Dadurch war die Aufmerksamkeit des ganzen Volkes auf diesen Gegenstand geleitet worden, so daß besonders solche Amerikaner, bei denen es keine oder nur ganz unbedeutende Klöster gibt, sehr neugierig waren die Einrichtungen und Bewohner eines solchen kennen zu lernen. Später wurde übrigens bewiesen, daß diese Monk eine Betrügerin und nicht einmal mit der Lokalität des Klosters, über das sie ihre Verläumdungen ausgestreut hatte, bekannt gewesen war. Die Ursulinerinnen in Quebec haben eine große Erziehungsanstalt für Mädchen, und bringen ihre Zeit in nützlicher Thätigkeit zu. Wir wurden nicht in das Innere des Klosters eingelassen, sondern mußten uns begnügen die Klosterfrauen im Sprechzimmer durch ein Gitter zu sehen und zu sprechen. Da die meisten derselben Französinen und nur einige wenige Amerikanerinnen waren, so wurde die Unterhaltung von unserer Seite größtentheils englisch und von der anderen französisch geführt, wobei meine Hülfe als Dolmetscher in Anspruch genommen wurde. Wir sahen unter ihnen zwei Novizen, von denen die eine erst seit wenigen Tagen ins Kloster getreten war; ein recht niedliches junges Mädchen, das gar nicht für ein einsames Leben hinter den Klostermauern gemacht schien. Uebrigens hat in diesem Lande das Kloster-

gelübde keine bindende Kraft vor Gericht, und Mönche und Nonnen können ins Leben zurückkehren, sobald sie wollen. Unsere Damen wunderten sich sehr, daß diese Nonnen so guter Launen und gesprächig waren: sie hatten in ihnen mürrische, unfreundliche, schüchterne Wesen, die nicht ihre Augen aufzuschlagen und kein Wort hervorzubringen wagen, erwartet.

Am Sonntage besuchte ich die englisch bischöfliche Kirche. Aber mit jedem wiederholten Besuche eines solchen Gottesdienstes wurde mir die Länge der Liturgie ermüdender; einem Reformirten am wenigsten kann dieses kalte Formenwesen zusagen. Die Predigt machte keinen bleibenden Eindruck auf mich, und die Musik interessirte mich noch am meisten. In der katholischen Kirche wohnte ich dem Gottesdienst nicht bei. Das Gebäude zeichnet sich durch nichts als durch sein Alter aus.

Dreiundsechzigstes Capitel.

Rückkehr nach Montreal. Reise über Lake Champlain. Burlington. Montpelier. Danville. Littleton. Ankunft am Fuße der weißen Berge.

Es war nun Zeit umzukehren, und so bestieg ich mit meiner Reisegesellschaft Abends am 21. August das nach Montreal gehende Dampfschiff, British Canada, das ein freundlicheres, angenehmeres Ansehen hatte als John Bull. Der Abend war sehr hübsch, und wir genossen ihn auf dem Verdeck. Quebec verloren wir bald aus den Augen, die Wälle des Forts blieben noch am längsten sichtbar. Den folgenden Tag war das Wetter unfreundlich und kalt, so daß wir uns nicht lange auf dem Verdeck aufhalten konnten, sondern meist in der Kajüte blieben. Den Theil des Weges, den wir das letzte Mal in der Nacht zurückgelegt hatten, sahen wir jetzt bei Tage. In Sorel, wo sich der Sorel-Fluß mündet, hielten wir einige Zeit an; der Regen hinderte uns aber uns ein wenig in dem kleinen Orte umzusehen. Wir kamen so spät am Abend in Montreal an, daß wir es für's Beste hielten, auf dem Dampfschiffe zu schlafen. Am Morgen schickten wir unser Gepäck sogleich nach einem Dampf-

schiffe, das uns nach la Prairie auf der anderen Seite des Flusses und der dort kürzlich eröffneten Eisenbahn bringen sollte, und nahmen unterdessen im Exchange Hotel ein Frühstück ein, das so ausgezeichnet gut war, daß wir es sehr bedauerten bei unserem letzten Aufenthalt in Montreal nicht diesen Gasthof gewählt zu haben. Da der Inhaber desselben ein Amerikaner war, und nicht wie der des anderen ein Engländer, so wurden unsere Amerikaner ganz stolz auf diesen Sieg den ihr Landsmann über seinen Nebenbuhler davon trug.

Die Ueberfahrt nach la Prairie fanden wir äußerst interessant. Das Dampfschiff geht über einige felsige Partien, wo der Fluß nur wenige Fuß tief ist und beträchtliche Wellen aufwirft; zugleich hat man eine hübsche Ansicht von der Stadt, dem Mount Royal und der Insel St. Helena. Am Landungsplatz in la Prairie fanden wir die Karren unser warten, die uns nach dem achtzehn Meilen entfernten Städtchen St. John brachten, wo wir uns auf dem Lake Champlain einschiffen wollten. Der Fluß Sorel, den wir hier wieder trafen, hat wenig von der Natur eines Flusses, schleicht still ohne viel Strömung zwischen niedrigen, oft sumpfigen Ufern dahin, dehnt sich oft ziemlich aus, bietet aber nirgends eine bedeutende Tiefe dar. Der Fluß ist dadurch berühmt geworden, daß er den amerikanischen und englischen und früher den französischen Armeen bei Einfällen nach Canada und nach den Vereinigten Staaten zum Wege diente und mehrere Schlachten in seinen Umgebungen vorfielen. Durch den letzten Frieden ist er beinahe ganz in das Gebiet von Canada gekommen und wird durch ein Fort gegen Einfälle vom Lake Champlain her vertheidigt. Die Forts am Lake George und am oberen Ende des Lake Champlain haben durch diesen Wasserweg ihre Bedeutung erhalten: sie sollten theils die Land-Strecke zwischen dem Hudson und dem schiffbaren Wasser, theils den kurzen Weg vom Ende des Champlain bis zum Lake George, der bei Kriegszügen gewöhnlich gewählt wurde, beschützen.

Nach einem guten Mittagessen verließen wir St. John und traten die Fahrt über den Lake Champlain im amerikanischen Boote Franklin an, das durch sein reinliches und elegantes Aussehen angenehm in die Augen fiel. Die englisch canadischen Boote sind gewöhnlich ganz schwarz, während die der Amerikaner hell und meist weiß und grün angestrichen sind. Das artige Boot war aber auch dem Capitain ordentlich ans Herz gewachsen, so daß er es wie ein

Kleinod hütete, und manchmal die Bequemlichkeit der Passagiere durch seine übergroße Aufmerksamkeit auf die Schonung desselben beeinträchtigte. Die Matrosen gingen mit demselben um, als wenn es von Glas wäre, und bewiesen eine Behutsamkeit, die ganz nicht in ihrer gewöhnlichen Art war. Auf dem Vorder-Verdecke, wo die Verdeckpassagiere gewöhnlich keine große Reinlichkeit und Ordnung zulassen, war ein Segeldach ausgespannt, der Boden sehr sauber gehalten, und alle Geräthe so sorgsam aufgeräumt, als wenn sie nie gebraucht würden. So ließ es sich freilich erklären, daß das Boot uns wie neu erschien, während es doch zehn Jahre alt war. Indes entsprach dem angenehmen Außern seine Geschwindigkeit vollkommen. Der Eingang ins amerikanische Gebiet wird ebenfalls durch ein Fort vertheidigt, wo ein Douanier an Bord kam, um unser Gepäck zu untersuchen, der uns jedoch nicht aufhielt, sondern seine Untersuchungen während der Fahrt machte und am nächsten Halte ausstieg. Mir war dabei nicht wohl zu Muth, indem ich mehrere neue Kleidungsstücke von Montreal mitgenommen hatte, deren Einföhrung verboten ist; aber als mein Koffer vorkam, wurde ich gefragt: „Sie haben blos Kleider und Wäsche in demselben?“ und da ich darauf mit gutem Gewissen „Ja“ antworten konnte: so wurde auf diese Erklärung hin mein Koffer gar nicht geöffnet. Dagegen erregte meine unschuldige Pflanzenbüchse, so wie ein Pack Papier, in welchem Pflanzen waren, Verdacht; denn beides waren Dinge, die dem Manne in seiner Praxis noch nicht vorgekommen sein mochten; indessen konnte er gegen ihren Eintritt in die Vereinigten Staaten nichts einwenden. Gegen Andere war er ein wenig strenger, und untersuchte ihr Gepäck; doch schien er Alles nur der Form wegen zu thun, und die wenigen verbotenen Dinge, die sich vorfanden, nicht sehen zu wollen.

Das Wetter war nicht sehr günstig, der Wind meist so kalt und stark, daß wir nicht so viel auf dem Verdecke sein konnten, was wir zu bedauern hatten. Die Gegend wurde sehr schön, sobald wir in den See hinaus kamen; die Ufer blieben sehr nahe, oder wurden auf der östlichen Seite durch Inseln ersetzt, die in ihrer Bildung und Bewachung, in kleinen Vorgebirgen und Baien viel Abwechslung zeigten. Plattsburg auf der westlichen Seite des Sees im Staate New-York ist sehr schön gelegen; es bleibt den von unten her Schiffenden lange verborgen durch ein schmales, felsiges Vorgebirge, das

sich weit in den See hineinzieht und eine tiefe Bucht bildet, in welcher diese kleine Stadt liegt. In der Nähe hat eine Seeschlacht zwischen den Engländern und Amerikanern Statt gefunden, in welcher die ersteren geschlagen wurden. Die Ansicht von Plattsburg, das einige hübsche Gebäude zeigt, gewinnt sehr durch die hinter ihm, noch im Staate New-York liegenden Berge, die sich zu einer beträchtlichen Höhe erheben, und von denen einige Gipfel nach neueren Untersuchungen bis zu einer Höhe von fünftausend Fuß über das Meer aufsteigen.

Es war Nacht als wir nach Burlington kamen, das auf der anderen Seite des Sees im Staate Vermont liegt. Wir verließen hier das Dampfschiff, das die Fahrt bis nach Whitehall fortsetzte, wo es wohl in der Frühe des folgenden Morgens wird angekommen sein. In günstigen Fällen genügen vierundzwanzig Stunden, um von Whitehall nach New-York zu gelangen, wenn nemlich die stage von Whitehall gerade zur Zeit der Abfahrt eines Dampfschiffes am Abend in Albany eintrifft, was freilich nicht immer der Fall ist.

Burlington ist ein niedliches freundliches Städtchen, hübsch gelegen an einer Bai des Sees, die mit mehreren kleinen Inseln geziert ist: der hintere, höher liegende Theil des Ortes bietet eine hübsche Aussicht dar über den See, in dessen Hintergrunde man die vorhin erwähnten New-York-Berge sieht. Wir bewunderten die sauber gehaltenen Häuser mit breiten Fenstern und hohen Stockwerken, die weiß angestrichenen Wände und grünen Läden, die niedlichen kleinen Gärten um dieselben, und die hübschen, regelmäßigen, mit Bäumen bepflanzten Straßen. Welch ein Unterschied zwischen diesen Orten und solchen, wie wir sie im englischen Gebiete, namentlich in Unter-Canada, gesehen hatten. Freilich sieht es auch nicht in allen Theilen der Vereinigten Staaten so aus, wie in den sogenannten New-England-Staaten und vor allen in Vermont. Selbst unsere Amerikaner, die aus einem südlichen Staate waren und noch nie die nördlichen besucht hatten, waren überrascht und staunten. Nach dem Frühstücke um acht Uhr verließen wir Burlington in einer Extrastage, die uns die Bequemlichkeit darbot nach unserem Gutdünken halten und fortfahren zu können. Der Weg war sehr uneben und hügelig, obgleich wir im Ganzen dem Thale des Onion Flusses folgten, der in der Nähe von Burlington in den See fließt. Wir kamen durch ziemlich wilde Gegenden, namentlich da, wo die soge-

nannten grünen Berge anfangen in der Nähe des Camel Rump, des höchsten Gipfels in der ganzen Kette. Der Fluß drängt sich hier zwischen ungeheuren Felsentrümmern durch, die ihn gleichsam überschlüttet haben, so daß er nur hie und da in den Zwischenräumen sichtbar ist. Die Berge kommen auf beiden Seiten ganz nahe heran, und bilden eine enge Schlucht, die den wilden Fall des Flusses auf eine würdige Weise umgibt.

Nach ein Uhr kamen wir in Montpelier an, wohin man von Burlington achtunddreißig Meilen rechnet, welche Entfernung wir in etwas mehr als fünf Stunden zurückgelegt hatten trotz der vielen Hügel, die wir auf unserem Wege fanden. Wir wechselten alle acht Meilen Pferde, öfter wurden sechs vorgespannt, und unser Gepäck war leicht: wir fuhren daher äußerst rasch, die kleinen Hügel hinauf und hinab immer im Galopp, worauf die Pferde ganz eingeübt zu sein schienen und gewöhnlich von selbst zu rennen anfangen, so daß es manchmal ausah, als wenn sie Lust hätten durchzugehen und die Frauenzimmer es wirklich befürchteten. Montpelier, die Hauptstadt von Vermont, liegt am Onion Fluß, der zwischen steinigten Bergen hinfließt und hier gerade ein etwas breiteres Thal durchschneidet, vor das sich aber ober und unterhalb Berge vorlegen und das Thal gleichsam von der Welt abschließen. Das Staatshaus ist aus Granit aufgeführt und kürzlich vollendet; das Portal mit schönen hohen Granitsäulen geziert macht einen sehr guten Eindruck, die Kuppel ist von Holz, aber wie Granit angestrichen. Wir besahen die beiden Versammlungssäle, die sich gerade nicht durch Schönheit und Pracht auszeichneten: die Bänke im Saale der Repräsentanten z. B. sind von ganz gemeinem Holz und gar nicht sorgfältig gearbeitet. Die Umgebungen des Gebäudes waren noch nicht in Ordnung gebracht. Auf dem freien Platz von demselben hat man mehrere Terrassen angelegt und scheint ihn sehr gut unterhalten zu wollen. Das Mittagessen gab uns gerade keine gute Meinung von der Kochkunst der Wirthin; wir hielten uns auch nicht länger auf, als nöthig war, und verließen Montpelier gleich nach der Mahlzeit.

Unser Ziel war Danville, das dreißig Meilen entfernt sein sollte. Der Weg war anfangs nicht sehr rauh; aber bald kamen wir an eine hohe Kette der grünen Berge, wo ich einen Theil des Weges zu Fuße ging, um die Gegend besser zu genießen. Die Sonne ging gerade hinter den Bergen zwischen Montpelier und Burlington unter

und hinterließ eine sehr starke Abendröthe, die ihre Färbung über den größten Theil des Horizontes verbreitete. Zu unsern Füßen fand ich zahlreiche Himbeerstauden, von denen ich mehrere mit Früchten versehene Zweige den Damen als Nachtisch zum stattlichen Mittagsessen in den Wagen reichte. Die Nacht kam herbei, und wir waren noch immer auf dem Wege; die letzten Meilen wollten gar nicht zu Ende gehen. Vergebens suchten wir nach dem kleinen See, der in der Nähe von Danville sein sollte; wir sahen hie und da einen Wasserteich durch die Lannenzweige schimmern, aber es schien noch nicht der gewünschte See zu sein. Endlich legten wir an, und unsere erste Frage war nach Forellen, nach denen, als einem berühmten Erzeugnisse von Danville, uns der Kutscher lüstern gemacht hatte, und die uns für die Fahrt in die späte Nacht hinein entschädigen sollten.

Danville liegt ungemein hoch auf der östlichen Abdachung der grünen Berge nach dem Connecticut hin, und hat in seiner Umgebung viele kleine Bäche, in denen aber die berühmten Forellen in großer Zahl gefangen werden. Im Wirthszimmer fanden wir ein gutes Feuer, das uns der Abendkühle wegen höchst angenehm erschien. Das Nachtessen kam auch endlich, und mit demselben eine große Schüssel gebackener Forellen, die etwas röthlich von Farbe und fetter, aber meistens kleiner waren, als die unsrigen gewöhnlich sind. Auch beim Frühstücke wurden wir nochmals mit gebackenen Forellen beglückt, und wir hatten hinlängliche Gelegenheit dieselben kennen zu lernen. Wie viel Exemplare jeder von uns brauchte, um zu einer vollkommenen Kenntniß dieser Fischart zu gelangen, blieb unerörtert: der Eine war betriebsamer als der Andere, aber selbst die Damen zeigten viel Eifer.

Von Danville bis Littleton, wohin wir unsere Reise richteten, rechnet man fünfundzwanzig Meilen, und diese mußten wir mit denselben Pferden zurücklegen, was uns gerade nicht eine rasche Fahrt erwarten ließ; es ging aber besser als wir gedacht hatten. Bis zum Connecticut, den wir öfter von der Höhe sahen, auf welcher wir uns befanden, fuhren wir meist bergab, und von seinem Ufer bis Littleton war die Entfernung nicht bedeutend. Das Thal des Connecticut ist nicht sehr breit, und er selbst kaum ein Fluß zu nennen, er gleicht eher einem Waldwasser. Die Höhen auf beiden Seiten sind mit Wiesen bedeckt, und zeigen hie und da recht niedliche Wohnungen. Littleton liegt im Staat New-Hampshire in einem kleinen

Thälchen, und besteht beinahe ganz allein aus Sägemühlen, die durch ein kleines Wasser in Bewegung gesetzt werden. Die wenigen Häuser, die es zählt, sind sauber und wohnlich und im Wirthshause erhielten wir ein recht erträgliches Mittagessen, obgleich wir auf drei andere Reisegesellschaften folgten, die einige Zeit vor uns von anderen Seiten her eingetroffen waren. Einige Schwierigkeit hatten wir eine stage zu erhalten, indem die regelmäßige erst am folgenden Morgen abgehen sollte und außer dieser keine zu haben war; endlich aber setzten wir es durch, daß uns diese gegeben wurde, und um drei Uhr Nachmittag ging es weiter. Ziemlich in der Nähe von Littleton kamen wir über einen hohen Berg, von dem wir eine schöne Aussicht hatten; wir sahen hier zum ersten Mal die weißen Berge, denen wir einen Besuch zu machen beabsichtigten und darum diesen Weg gewählt hatten. Mount Washington, der höchste Gipfel derselben, ragte hinter einigen vorliegenden Höhen weit hervor, und machte mit seiner kahlen, felsigen Spitze einen ganz besonderen Eindruck. Zu unserer Rechten hatten wir eine andere Berggruppe, Franconia genannt, deren höchster Gipfel La Fayette, wie der Washington, eine kahle Spitze hat, und zwar niedriger ist, aber mehr allein steht, indem die umliegenden Spitzen viel niedriger sind. In seiner Nähe liegt die sogenannte Franconia-Notch, ein Bergpaß, der zwischen steilen Bergwänden und Felsen durchführt und äußerst wilde und schauerliche Ansichten darbieten soll. Unser Kutscher wollte uns gern überreden diesen Weg nach Concord zu wählen, anstatt, wie wir wollten, durch die Notch in den weißen Bergen über Conway nach Concord zu gehen; und wir waren wirklich eine Zeitlang zweifelhaft, welcher von diesen beiden Straßen wir den Vorzug geben sollten, blieben aber unserem früheren Plane getreu.

Unser Weg führte uns den größten Theil der letzten Hälfte ein Thal hinauf, dessen Bach von den weißen Bergen herkam. Die Straße wurde auf beiden Seiten von Wald begrenzt, der sich durch ungeheuer hohe Kieferbäume (*Pinus strobus*) und viele gelben Birken (*Betula excelsa*) auszeichnete. Diese Kieferbäume gehören zu den Baumarten der Vereinigten Staaten, welche die höchsten Stämme bilden. Jetzt läßt man ihnen freilich selten Zeit ihre ganze Höhe zu erreichen und haut sie meistens zu frühe ab; aber in diesen von den bewohnten Gegenden entfernten Wäldern fanden sich Exemplare, die zu einer stattlichen Höhe gelangt waren. Seitdem wir Littleton ver-

lassen, besonders seit den letzten acht bis zehn Meilen, hatten die Ansiedlungen fast ganz aufgehört, und das Land glich ziemlich einer Wildniß. An einer der düstersten Stellen des Weges sah ich auf einem umgefallenen Stamme eine Gule sitzen, welcher der Kutscher, von mir aufmerksam gemacht, mit seiner Peitsche unsere Gegenwart fühlbar machte; der tüchtige Hieb schien sie aber kaum aus der Fassung zu bringen. Sie flog bloß einige Schritte weiter, ließ sich wieder nieder, und nahm dieselbe nachdenkende Stellung ein, in welcher wir sie zuerst gesehen hatten. Unsere Damen fühlten Mitleid mit dem Thiere, und klagten mich und den Kutscher der Grausamkeit an, fanden aber doch die Ruhe und Gelassenheit, mit welcher die Gule unsere unsanfte Begrüßung aufgenommen hatte, komisch. Gegen sieben Uhr Abends den 25. August kamen wir am Fuße der weißen Berge, dem Ziele unserer Reise an.

Vierundsechzigstes Capitel.

Besteigung des Berges Washington.

Am Ausgange eines ziemlich breiten Thales, welches die Gipfel der weißen Berge, in deren Mitte der Washington hervorragt, wie im Halbkreise umgeben, liegt ein Wirthshaus von bedeutendem Rufe, nach seinem früheren Besitzer Eaton Crawford genannt: hier stiegen wir ab. Eine kleine Viertelstunde dießseits waren wir an einem anderen Wirthshause vorbeigekommen, das erst seit mehreren Jahren erbaut ist, und bei weitem nicht solchen Ruf genießt wie dieses. Eaton Crawford war lange allein in diesem wilden Thale, zehn bis funfzehn Meilen von den nächsten Nachbarn entfernt. Im Sommer besuchten Reisende, die den M. Washington besteigen wollten, sein bescheidenes Haus; im Winter kehrten bloß die wenigen Fuhrleute bei ihm ein, die auf dem Schnee über die Berge nach dem Staate Mance zu fuhren. Es that mir leid, als wir hörten, daß Eaton Crawford nicht mehr da sei. Nicht nur sein Haus, auch er selbst ist in großen Ruf gekommen. Die meisten Reisenden, welche diesen Berg besucht haben, erwähnen seiner als eines angenehmen

Führers, und selbst seiner geselligen Talente wegen mit vielem Lobe. Wir fanden das Haus so voll, daß wir kaum Betten für die Nacht erhalten konnten und uns sehr einschränken mußten.

Die Aussicht für den folgenden Tag, wo wir den Washington besteigen wollten, waren ziemlich gut: das Wetter versprach nach der Meinung des Führers einen hellen und klaren Morgen. Die ersten sieben Meilen bis zum Fuße des Berges sollten zu Pferde zurückgelegt werden; die drei noch übrigen Meilen aber bis zum Gipfel mußten zu Fuß gemacht werden. Zwei unserer Damen waren Willens uns auf diesem Ausfluge zu begleiten, wozu ich indeß nicht sehr rathen konnte, weil ich fürchtete, sie seien einer solchen Anstrengung nicht gewachsen. Aber da im Fremdenbuche, wo wir die Namen mehrerer Bekannten fanden, sich einige Damen als Besteigerinnen des Washington verewigt hatten: so reizte dieß den Ehrgeiz unserer Begleiterinnen dermaßen, daß sie meine Bedenklichkeiten verachteten und beweisen wollten, daß sie dasselbe könnten, was andere gekonnt hätten.

Am Morgen war ich in aller Frühe auf, und fand das Wetter vollkommen günstig, kein Wölkchen am ganzen Himmel. Bis die Damen fertig, das Frühstück bereit und eingenommen, und die Pferde gesattelt waren, verging ziemlich viel Zeit, und es war beinahe acht Uhr geworden, ehe unser Zug sich in Bewegung setzte. Unter den besten Wünschen der Zurückbleibenden, worunter die Mutter einer der mitgehenden Damen und eine jüngere Schwester, machten wir uns auf den Weg. So lange wir auf der Straße blieben, machte uns der Ritt ziemlich viel Vergnügen, obgleich die meisten unserer Pferde so elend und abgetrieben waren, daß es ziemlich schwer hielt sie aus ihrem langsamen Schritte zu bringen; sobald wir aber den schmalen steinigen Fußweg einschlugen, gingen die Mühseligkeiten an, und mit dem Lachen hatte es ein Ende. Der Weg war zum Theil so schlecht, daß ich mich oft wunderte, wie unsere armen Thiere durchkommen konnten ohne sich die Beine zu brechen. Dadurch, daß die Pferde immer in dieselben Löcher treten, eines hinter dem anderen, haben sich in dem Fußwege große Ungleichheiten gebildet, die zum Theil durch querüber laufende Baumwurzeln noch vergrößert werden, so daß man ihn füglich mit einer Leiter vergleichen könnte, deren Sprossen die kleinen Erhöhungen zwischen den Löchern bilden. Natürlich mußte man an solchen Stellen die Pferde ganz

sich selbst überlassen und durfte sie nicht antreiben; sie schienen überhaupt an diese Art zu steigen so sehr gewöhnt zu sein, daß sie ganz sicher gingen. Ueberhaupt war der Weg gar nicht gefährlich: es ging meist in einem flachen Thale hin; nur hie und da beim Durchschneiden von kleinen Bächen kamen wir an etwas steile Abhänge, wo ein Sturz mit dem Pferde unangenehme Folgen haben können.

Um die sieben Meilen bis zum Fuße des Berges zurück zu legen, hatten wir über zwei Stunden gebraucht. Hier wo das eigentliche Steigen seinen Anfang nahm, ließen wir die Pferde zurück und setzten unseren Weg zu Fuß fort. Trotz meinen Ermahnungen wurde anfangs geeilt, jeder wollte der erste sein, aber es dauerte nicht lange, so waren die hastigen Steiger außer Athem gekommen, und es trat ein vollständiger Stillstand ein. Eine der Damen war nahe daran das Vorhaben ganz aufzugeben; ein wenig Ruhe brachte sie aber auf andere Gedanken. Meiner Leitung folgend ging sie langsam und ruhig weiter, und aus den Letzten wurden die Ersten. Wir beiden schonten uns so gut, daß wir zuletzt die rüstigsten waren. Während meine Begleiterin ausruhte, botanisirte ich, obgleich der wilde felsige Boden selten größere Abschweifungen von dem schmalen, steilen Fußwege zuließ. Die erste Hälfte des Weges führte uns einen steilen, waldigen Abhang hinauf, wo uns die Büsche und Bäume einen sehr erwünschten Schatten gaben; denn trotz der ziemlich beträchtlichen Höhe schien die Sonne sehr warm. Als wir den Saum des Waldes verlassen hatten war noch immer ein bedeutender Weg zu machen, aber die schöne Aussicht in die Ferne, die sich auf einmal vor uns aufthat, und die frische Bergluft erleichterten die Anstrengungen, und wir gingen ziemlich rüstig vorwärts dem sich immer mehr nähernden Gipfel zu. Aber auf einmal kamen Wolken hinter den Höhen hervor, ein kalter, nasser Wind fing an zu wehen, und in kurzer Zeit waren wir in einen dichten Nebel gehüllt, aus dem uns nur hie und da Durchblicke gestattet waren nach der untenliegenden Landschaft, wo der herrlichste Sonnenschein war. Eine Viertelstunde unterhalb des Gipfels hielten wir bei einer Quelle an, um die mitgebrachten kalten Speisen statt des Mittagmahls zu verzehren. Felsen schützten uns vor dem kalten, eisigen Winde, der nach der Anstrengung und Erhitzung des Gehens doppelt unangenehm war. Einige Fremde, die gerade vom Gipfel zurückkehrten, den sie

noch im Sonnenlicht verlassen hatten, nahmen ein Briefchen nach dem Wirthshause mit, worin wir die Zurückgebliebenen von dem bisherigen Erfolge unseres Unternehmens und dem Zustand unserer Kräfte in Kenntniß setzten. Wir scherzten viel über diesen Briefwechsel vom Washington aus; diese wenigen Zeilen beruhigten aber die ängstliche Mutter gewiß recht sehr. Zwei junge Leute, die nach uns das Wirthshaus zu Fuß verlassen hatten, und im buchstäblichen Sinne uns nachgelaufen waren, holten uns hier ein. Der jüngere hatte sich so übermäßig angestrengt, daß er, gerade als er bei uns anlangte, ohnmächtig wurde. Wir sprangen ihm mit Speisen und Wein bei, von denen sie beide gar nichts mitgenommen hatten, und schickten den Kranken nach dem Haltorte zurück, wo die Pferde sich befanden, mit der Ermächtigung sich eines derselben zu nehmen, was er denn auch that. Mich wunderte die Unbefangenheit, oder wie ich es nennen soll, dieser beiden jungen Leute (Studenten aus einem benachbarten Collegium), die nicht einmal daran dachten, uns für die ihnen bewiesene Theilnahme zu danken; auch am Abend im Wirthshause sagten sie kein Wort des Dankes.

Nachdem wir uns durch halbstündiges Ausruhen erholt hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, der sehr mühsam war. Der oberste Gipfel ist aus großen Felsentrümmern zusammengesetzt, deren Zwischenräume mit niedrigem Nadelholz ausgefüllt sind: man wußte daher nicht, wohin man seinen Fuß mit Sicherheit setzen sollte; und da wir den Frauenzimmern zu helfen hatten, und meistens neben dem Fußwege gehen mußten, so gehörte oft viel Kunst dazu nicht selbst zu fallen und nicht im Falle die, denen man helfen wollte, mit sich zu Boden zu ziehen. Ich habe viele Berge mit steilen Felsenwänden und jähen Abhängen erstiegen, aber mir ist nie ein ähnlicher Berg wie dieser mit einem solchen Durcheinander vom Felsenblöcken vorgekommen; und ich mußte unsere Damen bewundern, daß sie es durchsetzten bis zur Spitze zu klettern. Als wir die Höhe erreicht hatten, die einen ziemlichen Umfang hat, erhielten wir die traurige Gewißheit, daß an Aussicht gar nicht zu denken war; kaum, daß uns die Wolken manchmal einen Durchblick nach dem Thale gestatteten; sie stürmten aber so rasch und heftig vorbei, daß das Vergnügen immer nur Augenblicke dauerte. Manchmal beleuchtete die Sonne uns selbst auch; dann aber lagen meistens die Wolken unter uns, und wir sahen in ein Nebelmeer hinab. Nach Osten hin

wurde es nie hell, hier konnten wir nicht einmal die nächsten Umgebungen des Berges unterscheiden; nach Westen dagegen wurde der Horizont hie und da frei, obgleich wir unser Wirthshaus, das in dieser Richtung lag, nie erblicken konnten. Der nähere Theil der Landschaft blieb die ganze Zeit durch zwischenliegende Wolken verhüllt. An einer vor dem kalten Stwinde geschützten Stelle lagerten wir uns und öffneten die mitgebrachte Flasche Champagner, die sich leider als Apfelwein erwies und wohl der schlechteste Champagner war, der mir je vorgekommen ist; wir verbesserten sie aber mit Eis, das wir unter einem Felsen in der Nähe des Gipfels gefunden hatten, Ueberbleibsel eines starken Frostes, der vor einigen Tagen hier oben Statt gefunden hatte. Um unser Hiersein zu verewigen, schrieben wir unsere Namen auf eine Karte, und steckten sie in eine zerbrochene Flasche, in der sich von anderen Reisenden ebenfalls dergleichen befanden.

Nebst einem Engländer von unserer Gesellschaft beschäftigte ich mich eine Zeit lang mit mineralogischen Untersuchungen. Von Botanisiren war nehmlich da oben nicht die Rede; der Boden überall mit Felsentrümmern bedeckt, bietet beinahe gar nichts dar außer den niedrigen Tannen, die der Wind kaum zu einer Höhe von sechs bis acht Zoll gelangen läßt; eine ödere Gegend läßt sich kaum denken. M. Washington und die umliegenden Gipfel sind Urgebirge, und der Granit kommt frei zu Tage. Auf dem obersten Theile des Berges fanden sich in demselben große Stücke Glimmer, die sich oft in zwei bis drei Quadratzoll haltigen Platten ablösen ließen. Auf dem Gipfel fand ich ein Felsenstück, in welchem Turmaline eingesprengt waren, die größeren Exemplare in der Masse des Granits selbst, die kleineren im Glimmer. Leider fehlten uns die nöthigen Instrumente um dieselben abzulösen; und wir mußten uns mit dem begnügen, was wir abschlagen konnten.

Bei dieser Arbeit hielten wir uns so lange auf, daß wir unsere Gesellschaft, die sich schon auf den Rückweg begeben hatte, ganz aus den Augen verloren; meine Uebung im Bergklettern aber machte es mir leicht sie bald einzuholen, indem ich ohne große Anstrengung rasch über die Felsen hinunter sprang. Mein Engländer freilich trieb die Sache mit mehr Bedacht und Langsamkeit, und fing an einzusehen, daß er es mit einem geübteren Fußgänger zu thun habe, als er anfangs in mir gesucht hatte. Beim Hinaufsteigen hatte er nehm-

lich mein Zurückbleiben für Müdigkeit ausgelegt und mir sogar angeboten, mich durch das Tragen meiner Pflanzenbüchse zu erleichtern. Unseren Damen, die gerade keine Sprünge wagen konnten, wurde das Hinuntersteigen trotz der Erleichterungen, die wir ihnen zu verschaffen uns beflissen, sehr mühsam und oft mußten sie einen rauhen Felsen zum Ruhefize wählen, um Muth und Kräfte zum Weitergehen zu sammeln. Wir brauchten fast mehr Zeit zum Herab-, als zum Hinaufsteigen, denn von zehn bis ein und ein halb Uhr, den Halt zum Mittagessen mit eingerechnet, hatten wir den Gipfel erstiegen, und nachdem wir ihn ungesähr um zwei und ein halb Uhr verlassen, wurde es fünf Uhr, ehe wir zu den Pferden kamen. Hier waren nun für unsere Damen die Mühseligkeiten noch nicht zu Ende. Den müden Gliedern boten die schlechten Pferde keine angenehme Ausruhestelle dar, und während der zwei Stunden, die wir zu dem Ritte brauchten, wurden manche Seufzer ausgestoßen. Ich trieb immer zur Eile, weil ich gern der ängstlichen Mutter, der wir versprochen hatten um sieben Uhr zurückzukommen, unnöthige Unruhe ersparen wollte. Sobald wir auf die Chaussee kamen, wurden die Pferde, trotz dem Ach und Weh unserer Amazonen, in Trab gebracht, und mit vielem Lärm und Jubel kamen wir beim Wirthshause an. Die Pferde waren zuletzt muthiger, sogar feurig geworden, und man behauptete, das eine, das auf dem ganzen Wege zu den faumseligsten gehört hatte, sei in der lebhaften Sehnsucht nach dem Stalle im Galopp voraus geeilt, und der Reiter habe es kaum noch an der Thüre des Gasthauses zum Stehen bringen können. Wir waren alle ziemlich müde, und blieben nach dem Thee nicht lange auf. Zum Glück hatten wir dieses Mal jeder ein Bett, was uns die vorige Nacht nicht so gut geworden war.

Am folgenden Morgen botanisirte ich ein wenig in der Umgegend und fand manche neue Pflanze, vorzüglich im angeschwemmten Land um den Bach herum. In Erstaunen setzten uns die Menge Himbeeren, die sich hier und an vielen anderen Stellen im ganzen Thale fanden, und sich durch einen feinen aromatischen Geschmack, durch Größe und Süßigkeit auszeichneten. Wir aßen sie zum Mittagessen, zum Frühstück, zum Nachtessen und in der Zwischenzeit auf den Spaziergängen.

Fünfundsechzigstes Capitel.

Reise über die Notch der weißen Berge. Der Bergsturz Conway. Der Winnipiscogee-See. Schäter-Dorf Concord. Lowell. Ankunft in Boston und Cambridge. Abschied von der Reisegesellschaft.

Am 27. August um zwölf Uhr Mittags verließen wir Eaton Crawford, um nach Conway und von da über Concord nach Boston zu gehen. Wir hatten die stage, die eigentlich erst am Montag hätte abgehen sollen, für uns in Beschlag genommen, da wir am Dienstag Abend i. Boston sein wollten. Die ersten fünf Meilen folgte der nicht sehr interessante Weg einem waldigen Thale, durch welches ein Bach herabfließt, der bei unserem Wirthshause sich mit dem von der anderen Seite von Washington kommenden vereinigt. Er entspringt oben auf der Wasserscheide in einem kleinen seeartigen Sumpfe, der nach beiden Seiten hin Abflüsse hat. Auf diesem Sattel wohnt Thomas Crawford, Bruder von Eaton Crawford, der auch als Führer und Wirth seinen Unterhalt findet. Man kann nemlich den Washington auch von hier aus besteigen, indem man gleichsam dem Grathe folgt, der sich von hier bis zu ihm hinzieht; der Weg soll sogar weniger mühsam sein, obgleich man eine größere Strecke zu Fuß zurücklegen muß.

Bei dem Hause Thomas Crawford's fängt die sogenannte Notch (der Bergpaß) an, durch welchen ein anderer kleiner Bach, später Fluß Saco, fließt, der ebenfalls aus dem erwähnten Sumpfe entspringt. Die Berge nähern sich hier von beiden Seiten, und das Thal engt sich zwischen zwei Felsenwänden so sehr ein, daß kaum für den Bach und die Straße Platz genug bleibt. Die Höhe der Berge ist sehr bedeutend, und ihre Abhänge so steil, daß sie größtentheils gar nicht bewachsen sind. Weiter unten wird das Thal breiter und der Bach größer; aber die Berge behalten dieselbe schroffe Bildung, und sind daher oft Bergstürzen ausgesetzt. Ein solcher sehr großer fand im Sommer 1827 nach einem starken Gewitter Statt. Zu der Zeit wohnte in diesem Thale eine Familie Willie, die dabei auf eine merkwürdige Weise umkam. Wahrscheinlich wurden die armen Leute durch das Geräusch der herabstürzenden Felsen ge-

weckt und verließen, um sich zu retten, das Haus, liefen aber auf diese Art dem Verderben gerade in den Rachen. Man fand die Leichen derselben in einiger Entfernung von ihrem unversehr: gebliebenen Hause, das von einem großen Felsen, welcher den Bergsturz getheilt hatte, geschützt worden war. Wären sie ruhig dort geblieben, so wäre das Verderben an ihnen vorbeigegangen. Obgleich seit der Zeit zehn Jahre vergangen waren (wir fuhren gerade am Jahrestage vorbei), so fanden wir doch große Strecken im Thale, wo auf den herabgestürzten Felsentrümmern und Geröllen bis jetzt noch nichts gewachsen war. Das Haus, in welchem die unglückliche Familie wohnte, hatte wieder Bewohner gefunden, die sich vor einem ähnlichen Loose nicht zu fürchten scheinen. Hier fängt das Thal an weniger wild zu werden, und bald kamen wir zu dem Gute des alten Crawford, des Vaters der beiden erwähnten Crawford, in dem wir einen alten Mann von hoher kräftiger Gestalt, einen würdigen Bewohner dieser wilden Berge fanden. Er war der erste Ansiedler in dieser Gegend gewesen und seine beiden Söhne hatten ihn an den Grenzen der Civilisation zurückgelassen, um sich noch weiter in die Wildniß hineinzuwagen und die beiden von uns besuchten Niederlassungen zu gründen.

Von hier bis Conway, des schon ganz außerhalb der weißen Berge liegt, folgten wir dem Thale des Saco-Flusses; ein blühendes Pachtgut kam nach dem anderen und man sah immer mehr die Zeichen einer vorgerückteren Vegetation und eines milderen Clima's. Der schöne Abend machte unsere Fahrt äußerst angenehm. Zum Abschiede zeigten sich die weißen Berge noch einmal in ihrer vollen Glorie und vom Washington sahen wir nun die derjenigen, auf welcher wir ihn bestiegen hatten, entgegengesetzte Seite. In Conway, wo wir kurz vor acht Uhr ankamen, fanden wir ein gutes Nachtessen, das uns nach dem beim alten Crawford eingenommenen frugalen Mittagsmahle doppelt gut schmeckte. Die Damen, welche noch an den Folgen der großen Anstrengungen vom vergangenen Tage litten, zogen sich bald zurück: wir Männer machten noch im Mondlicht einen Spaziergang durch das Dorf und suchten dann auch unsere Ruhestätte.

Von Conway bis Concord, wohin unsere Reise ging, rechnet man fünfundsiebenzig Meilen, eine ziemlich starke Tagereise; wir mußten uns daher schon um fünf Uhr des Morgens auf den Weg machen. Leider hatten wir die Kutsche nicht für uns allein, alle

Plätze im Innern waren besetzt und trotz der sechs Pferde ging es daher nicht sehr geschwinde vorwärts. Das Wetter war ziemlich gut und die Sonne gab uns in aller Frühe das Schauspiel eines Regenbogens in einer Nebelwolke an einem Hügel. Auf beiden Seiten war der Weg meist von schönen Bergreihen begrenzt, die sich jedoch an Höhe und Wildheit nicht mit den weißen Bergen messen konnten. Wir gelangten nun in die Gegend der Landseen, man könnte sie wenigstens mit vollem Recht so nennen; einer folgt auf den andern, der größte von allen ist der Winnipiseogee, der aber durch Inseln, Vorgebirge und Landzungen in so viele kleine Buchten, Straßen und Arme getheilt wird, daß man selten eine etwas größere Fläche desselben auf einmal übersehen kann. Centre harbour, wo wir zu Mittag aßen, liegt an einer der größeren Buchten desselben. Von einem Hügel im Rücken des Wirthshauses, wohin ich geschwinde vor dem Mittagessen eilte, hatte man eine etwas umfassendere Ansicht desselben. Leider erlaubte mir die Zeit nicht einen anderen in der Nähe liegenden höheren Berg, red mountain, zu ersteigen, von wo aus man eine sehr schöne umfassende Aussicht haben soll. Von der Straße aus zwischen diesem Orte und Meredith hat man einen sehr guten Ueberblick über den See, dessen einzelne Theile manchmal wie getrennte Seen aussahen, da die verbindenden Wasserstreifen oft durch Hügel und Inseln verdeckt werden. Eine Fahrt auf demselben muß äußerst mannigfaltige Ansichten darbieten; da aber dieses Jahr kein Dampfschiff im Gang war, so konnten wir diesen Gedanken nicht ausführen.

Meredith ist ein recht niedliches junges Dörfchen, das hauptsächlich Fabriken seinen Ursprung zu danken hat. Auf unserem Wege nach Concord kamen wir durch ein Schaker-Dorf, Canterbury, und hatten im Vorbeifahren Gelegenheit die Ordnungsliebe und Reinlichkeit dieser Sektirer zu bewundern. Wie bekannt, zeichnen sie sich hauptsächlich dadurch aus, daß sie ihren Gottesdienst tanzend verrichten. Gewöhnlich wird in ihren Versammlungen nicht gesprochen, es müßte sich denn einer der Brüder oder Schwestern inspirirt fühlen und anfangen zu predigen. Auf der einen Seite die Männer, auf der anderen die Weiber, tanzen sie gegeneinander, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr können; und ihre Kirche ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Tanzsaal. Die Ehe ist nicht unter ihnen erlaubt, sie ergänzen sich durch Proselyten von der Welt her; doch

erlauben sie Familien zusammen zu wohnen. Jeder, der in die Gesellschaft eintritt, gibt sein Vermögen, wenn er welches hat, an sie ab, und erhält von dem Ertrage seiner Arbeit das zu seinem Unterhalte und seiner Kleidung Nothwendige; das Uebrige fällt in die gemeinsame Cassé. Es giebt ungefähr zehn solcher Gesellschaften in den Vereinigten Staaten, die alle in sehr blühenden Umständen sind, ihr Land mit vielem Fleiß und großem Erfolge bebauen und außerdem mancherlei Handwerke und Gewerbe treiben, was ihnen viel Geld einbringt. Das berühmteste Dorf dieser Sekte ist Libanon im Staate Massachusetts, das in der Nähe eines ziemlich besuchten Badeortes desselben Namens liegt und daher von vielen Reisenden besucht wird, die sich gewöhnlich an Sonntagen einstellen, um dem eigenthümlichen Gottesdienst beizuwohnen. In dem Dorfe, durch das wir kamen, waren Häuser und Scheunen alle gut und dauerhaft gebaut und sehr sorgfältig unterhalten, die Straße besser als an jeder anderen Stelle desselben Weges und die Felder zu beiden Seiten mit Steinzäunen eingefast: Alles, mit einem Wort, deutete auf große Sorgfalt und Ordnung.

Ziemlich spät gelangten wir nach Concord, das ein viel bedeutenderes Städtchen ist, als ich mir gedacht hatte. Es ist die Hauptstadt des Staates New-Hampshire, und enthält mehrere hübsche Gebäude; es zeichnet sich unter anderen auch durch die Menge der Wirthshäuser aus, von denen das unsrige recht gut war. Am Morgen nach dem Frühstück setzten wir unsere Reise fort, und zwar in einem für uns allein genommenen Wagen, so daß wir uns nach unserer Bequemlichkeit richten konnten. Das Wetter war herrlich, der Weg aber nicht sehr interessant; wir folgten nemlich einer neuen Straße, die uns meist durch unbebaute und ziemlich ärmliche Landstriche führte. Mehrere der Damen wagten sich auf die Außenseite und wir unterhielten uns sehr angenehm bis wir etwa nach zwölf Uhr in Lovell ankamen.

Vor dem Mittagessen konnten wir uns in dieser neuentstandenen, am Flusse Merrinak gelegenen Fabrikstadt ein wenig umsehen. Der eine Theil derselben wird von Buden und Wirthshäusern gebildet, der andere, der sich längs dem Flusse und Canale hinzieht, besteht aus den unermesslichen Fabrikgebäuden und den Wohnungen der Arbeiter, welche theils große hohe Gebäude, theils ein oder zweistöckige Gebäude sind. Die Fäße, die sich an dieser Stelle im Flusse

befinden, geben die bewegende Kraft zu allen diesen vielen Fabriken her, welche durch den Zoll, der auf die Einföhrung ausländischer Baumwollen-Fabrikate gelegt worden ist, begünstigt werden. Bewunderungswürdig ist es, was hier der Fleiß und die Betriesamkeit der Menschen durch kluge Benutzung günstiger Umstände in wenigen Jahren hervorgebracht haben. Im Jahre 1818 war in Lovell eine kleine Mühle und der Ort enthielt zweihundert Einwohner; jetzt findet sich eine Stadt hier, die vielleicht sechzehntausend Einwohner zählt. Die Anzahl der Fabriken, so wie das auf sie verwendete Capital, nimmt mit jedem Jahre zu. Zu den Arbeiten in den Fabriken braucht man meistens Mädchen, Töchter von Pächtern aus der Umgegend, die zu stolz sind, um in einen Dienst zu gehen und vorziehen in einer Fabrik zu arbeiten, wo sie zugleich mehr Geld verdienen. Ihre Absicht geht gewöhnlich dahin, sich für ihre künftige Verheirathung etwas Vermögen zu sammeln, oder für einen gewissen Zweck eine Summe Geld zu erwerben. Die Sitten dieser Fabrikarbeiterinnen sollen untadelhaft sein; man hört äußerst selten von Fehltritten, und Unglückliche, die gefallen sind, müssen gewöhnlich die Fabrik verlassen, weil sonst die Nebenarbeiterinnen weggehen würden. An einigen Orten führen die Eigenthümer eine gewisse Sitten-Aufsicht und handhaben eine Art von Polizei, indem sie jeden Arbeiter, der sich eines Lasters schuldig macht entlassen, was einen sehr guten Einfluß auf die Sitten der niederen Classen haben muß. Uebrigens mag der hohe Lohn, den man den Arbeitern zahlt, und wodurch sie in Stand gesetzt werden, etwas auf sich zu halten, auch etwas für Beförderung der besseren Sitten beitragen. Da nun einmal in Amerika durch Gewohnheit und Sitte Feldarbeiten für das weibliche Geschlecht als entehrend gelten, und auch gegen das Dienen ein großer Widerwille herrscht, mithin manchem armen Mädchen kein anderer Weg, sich sein Brod zu verdienen, offen steht, als in eine Fabrik zu gehen; so ist es ein großes Glück für das Land, daß unter dieser in den meisten Ländern Europa's durch Unfittlichkeit ausgezeichneten Classe hier ein ganz anderer Sinn herrscht. Diese Fabrikmädchen wohnen in bequemen Häusern, haben ihr gutes Essen, gehen sehr anständig gekleidet, bauen Kirchen, gründen Lesezirkel und verschaffen sich Abendvorlesungen, so gut wie die Damen einer Handelsstadt. Man hält das Arbeiten in einer Fabrik so wenig für entehrend, daß oft Schwestern Monate

lang sich dazu verstehen, um die Kosten für die Studien eines Bruders zu decken. Es kommt namentlich in Amerika, namentlich in den Neuengland=Staaten vor, daß sich junge Mädchen für ihre Brüder und Verwandte aufopfern, für sie arbeiten, nähen, und ihnen das Erworbene mittheilen, was diese dann auch ohne Bedenken annehmen. Daß man alle Frauenzimmer, die sich Lovell nähern, für Fabrikarbeiterinnen ansieht, ergab sich daraus, daß ein Mann in der Nähe von Concord an unseren Wagen trat und fragte, ob keine von den darin sitzenden Frauenzimmern in eine Fabrik zu gehen beabsichtigten. Da unsere Begleiterinnen keine Lust dazu hatten, so mußten wir natürlich die Frage verneinen.

Hier trennte sich unsere Gesellschaft. Ich mit einem der Herren fuhr gleich nach dem Mittagessen auf der Eisenbahn nach dem fünfundzwanzig Meilen entfernten Boston: die übrige Gesellschaft blieb noch einige Stunden in Lovell, um mehrere der Fabriken in Augenschein zu nehmen, und uns dann ebenfalls nach Boston zu folgen. Der Weg ist in der Nähe vor Boston ziemlich interessant, aber ich fühlte mich ein wenig müde, und schloß daher die meiste Zeit. Ziemlich früh am Abend, nachdem ich mich zuvor noch für die nachkommende Reisegesellschaft nach einem Unterkommen in Boston umgesehen hatte, kam ich nach Cambridge, wo ich zu meiner Freude meinen Bruder hergestellt und sonst Alle im Hause gesund und wohl fand. Die Trennung von meiner so angenehmen Reisegesellschaft, mit der ich während der drei Wochen unserer gemeinschaftlichen Reise so manche vergnügte Stunde verlebt hatte, that mir sehr leid, und während ihres Aufenthaltes in Boston benutzte ich jede Gelegenheit, sie zu sehen. Die beiden Tage nach meiner Ankunft waren mit akademischen Feierlichkeiten angefüllt; es fand namentlich das sogenannte Commencement und am andern Tage die Feier der *ΦΒΚ* Gesellschaft Statt.

Sechshundsechzigstes Capitel.

Abschied von Amerika. Rückblicke auf die Reise und allgemeine Bemerkungen. Schiffsleben. Ueberblick der gesehenen Länder in Ansehung des Klima's und Bodens.

Der Monat September, den ich im Hause meines Bruders auf eine höchst angenehme Weise zubachte, verging nur zu geschwind, und ehe ich mich dessen versah, war der Oktober herbeigekommen, und meine Abreise vor der Thüre. Obgleich es immer nur meine Absicht gewesen war, auf Besuch nach Amerika zu kommen, und ich ganz mit dem Gedanken der Rückkehr nach Europa vertraut war; so hatte ich ihn doch vermöge eines natürlichen, jugendlichen Leichtsinnes, mit dem man sich gern der anziehenden Gegenwart hingibt, in den Hintergrund meiner Seele geschoben, und die bevorstehende Trennung überraschte mich. Schwer, sehr schwer wurde mir der Abschied von meinem Bruder. Durch ein längeres Zusammenleben hatte sich unser durch eine zwölfjährige Trennung unterbrochenes Verhältniß enger und fester geknüpft; ich wurde für ihn gleichsam das Band, das ihn mit den übrigen Gliedern der Familie in Europa besser und lebendiger als der Briefwechsel, in Verbindung setzte; ich galt ihm als der Abgeordnete aus der andern Welt. Dazu hatte ich an seiner lebenswürdigen Gattin eine schwesterliche Freundin gewonnen, die mich durch tausend Gefälligkeiten und Dienstleistungen, durch die zarteste, wohlwollendste Aufmerksamkeit zu ihrem ewigen Schuldner gemacht hatte. Und von diesen geliebten Personen sollte ich vielleicht auf ewig Abschied nehmen, sollte wieder das unermessliche Weltmeer, als eine für mich gewiß nicht wieder übersteigliche Schranke der Trennung, überschreiten. — Indessen hatte ich den leichteren Theil: den Zurückgelassenen wird die Trennung immer schwerer, als den Weggehenden. Mich erwartete die Heimath mit allen ihren angenehmen Erinnerungen und Aussichten und die Rückkehr bot hinlänglichen Stoff dar, mich zu zerstreuen und zu beschäftigen, während sich im ruhigen Leben einer Familie wenig darbietet, was die Lücke, die ein wenn auch nur vorübergehendes Glied derselben läßt, sogleich decken könnte. Den Trost konnte ich mitnehmen, daß mein Bruder im Kreise einer geliebten

und liebenden Familie glücklich ist und sich in einer Lage befindet, die ihm ziemlich Alles erlaubt und darbietet, was nicht zu unmäßige Wünsche fordern können.

Auf die in Amerika verbrachte Zeit konnte ich nicht nur mit vielem Vergnügen, sondern auch mit dem Bewußtsein zurückblicken, daß sie für mich von großer Bedeutung gewesen sei und nachhaltige Wirkungen auf mich gehabt habe. Diesem vierzehnmonatlichen Aufenthalte hatte ich die Kenntniß der englischen Sprache und eine gewisse Gewandtheit im Gebrauche derselben zu verdanken. Mit sehr geringen Vorkenntnissen in dieser schönen Sprache betrat ich das Land, aber ich widmete während meines ruhigen Aufenthaltes in Cambridge ihrem Studium fast alle meine Zeit, und durch die gütige Beihülfe von Freunden gelang es mir, auch mich mit der so äußerst schwierigen Aussprache genauer bekannt zu machen, freilich nicht in dem Grade, als ich es wünschte, aber doch hinlänglich, um mit Leichtigkeit verstanden zu werden. Was mich in der Heimath viele Stunden des mühsamsten Studiums würde gekostet haben, lernte ich hier spielend und gleichsam als Nebensache. Und wenn es wahr ist, daß jede neue Sprache dem, der sie erlernt, eine neue Welt aufschließt, so kann ich diesen Gewinn nicht hoch genug schätzen. Auch in vieler anderer Beziehung hatte diese Reise auf mich einen fördernden und bildenden Einfluß gehabt; mein Ideenkreis war dadurch erweitert, der Schatz meiner Erfahrungen bereichert worden.

Ehe ich mich in Havre einschiffte, hatte ich zwar schon die See gesehen, auch kleine Küstenfahrten gemacht, aber das Schiffsleben auf der hohen See war ganz neu für mich. Als ich zum ersten Mal das Land aus den Augen verlor und mich auf der unermesslichen Wasserfläche sah, da erst machte die Großartigkeit des Meeres ihren ganzen Eindruck auf mich. Welch Vergnügen, bei mäßigem Winde und heiterem Himmel dem Spiele der Wellen zuzusehen, wie sie in ewiger Thätigkeit sich heben und senken, und gleichsam das Bild eines beweglich gewordenen oder sich neu gebärenden hügelichten Landes darbieten; wie eine Woge die andere drängt und jede ihr kurzes Dasein vollendet, an der Spitze in weißem Schaume überfallend, und am unteren Theile im Sonnenlichte mit lieblicher, blauer Farbe schimmernd. Stundenlang kann man so staunen und immer wieder ansehen, was einem immer wieder neu erscheint. Hat man sich auf den Schnabel des Schiffes gestellt, so sieht man, wie es auf- und

abwogt, einmal tief im Wasser, dann hoch auf einer Welle, links und rechts einen weißen Streifen zurücklassend. Vielleicht hat sich gerade eine Heerde Delfine um das Schiff gesammelt, die eifrig mit demselben um die Wette schwimmen, wenn es geschwind segelt, oder munter um dessen Spitze spielen, und hie und da aus dem Wasser springen, wenn der Wind nicht sehr stark ist. Das Wasser hat eine anziehende Kraft, wie jeder erfahren hat, der einmal am Ufer eines Flusses oder auf einer Brücke gestanden hat; aber in viel höherem Grade hat sie das Meer; je mehr man sich dem Beschauen desselben und seinen wechselnden Erscheinungen hingibt, desto mehr fühlt man sich angezogen.

Das Essen, Schlafen, Lesen, Gehen auf einem Schiffe, alles hat seine Neuheit, seinen Reiz. Zum ersten Mal den Mast zu besteigen, fordert schon viel Muth. Wenn man aber beim Mastkorbe angekommen, vom Maste ab unter dem Boden des Mastkorbes wegstettern muß, und sich blos auf seine Hände verlassen kann, indem man sich gleichsam auf der hinteren Seite der Leiter befindet, hat man wohl eine Anwandlung von Bangigkeit. Obgleich ziemlich vertraut mit Klettern, blieb ich doch länger oben als ich eigentlich Lust hatte, weil ich mich vor dem Herunterklettern fürchtete. Aber nach und nach wird man mit diesen Wegen vertrauter, und als wir in die Nähe des Landes kamen, kletterte ich in der ersten Aufregung über diese interessante Nachricht bis zum vierten Segel hinauf. Unser damaliger Aufwärter, ein alter Matrose, der noch weiter stieg, faßte ein falsches Seil, das nicht festhielt, und war schon im Fallen, als er seinen Irrthum einsah und schnell ein anderes ergriff. Der Fall von einer Höhe von hundertzwanzig Fuß würde ihm wohl das Leben gekostet haben. Wenn der Wind etwas stark ist und das Schiff von demselben auf die Seite gedrückt wird, so sieht man sich auf dem ersten oder zweiten Mastkorbe oft gleichsam über dem Wasser; das Verdeck erscheint, von der Höhe gesehen, wie ein schmaler Streif im Vergleich zu der unabsehbaren Fläche, und man ist bald über, bald neben demselben. Dieß findet im stärksten Grade bei sogenannter rollender See Statt; so nennt man nehmlich die See, wenn es einen oder zwei Tage nach einem Sturme noch immer sehr hohe Wellen gibt, die aber ganz gleichmäßig sind, und wie glatte Berghöhen sich dem Schiffe nähern. Ist damit Windstille verbunden, oder der Wind nur schwach, so

beschreiben die Spitzen der Masten beinahe einen Halbkreis, wie man sich nach ihrer beträchtlichen Höhe leicht denken kann. Diese seitwärts schaukelnde Bewegung des Schiffes ist die unangenehmste, besonders wenn man im Bette liegt: man fällt dann einmal auf diese Seite, dann wieder auf die andere, und nur bei ziemlicher Uebung und großer Vorsicht ist Schlaf möglich. Die schaukelnde Bewegung von hinten nach vorn ist lange nicht so unangenehm, weil das Schiff in dieser Richtung so viel länger ist, und sie durch seine Länge zum Theil bricht; auch stehen die Betten immer der Länge nach, und man wird daher durch die auf- und abgehende Bewegung immer weniger beunruhigt.

Die Segel und Seile sind dem Neulinge anfangs ein Räthsel und ich lernte ihre Namen kaum auf der ersten Reise kennen; ebenso sind die Befehle des Capitains und Lieutenants unverständliche Töne, deren Bedeutung man erst nach und nach kennen lernt. Die Matrosen mit ihren Eigenheiten und ihren drolligen Gewohnheiten sind ein nicht unwürdiger Gegenstand der Aufmerksamkeit. Vielleicht befinden sich Auswanderer an Bord, gewöhnlich Deutsche, deren Geschichte auch in einer müßigen Stunde beschäftigen kann. Genügt alles dieß nicht, oder findet man sich dadurch nicht angezogen, so macht man einen Spaziergang auf dem Verdecke, liest ein wenig, schreibt, mischt sich vielleicht in eine Unterhaltung der Mitreisenden, oder nimmt seine Zuflucht zum Essen. Trotz dem gibt es wohl noch Stunden, die gänzlich von der Langeweile in Beschlag genommen werden; aber dieß ist von der Eigenthümlichkeit einer Seereise nicht zu trennen, und muß eben so gut genossen werden wie die Seekrankheit, die auch nur wenige Glückliche verschont. Ueberhaupt gehören die Unannehmlichkeiten eben so gut zu der Ueberfahrt, als die Annehmlichkeiten, und gewöhnlich halten sie sich so ziemlich das Gleichgewicht. Geduld ist eine höchst nöthige Tugend für das Schiffsleben, und eine gewisse Dosis von Pflagma unentbehrlich; das Uebrige findet sich von selbst. Die Gesundheit nimmt bei denen, die nicht seekrank sind zu; ein Appetit stellt sich ein, dessen Aeußerungen einen oft vor den Mitreisenden beschämt machen; Schlaf kommt mehr, als man genießen kann, und Faulheit entwickelt sich in solchem Grade, daß sie alle guten Vorsätze zu Schanden werden läßt. Beim ersten Wiederbetreten des Landes wird man ein neuer Mensch, und fühlt sich munter und frisch am Körper und

Geist; die Mühseligkeiten sind im ersten Augenblicke vergessen, und man erinnert sich nur noch des Unangenehmen, das man genossen hat.

Und was versprach mir das Land, das ich betrat, und was gewährte es! die Umarmung eines Bruders, die heitersten Tage im Schooße seiner Familie, im Kreise seiner Verwandten und Bekannten, im besten geselligen Kreise in Boston, und dann Reisen nach verschiedenen Gegenden des Südens und Nordens von Nordamerika.

Im Süden kam ich bis zum dreißigsten Grade der Breite und bewunderte dort die Pracht der südlichen Vegetation, die unabsehbaren, majestätischen Nadelwälder, die dichten üppigen Sümpfe mit den mächtigen Rohrgebüschcn, mit den vielen schönblühenden Sträuchern, den Blüthenschmuck der Azaleen, Magnolien, Chionanthcn u. s. w. Das Klima zeigte mir im April und Mai noch seine angenehme Seite; die Hitze war noch erträglich, die Mosquitos wenig zahlreich, und diese schönen milden Nächte ohne die schwüle, drückende Hitze des Tages, und doch ohne die rauen Lüfte und die Feuchtigkeit der nordischen Nächte mit dieser angenehmen, erquickenden Wärme und der Pracht des südlichen Sternenhimmels drückten dem reich belebten Bilde des Tages das Siegel der Vollendung auf.

Flüsse, Ebenen, Berge, alles trägt dort einen eigenen Charakter, selbst die Sandhügel, auf denen sich nur ärmliche Eichen finden, und jene sandigen Ebenen, auf denen die stolzen Fichten in unzähliger Menge wurzeln, deren üppiges Wachsthum gegen den nackten, dürrcn Boden doppelt absticht. Auch im Anbau des Landes ist Alles abweichend. Die Fruchtarten, die im Norden einen so reichlichen Ertrag abwerfen, kommen auf diesem üppigen Boden nicht gut fort; selbst Weiskorn gedeiht nicht gut, und scheint sogar seine Art etwas verändert zu haben. Dagegen finden sich hier die unabsehbaren Baumwollen- und Zuckerpflanzungen, und an den Flüssen des Südens ist der Mississippi, dessen Nebenflüsse den größten Strömen Europa's gleichkommen, fast einzig in seiner Art, gehört aber seinem Ursprung und dem größten Theile seines Laufes nach dem Westen an. Die Flüsse des Südens sind tiefe ruhige Wasser, die theils zwischen hohen steilen Abhängen verborgen hinsießen, theils sich in einer unabsehbaren Ebene langsam fortwälzen, sie oft durch ihre Ueberschwemmungen in eine Wasserfläche verwandeln und die großen Sümpfe zurücklassen. An den schlammigen Ufern sonnen sich die Alligatoren, die bei dem Geräusche des Dampfbootes lang-

sam in die Tiefe gleiten, vielleicht noch den Kopf oder den zackigen Rücken zeigen und bald, nachdem das Boot vorüber ist, wieder auftauchen.

Die Wälder sind von bunten, rothen, gelben, blauen Vögeln belebt, die das Volk mit dem Namen Päbste und Cardinäle belegt hat. Die Gabe des Gesanges hat ihnen die Natur meistens versagt, dafür aber das Gefieder mit verschwenderischer Gunst ausgestattet. Die Stille der Nacht wird bloß unterbrochen durch das unermüdete Zirpen und Schrillaen von Grillen und Cicaden aller Art, und in der Nähe der Sümpfe durch das laute Gequacke der Frösche, das freilich für den Schlag unserer Nachtigallen keinen Ersatz darbietet, das aber in der Ferne so übel nicht tönt und dem ich auf nächtlichen Reisen oft nicht ungern lauschte.

Die neuen Genüsse, welche der Süden dem Geschmacksinne darbietet, dürfen wohl auch, obschon gröberer Art, mitgezählt werden. Wer die Südfrüchte bisher nur in den schlecht erhaltenen halbreifen Exemplaren, die man gewöhnlich in nördlichen Ländern verkauft, kennen gelernt hat, der ist überrascht, wenn er zum ersten Mal eine Orange ist, die noch vor wenigen Tagen am Baume hing und nur nach vollständiger Reife gepflückt wurde; welch ein Unterschied, wie süß und aromatisch ist der Saft dieser Frucht! Dasselbe wird man mit anderen südlichen Früchten finden, von denen ich freilich manche der frühen Jahreszeit wegen nicht kennen lernte und mich damit trösten mußte, daß man auf einer Reise nicht Alles vereinigen kann. Unsere Obstarten, namentlich das Kern- und Steinobst, für welche das Klima nicht paßt, und die, wenn sie gezogen werden, nicht gerathen, vermißt man hier ungern. Aber die vielen Arten Melonen, vor allen die Wassermelonen, äußerst saftreiche Früchte, deren Genuß bei der drückenden Hitze ungemein erquickend ist, bieten einen für das Klima sehr passenden Ersatz dar. Ein Mangel wird den nordischen Reisenden oft unangenehm berühren, ich meine den Mangel an Milch. In den Straßen der Städte, selbst Charleston's, sieht er magere, elende Kühe, magerer, als die im Traume Pharaos herumirren, und es wird ihm anschaulich, daß die Milch aus solchen Quellen geschöpft, nicht gut, nicht reichlich sein kann. Gras gibt es in diesen Ländern äußerst wenig und die andere unpassende Nahrung macht, daß eine sehr wohlgenährte Kuh, sobald sie nach dem Süden gebracht wird, abmagert und zum Skelett herabsinkt.

Und doch bietet die Milch in der Hitze ein so erquickendes Getränk dar, und mit etwas mehr Sorgfalt wäre diesem Mangel gewiß abzuhelpfen. An Schlachtvieh fehlt es auch, und das Fleisch muß vom Norden her, oder wenigstens aus dem bergichten Theile des Landes bezogen werden; denn mit dem Bau der Baumwolle und des Zuckerrohres läßt sich die Viehzucht nicht gut verbinden. Die Ochsen, die man auf den Pflanzungen sieht, werden meist bloß zum Ziehen benutzt. In Louisiana benutzt man zur Feldarbeit häufig Maulthiere, welche weniger Pflege als die Pferde fordern und es mit der Nahrung nicht so genau nehmen. Sie werden zugleich mit den Pferden im Staate Kentucky gezogen und zu Wasser nach New-Orleans gebracht. Was überhaupt der Süden ohne die Flüsse wäre, weiß ich nicht; auf jeden Fall würde er in seiner Entwicklung weit zurück geblieben sein. Das Land setzt der Kommunikation zu viele Hindernisse entgegen, als daß sie auch nur theilweise hätten überwunden werden können, wie es denn auch noch jetzt mit den Landstraßen schlecht aussieht.

Die Reise den Mississippi hinauf brachte mich bald in eine andere Welt, in den sogenannten Westen; und obgleich die Uebergänge ganz allmählig kamen, so waren die Unterschiede doch nicht weniger auffallend. Zum Westen rechnet man die nördlicher gelegenen westlichen Staaten, als, Missouri, Illinois, Ohio u. s. w. Er wird durch die Bergkette der Alleghani vom Osten und den atlantischen Staaten geschieden, von welcher die Wasser auf der einen Seite nach dem atlantischen Meere, auf der anderen nach dem großen Thale des Mississippi und dem mexikanischen Meerbusen hinfließen. Er umfaßt beinahe den größten Theil des Landes und obgleich seine Bevölkerung die der atlantischen Staaten noch nicht überschritten hat, so nimmt sie doch in einem so großen Maße zu, daß sie bald das Uebergewicht erlangen wird. In den erst kürzlich entstandenen Staaten sind noch unabsehbare Landstriche unbewohnt, die Tausenden und Tausenden von Einwanderern reiche und blühende Wohnsitz darbieten, und manche Jahre mögen vergehen, ehe alle diese weiten Strecken völlig urbar und bebaut sein werden.

Zum Charakter des Westens scheint das Merkmal der Größe wesentlich zu gehören: er hat die großen Flüsse, die großen Wälder und Bäume, die großen Ebenen, die großen unermesslichen Seen, (die mit ihrem unbegrenzten Horizonte und dem tiefblauen Wasser

an das Meer erinnern und mit denen sich die keines anderen Welttheiles messen können) und selbst die größten Berge; denn die Rocky mountains, die in dem südwestlichen Theile desselben liegen und denselben von den Küstenländern des stillen Meeres trennen, erheben sich zu einer Höhe von vierzehntausend Fuß, während die höchsten Spizen der Alleghani kaum sechstausend Fuß erreichen, und der Washington in den weißen Bergen es auch nur auf siebentausend Fuß bringt. Die großen unbewaldeten Grasflächen, die berühmten, vielbesprochenen Prairies finden sich am zahlreichsten im nördlichen Theile des Westens. Kleinere gibt es deren auch im Süden, aber sie tragen dort ein anderes Gepräge, weil sie meistens Mangel an Wasser haben und daher im Sommer das Gras auf denselben dürr ist. Die Bewohner stecken es dann in Brand, worauf im Herbst ein zweiter Nachwuchs Statt findet, der den Heerden ein zartes gutes Futter darbietet. Doch finden sich diese Prairies meistens im höheren Theile des Landes, weniger in den niedrigen, ebenen Strecken in der Nähe der Seeküste die großen unabsehbaren Prairies, wie sie in Michigan und noch mehr in dem auf der anderen Seite des Lake Michigan gelegenen Lande vorkommen, in welchem eine Unhöhe von sechzig Fuß ein Berg genannt wird, und eine umfassende Aussicht über die unbegrenzten gleichsam wellenförmigen und dieser eigenthümlichen Bildung wegen mit dem Meere verglichenen Ebenen darbietet, werden ebenfalls zur Beförderung eines üppigen Graswuchses jedes Frühjahr in Brand gesteckt. Vielleicht wird durch dieses Brennen, das die Weißen von den Indianern gelernt haben, der Aufwuchs von Bäumen verhindert, denn obgleich die alten Stämme selten davon leiden, so verbrennen doch meist die jungen Aufschüsse. Wenn man sich auf diese Art leicht erklären kann, warum jetzt die Prairies nicht mit Bäumen bedeckt sind, so bleibt es doch immer ein Räthsel, wie diese waldlosen Ebenen entstanden sind; denn einmal, sollte man glauben, müssen sie doch mit Bäumen bedeckt gewesen sein. Daß der Boden nicht geeignet sei, Bäume hervorzubringen, kann man deswegen nicht annehmen, weil ja einzelne Baumgruppen vorkommen, und wo hie und da Bäume wachsen, da können auch ganze Wälder vorkommen. Auf den ersten Blick empfiehlt sich sehr die Annahme, daß die Urwälder vor undenklichen Zeiten von den damaligen Einwohnern in Brand gesteckt worden und diese einzelnen Baumgruppen die Ueberbleibsel derselben

sind. Aber dieser Annahme steht entgegen, daß die meisten dieser Bäume zu den Laubhölzern gehören und daß Laubholzwälder schwer in Brand gerathen. Selbst in Kieferwäldern kann man ohne Gefahr das untere Buschwerk anstecken, wenn es nicht etwa zu hoch ist und die unteren Nester der hohen Bäume erreicht. In den meisten Wäldern des Westens und auch in vielen der atlantischen Staaten wird das Buschwerk jedes Frühjahr regelmäßig angesteckt und bloß in Ausnahme-Fällen geschieht es, daß dadurch die Wälder in Brand gerathen; und auch dann beschränkt sich das Feuer gewöhnlich auf einzelne Stellen. Da nemlich die Wälder als Weideplätze für das Vieh, besonders für die Schweine, benutzt werden, so muß man den Graswuchs zu befördern suchen, und das einfachste, und wie es scheint, recht wirksamste Mittel ist das Feuer. Die Ansiedler machen in den Wäldern auch den Gebrauch, daß sie, nachdem sie die meisten Bäume umgehauen, und die Stämme in Sicherheit gebracht haben, die zusammengehäuften Nester und Büsche anzünden, wodurch der Boden einige Zoll tief verbrannt und eine Asche gebildet wird, die ihn äußerst fruchtbar macht. Die hohen, stehen gebliebenen Bäume erhalten sich mitten in den Flammen unversehrt, und höchstens ihre Rinde wird angegriffen. In hohlen abgestorbenen Stämmen, wie man sie oft in den amerikanischen Wäldern stehen sieht, brennen die Flammen manchmal bis oben hinauf, so daß man aus den verschiedenen Löchern das Feuer und aus der Spitze den Rauch hervorquellen sieht; meist wird aber auch hier nicht der ganze Stamm von den Flammen aufgezehrt. Wöte das Feuer ein Mittel dar, Wälder zu vernichten, so hätte man es gewiß in Anwendung gebracht, um sich das mühsame Lichten derselben zu ersparen.

Aber nicht bloß in der Beschaffenheit des Landes und der Vegetation spricht sich vor Allem der Begriff der Größe aus, sondern, wenn man die großen hohen Gestalten der westlichen Amerikaner sieht, scheint es, als wenn das Land auch der Menschenrace seinen Charakter aufgedrückt habe. Diese besondere Entwicklung der Menschen mag ihren ganz natürlichen Grund im Reichthume des Landes haben, denn Fleisch ist in großem Ueberfluß vorhanden und macht mit Kornbrod (d. h. mit Brod aus Weisfornmehl), beinahe die einzige Nahrung der Landbewohner aus. Auch die Größe und Höhe der Bäume und die Ergiebigkeit aller möglichen Frucht- und Getreide-

dearten läßt sich einfach aus dem Reichthum des Bodens erklären, steht aber mit dem ganzen Charakter des Landes in Einklang, wo nun einmal Alles nach einem größeren Maßstabe, als in den übrigen Theilen von Nordamerika, sich gestaltet hat und noch gestaltet.

So wie man die Alleghani überschreitet, bietet sich ein anderer Anblick dar, der noch eigenthümlicher wird, wenn man mehr nach dem Norden kommt und den sogenannten Osten betritt. Zwischen den östlichen und südlichen Staaten liegen die mittleren, zu denen man New-York, Pennsylvania, New-Jersey, Delaware, Maryland und wohl auch Virginia rechnen kann. Hier finden sich die Uebergänge nicht nur zwischen dem Norden und Süden, sondern auch zwischen dem Osten und Westen. Mehrere dieser Staaten nemlich, als New-York, Pennsylvania, Virginia, bestehen aus einem östlichen und einem westlichen Theile, indem sie sich meistens tief von der Seeküste ab ins Land erstrecken.

Der Osten der Vereinigten Staaten macht in Ansehung der Beschaffenheit des Bodens einen bedeutenden Gegensatz zum Westen; denn die Bevölkerung, wenigstens des nördlichen Theiles des letzteren, ist so ziemlich dieselbe, und stammt größtentheils aus den östlichen oder Neuengland-Staaten. Von den reichen üppigen Fluren des Westens sticht der magere, unfruchtbare, felsige Boden des Ostens bedeutend ab. Die zahlreichen, schmalen Thäler sind manchmal ziemlich fruchtbar, und einige größere können den besten Fluren des Westens an Fruchtbarkeit gleichgestellt werden; aber die vielen kleinen Hügel und Höhen sind meist felsig und nur mit einer dünnen Schicht Erde überzogen; an vielen Stellen tritt der Felsen zu Tage und aus dem grünen Rasen gucken überall graue Felsenplatten hervor. Ebenen gibt es eigentlich gar nicht, außer an der Meeresküste und im Marschlande. Wasser hat der Osten in reichlichem Maße, vor Allem auch viele Seen, die sich jedoch mit denen des Westens gar nicht vergleichen lassen, kleine, schmale Streifen, die in gewundenen Thälern versteckt liegen und selten große Wasserflächen darbieten. Meist sind sie mit kleinen Inseln geziert, die mit ihren felsigen Ufern und kühn abgeschnittenen Formen einen lieblichen Anblick gewähren; das Wasser ist meist sehr klar und muntere, über Felsen herabstürzende Bäche entspringen in denselben. Mannigfaltigkeit, die aber endlich der vielen Wiederholungen wegen zur Einförmigkeit wird, ist der Charakter des ganzen Landes. Thäler, Seen, Buchten, Wälder

wiederholen sich ziemlich immer wieder in demselben Verhältniß und derselben Form. Die Seeküste ist auf eine ähnliche Art in viele kleine Baien zerrissen. Die Mündungen der Flüsse bilden zum Theil vortreffliche Häfen, die eine hohe Fluth beiträgt offen zu erhalten, und deren Ufer meist aus Felsen gebildet werden. Viele dieser Flüsse, selbst wenn sie nicht von beträchtlicher Größe sind, werden durch die Fluth auf eine ziemliche Entfernung ins Land hinein schiffbar. Der tiefe, sicheren Ankergrund darbietende Strand ist reich an Fischen, und entschädigt dadurch die Einwohner für das wenig Hülsquellen enthaltende Land. Die zahlreichen Fälle in den Flüssen und Bächen haben auf eine andere Art dazu beigetragen, das Land reich und wohlhabend zu machen, Fabriken und Mühlen sind an allen solchen Orten in großer Anzahl entstanden, und jeder Fall eines Baches wird eine Hülsquelle der Betriebsamkeit. In den vielen Felsen ist von der Natur auch ein Ersatz für den ärmlichen Boden gegeben: die guten Steinarten, die sich überall vorfinden, verschaffen den Bewohnern die Baumittel zu massiven Häusern und einen Handelsartikel, durch den sie sich die Reichthümer anderer Länder aneignen und viele Bequemlichkeiten verschaffen können: aus den Granitgruben werden Goldgruben. Ein ziemlicher Theil der Gebirge ist noch nicht hinlänglich untersucht, und die Schätze, die sich im Schooße derselben finden mögen, unbekannt; aber, wie es scheint, kommen die edleren Metallen, namentlich Gold, gar nicht oder nur sehr wenig in den nördlichen Staaten vor. Die reichsten und zahlreichsten Bergwerke dieses Metalles sind in den mittleren und südlichen Staaten, in den den Westen und Osten trennenden Bergreihe, aber sie haben dem Lande nicht so viel Reichthum und Wohlhabenheit gebracht, als die Granitfelsen dem Norden.

Der größte Theil des ebenen Landes ist urbar gemacht, die Wälder sind auf die Berge und einzelne Hügelreihen beschränkt, die dasselbe nach allen Richtungen durchziehen. Die meisten Felder zeugen von Ordnungsliebe und Fleiß, welche ersezen, was die Natur verweigert hat. Aus dem ziemlich undankbaren Boden sieht man oft Erndten emporsteigen, die durch Reichthum und Fülle in Verwunderung setzen. Kleine Meierhöfe sind über das ganze Land zerstreut, und stehen durch unzählige Wege, die alle ziemlich gut unterhalten sind, in Verbindung. Von allen Seiten sieht man Kirchsippen aus der Ferne hervorragen, und an Sonntagen eilen zahl-

reiche Haufen von allen Seiten nach dem üblichen Andachts-Orte. An Werktagen findet man auf den Straßen zahlreiche Reisende, die in ihren einspännigen Chaisen von einem Orte zum andern eilen, so daß man meinen sollte, ein großer Theil der Bevölkerung sei fortwährend auf der Straße.

Die Verschiedenheiten die sich dem Reisenden im Aussehen des Landes darbieten, finden sich natürlich mehr oder weniger auch im Menschenschlage wieder; doch sind hier die Züge etwas weniger bestimmt aufgedrückt, weil die Elemente, aus denen sich die Bevölkerung der verschiedenen Staaten gebildet hat, so sehr gemischt sind, wozu noch andere Verhältnisse hinzukommen, welche Verschiedenheiten bedingen, die nicht sobald vom Charakter des Landes verwischt werden.

Siebenundsechzigstes Capitel.

Beschluß der allgemeinen Bemerkungen. Die Indianer. Die Neger. Die Pflanzern und Pflanzungen im Süden. Die Meierereien im Norden und die Landgüter in Kentucky. Die Handels und Gewerbs-Betriebsamkeit im Norden. Die Erziehung; die Gleichheit Aller und die ungezwungenen Sitten. Die Amerikaner und die Reisebeschreiber.

Die ursprünglichen Herrn des Landes, jene sonst so mächtigen Stämme, spielen jetzt eine ganz unbedeutende Rolle, und sind zu schwachen Ueberbleibseln herabgesunken, welche neben den eingewanderten Europäern ein precäres Dasein genießen, und durch den Verkehr mit ihnen meist nachtheilige Veränderungen erlitten haben. Den meisten der Indianer, die sich in den Grenzen der Vereinigten Staaten befinden, sind jetzt von der allgemeinen Regierung, die dem Namen nach mit ihnen wegen Abtretung ihres Landes unterhandelte, aber sie doch eigentlich dazu zwang, in einem fernen Theile des Landes am Arkansas-Flusse, Wohnsitz angewiesen. Dort sind nun alle die verschiedenen Stämme vereinigt, und man muß erwarten, welchen Erfolg dieser Versuch haben wird. Die Regierung hat die Verpflichtung auf sich genommen sie im ungestörten Besitze des Landes zu erhalten, hat ihnen Vertretung durch Leute ihrer Farbe am Con-

greffe versprochen, damit sie ihr Interesse selbst zur Sprache bringen und vertheidigen können, und sucht sie, wo möglich, in einen civilisirten Zustand zu bringen. Sie sorgt für Unterricht und Anleitung im Ackerbau und Handwerken; Missions-Anstalten haben sich gebildet und junge Indianer werden zu Geistlichen und Schullehrern erzogen. Die Civilisation ist das einzige Mittel, diese interessanten Stämme vor dem Untergang zu bewahren; denn als Wilde oder Halbwilde würden sie neben den Weißen immer in Armuth leben und in Elend und Laster versinken. Aber die Aufgabe Indianer zu civilisiren ist sehr schwer, denn ihre Natur scheint der Civilisation zu widerstreben. Einige der versetzten Stämme hatten früher schon Schulen und Kirchen, und lebten vom Ackerbau; aber die Indianer hängen im Ganzen so stark und fest an ihren Gewohnheiten und ihrem wilden Leben, daß auch in solchen Stämmen die Fortschritte nur sehr langsam waren, und sich nicht auf viele Individuen erstreckten, oft nur auf die Kinder. Die Indianer haben einen Widerwillen gegen jede Art von regelmäßiger Arbeit, lieben daher den Ackerbau nicht und erhalten sich am liebsten durch Fischen und Jagen. Seit der Zunahme der weißen Bevölkerung wurde es ihnen oft schwer sich auf diese Art ihren Unterhalt zu verschaffen: aber sie verhungerten lieber, als daß sie arbeiteten. Einen eben so starken Widerwillen, wie gegen die Arbeit, haben sie gegen das Leben in Häusern und Dörfern, sie wollen in der freien Natur leben; und wenn man ihnen europäische Wohnungen angewiesen hatte, so benutzten sie jede Gelegenheit in die Wälder zu entfliehen. Ihr starkes Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühl hat sie indeß vor dem Joch der Knechtschaft bewahrt, unter welchem die Neger seufzen. Indianer konnten nie zur Arbeit gezwungen, mithin nicht als Sklaven gebraucht werden; selbst Freundlichkeit und Güte brachte es selten dahin auch nur Dienstboten aus ihnen zu machen. Es hat diese stolze Unbeugsamkeit etwas Großartiges und Rührendes. Untergehen können und werden vielleicht diese Söhne der Wildniß, aber gebeugt und erniedrigt haben sie sich nicht und werden es nie thun. In Canada gibt es auch einige Ansiedlungen von Indianern, wo sich dieselben in einem mehr civilisirten Zustande befinden; man hat aber dort mit eben so großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt wie in den Vereinigten Staaten, und die Versuche sind nur im Kleinen gemacht worden.

In der neueren Zeit haben die Gelehrten ihre Aufmerksamkeit

auf diese interessanten Völkerschaften gerichtet, und Untersuchungen über ihre Abstammung angestellt, die noch in ein ziemliches Dunkel gehüllt zu sein scheint. Man hat mehrere Vermuthungen darüber, denen es aber noch sehr an hinlänglicher Begründung fehlt. Die Annahme, daß die Indianer aus Asien hergekommen seien, hat in der neueren Zeit an Wahrscheinlichkeit gewonnen und ist ziemlich allgemein geworden. Leider fehlt es aber noch sehr an genauer Kenntniß der Sprache der verschiedenen Stämme und der einzelnen historischen Ueberbleibsel, wie Ruinen von Städten oder Festungen und die oft berührten Hügel (Mounds). In Ohio und Kentucky sind ziemlich große Strecken Landes mit Wällen eingeschlossen, die mit mehreren thorartigen Oeffnungen versehen sind, und wohl zahlreichen Bewohnern als Aufenthalt gedient haben. Da man aber von den Sitten und Gewohnheiten der Indianer zur Zeit der ersten Ansiedlungen der Europäer so wenig weiß, und jene sich damals schon nicht mehr in blühendem Zustande befunden zu haben scheinen: so hält es doppelt schwer die Bedeutung dieser Ueberbleibsel aufzuklären. Manche finden darin die Spuren eines anderen von den Indianern verdrängten und vielleicht ausgeriebenen Volkes, das in Künsten und Bildung viel weiter vorgeschritten gewesen. So scheinen die zur Zeit des ersten Besuches der Spanier im unteren Theil des Mississippi-Thales wohnenden und wie man vermuthet, von Mexiko her eingewanderten Indianer, zum Stamme der Natches gehörig, sich in einem höheren Culturzustand befunden zu haben als die jetzigen Indianer, und selbst jene waren damals schon gesunken und erzählten von schöneren, blühenderen Zeiten. Andere kriegerische Stämme haben dieses Volk vernichtet, von dem sich jetzt nur noch geringe Ueberbleibsel finden. Hoffentlich werden die Untersuchungen der Gelehrten mehr Licht über die Sache verbreiten.

Ein anderer unglücklicher Volksstamm Nord-Amerika's, dort nicht einheimisch, sondern durch den abscheulichsten Handel dahin verpflanzt, die in den südlichen Staaten in Sklaverei gehaltenen Neger zogen meine Aufmerksamkeit und Theilnahme in hohem Grade auf sich, wie ich denn schon in meinem Reiseberichte ihrer Erwähnung gethan habe. Obgleich sie sich eigentlich in viel gedrückteren Verhältnissen, als die Indianer befinden, so scheinen sie es doch weniger zu fühlen; denn während jene beinahe jährlich an Zahl abnehmen und auszusterben drohen, vermehren sich die Neger in einem stärkeren

ren Grade, als die Weißen. Freilich wird diese Vermehrung von ihren Herren begünstigt, weil diese ihren Gewinn darin finden; aber gleichwohl darf man daraus schließen, daß die Neger sich in leidlicher Beziehung in einem ziemlich erträglichen Zustande befinden, und grausame Behandlung von Seiten der Eigenthümer gehört unstreitig zu den Ausnahmen. Aber der Zustand der Sklaverei selbst ist ein höchst unnatürlicher und ungerechter, und hat die nachtheiligste Erniedrigung und Entfittlichung zur Folge. Daß Menschenfreunde dessen Abschaffung wünschen, ist natürlich, und ich stimme in diesen Wunsch von Herzen ein, habe mich aber schon gegen die Unbilligkeit und Ungeduld derjenigen erklärt, welche die einzelnen Sklavenbesitzer und die Sklaven-Staaten mit Vorwürfen überhäufen, und auf eine schnelle und gänzliche Abschaffung dringen. Die Frage, welcher Weg zu diesem Ziele einzuschlagen sei, ist höchst schwierig, und ich wage mich nicht an die Lösung derselben. Aber sie liegt mir vermöge der Theilnahme, die ich für mehrere Bewohner der Sklaven-Staaten hege, sehr am Herzen, und wünsche lebhaft, daß wo nicht schon dieses Zeitalter, doch das künftige die geeigneten Schritte zur Herbeiführung eines bessern gesellschaftlichen Zustandes thun möge.

Das Sklaven-Wesen gibt den Staaten, wo es besteht, ein ganz eigenthümliches Gepräge, besonders den südlichsten, wo beinahe alle Arbeit von Sklaven verrichtet wird. Nicht nur auf die Neger hat dieser Zustand der Erniedrigung einen entfittlichenden Einfluß, sondern auch auf die Weißen. Man hat es oft als einen Vortheil der südlichen Staaten hervorgehoben, daß die von aller Arbeit befreiten Pflanzer eben dadurch in Stand gesetzt seien, sich wissenschaftlichen und politischen Beschäftigungen mehr, als die viel beschäftigten Kaufleute des Nordens, zu widmen. Dieß scheint mir aber nicht der Fall zu sein. Dieser Mangel an regelmäßiger Beschäftigung erschlaft gerade die Thatkraft und macht in Verbindung mit dem warmen, abspannenden Klima viele dieser Pflanzer zu trägen, apathischen Menschen, die halbe Tage auf der Piazza verträumen, und gewöhnlich auf viel weniger Bildung Anspruch machen können, als die arbeitenden Männer des Nordens selbst aus niederen Classen. Dagegen ist es wahr, daß sie für augenblickliche, vorübergehende Aufregung politischer Art sehr empfänglich sind; auch gibt ihnen die äußere Unabhängigkeit einen gewissen hochherzigen, uneigennützigen Sinn; dabei haben sie viel geselligen Ton, und sind sehr höfliche, aufmerksame

Gesellschafter. Ein angenehmerer Umgang als der der Pflanzer der südlichen Staaten, läßt sich kaum denken. Uebrigens üben sie, durch ihre äußere Lage dazu in Stand gesetzt, eine große Gastfreiheit aus, und alle Reisende, welche diese Staaten besucht haben, gedenken der freundlichen, zuvorkommenden Aufnahme, die sie dort gefunden, mit vielem Danke.

Eine Folge zugleich des durch Sklaven betriebenen Landbaues und der Beschaffenheit des Bodens ist, daß die Güter in den südlichen Staaten meist größer, als in den nördlichen, und oft durch weite Strecken getrennt sind. Die Wohnungen der Eigenthümer bestehen oft nur aus provisorischen Gebäuden und sind so unbedeutend, daß die Familie selten hingehet, um dort zu wohnen. Die Umgebungen derselben sind die Baumwollen- und Zuckerrohr-Felder; kaum daß man einen Garten sieht; für Schatten ist selten gesorgt, und man könnte sich keinen betrübteren Aufenthaltsort denken, als manche solcher Pflanzungen. Der Gedanke an den südlichen Himmel und das herrliche Klima könnte verleiten sich reizende Vorstellungen vom Leben auf den Pflanzungen zu machen; aber diese Illusionen würden der Wirklichkeit bald weichen, wenigstens in den heißen Sommermonaten. Viele der reicheren Südländer haben ihre besonderen Sommersitze, die meistens mit gar keiner Pflanzung verbunden sind, und oft in einem Landstriche liegen, dessen Boden für den Anbau zu ärmlich ist; aber auch hier finden sich selten Gärten und Anlagen, meistens begnügt man sich mit Rasenplätzen, und oft fehlen auch diese. Einige sandige Beete, in denen sich einzelne Blumen zeigen, sieht man vor vielen dieser Sommerwohnungen und weiter nichts. Jedoch gilt das Gesagte vorzüglich von den Pflanzungen in den beiden Carolina und Georgia; in Louisiana und Alabama und überhaupt in den südwestlichen Staaten hingegen wohnen die Pflanzer meist auf ihren Gütern, und tragen Sorge die Häuser und ihre Umgebungen in einen wohnlichen Zustand zu versetzen. Das Klima macht hauptsächlich Vorkehrungen gegen die Hitze nöthig, diese beschränken sich aber meistens auf Piazzen, die um das ganze Haus herumgehen. Selten sieht man auch hier Gärten, Bäume und Gebüsche um die Häuser; und da sich auf den Feldern durchaus keine Bäume befinden, so sieht die Landschaft öde und kahl aus; selbst im Sommer, wenn die Felder in höchster Pracht stehen, fehlt es ihr an Farbenreichthum, Abwechslung und Mannigfaltigkeit. Ganz

andere der Anblick einer mit freundlichen Meiereien und lachenden Hügeln bedeckten nördlichen Landschaft. Das hinter Bäumen versteckte, schlichte Haus des Landmanns ladet zum Ausruhen ein, und verspricht Kühlung im Sommer und Wärme im Winter. Auch in Kentucky und einzelnen Theilen von Virginia sind die Ländereien noch in ziemlich großen Gütern beisammen, was daher kommt, daß die jüngeren Söhne der Besitzer häufig nach den westlichen Staaten gehen, um sich dort neue Wohnsitze zu gründen, und so die Güter in den Händen der Erstgeborenen ungetrennt bleiben. Aber da hat das Land einen ganz anderen Charakter und bietet einen viel freundlicheren Anblick dar, als im Süden. Der lieblichen in der Mitte der Pflanzungen auf Hügeln und Anhöhen liegenden, von Buchwäldungen, Akazien-Anpflanzungen und üppigen Wiesen umgebenen Landhäuser Kentucky's habe ich schon mit Vergnügen in meinem Reise-Berichte Erwähnung gethan.

Der Unterschied zwischen dem Norden und Süden ist nicht größer in der Beschaffenheit und dem Anbau des Bodens, als in den Beschäftigungen und Sitten der Bewohner. Im Süden wird fast allein Landbau getrieben. Künste, Gewerbe und Handel stehen dort im Ganzen auf einer niedrigen Stufe, und es wird ihnen nur so viel Thätigkeit gewidmet, als das Interesse des Landbaues und das Bedürfniß der Bewohner verlangt. Im Norden hingegen, wo die Natur weniger für den Menschen gethan hat, waren die Bewohner immer zu größerer Thätigkeit genöthigt; das Leben macht an jeden Einzelnen größere Ansprüche; Arbeit gehört dort gleichsam zum Begriffe des Menschen, und die Energie jedes Einzelnen wird durch die allgemeine Thätigkeit gefördert und gehoben. Hier blühen daher Handel und Gewerbe, und durch sie sind diese von der Natur weniger begünstigten Länder zum größten Wohlstande gelangt. In dem felsigen Staate Massachusetts z. B. findet sich ein solcher Reichthum, daß sich keiner der südlichen Staaten mit ihm messen kann. Aber je mehr Reichthum, desto mehr Thätigkeit. Jedes Jahr ruft neue Speculationen und Unternehmungen hervor, und der Erfindungsgeist ist unerschöpflich im Ersinnen derselben. Die Wälder in Georgia werden von Unternehmern aus den nördlichen Staaten gekauft, und die Südländer müssen das Holz ihrer eigenen Wälder aus den Händen der Nordländer kaufen. Der ganze Handel des Südens wird meist von eingewanderten Nordländern betrieben. New Orleans ist

jeden Winter mit Kaufleuten aus New-York, Boston u. s. w. angefüllt, die dort während der kühlen Jahreszeit ihre Geschäfte abmachen und mit Anfang des Sommers sich vor der Hitze nach ihrer Heimath retten.

Im Norden finden sich die vielen Fabriken, deren Gedeihen der Südländer der Begünstigung durch den Zoll (welcher bekanntlich die Einfuhr von Baumwollenwaaren mit einer ziemlich hohen Abgabe belegt), zuschreibt, und durch die er sich ungern dem Norden zinsbar sieht; er bedenkt aber nicht, daß ohne den Zoll die Thätigkeit der Nordländer sich auf einen anderen Zweig der Industrie würde geworfen haben. Die blühenden Dörfer und Städte in Neuengland sind nicht die Geschöpfe der Zölle, sondern des Fleißes und der Emsigkeit; und so lange diese sich erhalten, so lange wird auch Glück und Wohlstand bleiben. Die große Thätigkeit in Handel und Gewerben hat zu einer Menge von nützlichen Einrichtungen und Unternehmungen geführt, die zur Verbesserung des allgemeinen Zustandes und zur Beförderung des Verkehrs dienen. Straßen, Canäle, Eisenbahnen wurden angelegt, Dampfschiffe gebaut und alles Mögliche gethan, was die Communication zwischen den verschiedenen Orten, namentlich zwischen der Meeresküste und dem Innern erleichtern konnte.

Wenn der Geist des jetzigen Zeitalter vorzugsweise eine industrielle Richtung hat, so gilt dieß im höchsten Grade von der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, besonders aber der nördlichen; und von vielen Seiten wird diese Richtung den Neuengländern zum Vorwurfe gemacht. In der Einseitigkeit dieser Richtung und in der Unruhe, Leidenschaftlichkeit und Berwegenheit dieses Unternehmungsgeistes liegt unstreitig etwas Krankhaftes, das zumal in Einzelnen unangenehm hervortritt, und öfters die Ehrlichkeit und Treue des Charakters antastet; aber im Ganzen macht das rege Leben, das man überall herrschen sieht, einen erfreulichen Eindruck, und verkündigt eine jugendliche Kraft, die sich zwar zunächst im Gebiete des Leiblichen bewegt, sich aber gewiß späterhin auch ins Gebiet des Geistigen erheben und gleiche Regsamkeit entwickeln wird. Daß die große Betriebssamkeit der Amerikaner nicht in schmutziger Gewinnsucht ihren Grund haben kann, sieht man theils aus dem Gleichmuth, mit welchem sie den Verlust ihres erworbenen Reichthumes ertragen, theils daraus, daß Kargheit unter ihnen ziemlich unbekannt ist, und es wenige gibt, die nicht den größten Theil ihrer Einkünfte auf die eine oder

andere Art verwenden. Eher konnte man ihnen in der letzten Zeit, wo die aufeinander folgenden glücklichen Handelsjahre im ganzen Volke einen großen Luxus hervorgerufen hatten, Verschwendung und Ueppigkeit vorwerfen; und die eingetretene Handelskrisis mag vielleicht die glückliche Wirkung haben, daß sie auf ernstere Lebenszwecke und eine bessere Verwendung des Reichthumes aufmerksam macht.

Zu der großen Regsamkeit im Gewerbs- und Handelsleben der Vereinigten Staaten trägt es nicht wenig bei, daß dort wegen des noch immer fühlbaren Mangels an Menschen junge Leute, die bei uns noch nicht als Männer angesehen werden, ins praktische Leben treten und sogar schon zur vollen Selbstständigkeit gelangen. Nun gehört Regsamkeit, Reckheit und Entschlossenheit überhaupt zum jugendlichen Charakter, aber insbesondere zu dem der amerikanischen jungen Leute, deren Erziehung ganz dazu geeignet ist die Selbstständigkeit zu entwickeln. Natürlich also daß solche junge Kaufleute sich gern von der allgemeinen Aufregung ergreifen und fortreißen lassen, und daß sie auch in reiferen Jahren theils durch die Gewohnheit theils durch die Macht der Verhältnisse in dieser Aufregung erhalten werden.

Was die Erziehung betrifft, so werden dem Europäer, der an die Zurückhaltung und Bescheidenheit der Kinder zu Hause gewöhnt ist, die amerikanischen Kinder im Allgemeinen ungezogen erscheinen, wenigstens wird er von ihrem freien, ungezwungenen, oft ausgelassenen, und vorlauten Wesen unangenehm berührt werden. Von der Ehrerbietung, mit welcher die jungen Leute auf dem Festlande bezährteren Personen, namentlich ihren Aeltern begegnen, ist nicht viel zu bemerken. Der sechzehnjährige Sohn spricht zu seinem Vater wie zu einem anderen Manne, und der Vater behandelt seinen Sohn als Seinesgleichen, ohne daß er irgend eine Autorität gegen ihn geltend machte. Schon in der Umgangs-Sprache drückt sich dieß aus; der Sohn sagt „Herr“ zu seinem Vater, und der Vater „Herr“ zu seinem Sohne. Ich selbst fand mich vom Benehmen der amerikanischen Kinder, besonders der Knaben, lange zurückgestoßen, und konnte meine Mißbilligung kaum unterdrücken, bis ich durch reiferes Nachdenken zu einer milderen und, wie ich glaube, gerechteren Beurtheilung geführt wurde. Im Allgemeinen herrscht in den Vereinigten Staaten der Grundsatz, daß man die Kinder soviel wie möglich sich selbst überlassen, und ihren Neigungen keinen Zwang anthun, sondern sie höchstens leiten, durch liebevolles freundliches Benehmen zum

Guten und Zweckmäßigen bestimmen, und nur von entschieden Schlechtem mit Gewalt abhalten müsse. Dieser Grundsatz mag in der Anwendung seine großen Schwierigkeiten haben, und erfordert sehr viel Geduld, Festigkeit und Nachdenken von Seiten der Lehrer und Erzieher; groß sind auch gewiß die Nachtheile, welche aus der schlechten Anwendung dieses Grundsatzes entspringen: aber nicht nur gewährt eine solche Erziehung den Kindern eine glückliche Jugendzeit, sondern es lassen sich auch die großen Vortheile nicht verkennen, welche das ihnen geschenkte Zutrauen für die Entwicklung ihrer Anlagen und Kräfte, ihrer Selbstthätigkeit, ihres Nachdenkens und ihres Charakters hat. Trotz, Hinterlist, Betrug brauchen sie nicht zu üben, ihr Charakter bildet sich, ohne durch Zwang und Härte getrübt und geknickt zu werden, und als sechzehn- bis achtzehnjährige Jünglinge sind sie schon selbstthätige, fleißige Leute, die vielleicht durch vorlautes Betragen verlegen, die aber zum Nachdenken gekommen sind und ihre künftige Bestimmung als Menschen ins Auge fassen. Vater und Sohn stehen in dem schönen Verhältnisse von Freunden zu einander: der Eine ertheilt Rath, und der Andere befolgt ihn, wenn er von dessen Zweckmäßigkeit überzeugt wird. Nord-Amerika eilt auch in dieser Hinsicht der neuen Zeit voraus. Auch in Europa ist seit Rousseau und Basedow und A. der Grundsatz der Freiheit in die Erziehung eingeführt worden, und unsere Kinder werden nicht mehr wie vor ungefähr hundert Jahren in der Knechtschaft der Furcht und des Zwanges gehalten. Dort kommt nun noch das republikanische Prinzip hinzu. Offenbar trägt das dortige Familienleben den Charakter des republikanischen Lebens, und diese Behandlung der Kinder gehört zur vollkommenen Durchführung des Grundsatzes der allgemeinen Gleichheit. Es ist auch diese Erziehung die analogste und zweckmäßigste Vorbereitung zu dem bürgerlichen Leben, wie es in den Vereinigten Staaten besteht. Kinder, nach alt europäischer Art erzogen, würden nicht in Stand gesetzt sein auf einmal als selbstständige, unabhängige Bürger eines Freistaates aufzutreten, und würden die beim Mündigwerden plötzlich erlangte Freiheit entweder mißbrauchen oder keinen Gebrauch davon zu machen wissen. Die amerikanische Erziehungsweise bildet Republikaner, wie sie das dortige Leben verlangt, die aber freilich schlechte, unlenksame, widerspänstige Unterthanen sein würden.

Wie das Princip der Gleichheit schon in der Familie Eingang

gefunden hat, so ist es natürlich und in noch stärkerem Grade in alle übrigen gesellschaftlichen Verhältnisse eingedrungen, und hat dieselben auf eigene Weise gestaltet. Man kann mit Wahrheit sagen: in Amerika schmeckt alles nach Gleichheit. Wenn man daher die Vereinigten Staaten betritt, so muß man sich wohl hüten den Maßstab der alten Welt an die dortigen Sitten zu legen, wodurch man zu ganz falschen Urtheilen verleitet werden würde. Besonders sind die geselligen Formen sehr von den unsrigen verschieden, und wie man sich leicht denken kann, viel freier und ungebundener, am meisten im Umgange der beiden Geschlechter, wovon ich schon früher Erwähnung gethan habe. Eine Pariser Mutter, die ihre Tochter mit ängstlicher Sorgfalt zu hüten gewohnt ist, würde mit Bestremden sehen, wie die jungen Leute in Amerika so offen und zutraulich mit einander umgehen, oft fern von den mütterlichen Augen, und würde wer weiß welche ärgerliche Folgen fürchten. Aber unstreitig ist ein Land glücklich zu nennen, wo man so viel Zutrauen in die gute Sitte setzen und so viel Freiheit gewähren kann; und was die gefürchteten Folgen betrifft, so kann ja nichts Schlimmeres daraus entstehen als eine Heirath. Wie aber die Verhältnisse und Sitten in Amerika sind, so stehen der Verbindung von zwei jungen Personen, die unter sich einig geworden sind, keine Hindernisse im Wege. Die Aeltern sind in diesem Lande gewohnt, im Punkte des Heirathens nicht ihrem, sondern dem Willen der Kinder zu folgen; ob reich oder arm, ist nicht von großer Bedeutung; wenn nur der junge Mann arbeiten will, so kommt das Brod zugleich mit der Frau. Aeltern müßten ganz besondere Gründe haben, wenn sie ihre Einwilligung versagen wollten; und dann kommt es ganz auf den guten Willen der jungen Leute an, ob sie sich fügen wollen; denn nichts ist leichter als sich gegen den Willen der Aeltern zu verheirathen. Die Braut wird entführt und die Verbindung in einem benachbarten Staate vollzogen, wo sie keine Schwierigkeit findet; die jungen Leute kehren dann als Ehepaar zurück, und die Aeltern müssen sich in das Unabänderliche fügen. Solche Fälle sind jedoch ziemlich selten, und machen immer einen bösen Eindruck.

Die Ungezwungenheit des geselligen Umgangs in Nord-Amerika ist für Niemanden angenehmer als für die Fremden, welche in Folge derselben leicht in den Häusern Zutritt erhalten und mit der lebenswürdigsten Gastfreiheit behandelt werden. Gewiß wird jeder, der die

Vereinigten Staaten bereist, mit mir darin übereinstimmen, daß es schwer hält sich eine zuvorkommendere, freundlichere Aufnahme zu denken, als der Fremde in diesem Lande findet. Von Stadt zu Stadt kommt man gleichsam aus einer Familie in die andere, und auch ohne empfohlen zu sein, macht man mit der größten Leichtigkeit Bekanntschaft, und erhält Zutritt. Auf Reisen ist es besonders sehr leicht Bekanntschaften zu machen. Die Art, wie ich und mein Bruder mit der oft erwähnten Familie aus Charleston die erste Bekanntschaft anknüpfte, war ganz amerikanisch. Zufällig kamen wir mit Freunden derselben auf der Eisenbahn von Lockport nach Niagara zusammen, und wechselten mit ihnen einige Worte. Diese trafen wir dann öfters an den Fälln wieder, und zwar in Gesellschaft jener Familie: und so war die Bekanntschaft leicht gemacht. Frauenzimmer sind natürlich auf Reisen ein wenig zurückhaltender; aber in den Gesellschaftszimmern der großen Gasthöfe, vorzüglich in den Badeorten, ist es ganz gewöhnlich, daß sich Abends alle Gäste am Kamin, auch wohl zu Musik und Tanz vereinigen, wobei nichts leichter ist, als mit Damen Bekanntschaft zu machen, ohne daß man sich vorstellen läßt. An Dampfschiffen, Eisenbahnen, im Postwagen, überall wird der Reisende dieselbe Offenheit und Ungezwungenheit finden; man wird ihn anreden und fragen, und er kann dasselbe thun.

Auffallend und vielleicht hie und da unangenehm mag dem Fremden die Neugierlichkeit sein, mit der die Amerikaner die Meinungen der Fremden über ihr Vaterland erforschen, und mit welcher Sorgfalt sie alles vermeiden oder zu entfernen suchen, was denselben mißfallen könnte. Für Tadel jeder Art sind sie äußerst empfindlich, und dieselbe Bemerkung, die von einem Amerikaner gemacht, unbeachtet geblieben wäre, bekommt im Munde eines Fremden eine ganz andere Bedeutung. Hervorgerufen oder doch gesteigert worden ist diese Empfindlichkeit durch die in einem übelwollenden Tone geschriebenen Berichte mancher Reisenden, worin sich eine Menge ungünstiger, auf vorgefaßten Meinungen und flüchtigen Beobachtungen beruhender Urtheile über die Einrichtungen und Sitten Nord-Amerikas niedergelegt finden. Man betrachtet daher Reisende mit Verdacht, und sieht in ihnen Spione, die sich nur darum sechs bis acht Monate im Lande aufhalten, um nach ihrer Rückkehr ein Buch zu schreiben, worin sie das, was sie gesehen oder zu sehen geglaubt haben, der Welt mittheilen, und am liebsten Ungünstiges und Nachtheiliges.

Wenn auch die Reisenden etwas mit Recht tadeln, was die Einheimischen selbst tadelnswerth finden, und worüber sie sich vielleicht selbst gegen ihre Landsleute noch stärker, als die Fremden, auszusprechen pflegen; so fühlen sie sich doch durch den Tadel derselben verletzt, und nehmen für ihre Nation Parthei. Es ist dieß eine natürliche Folge des vaterländischen Gemeingeistes. Aber gerade dadurch, daß die Amerikaner sich so sehr für ihr Land eingenommen zeigen, und selbst Fehler und Mängel vertheidigen, reizen sie den Fremden zum Widerspruche, und machen ihn geneigt Fehler zu suchen, wo auch keine sind: was unstreitig die unglücklichste Stimmung für einen Reisenden ist, und ihm alle Unbefangenheit und Billigkeit des Urtheils raubt.

Was mich betrifft, so kann ich in Wahrheit sagen, daß Land und Volk, Zustände und Sitten der Vereinigten Staaten auf mich im Ganzen den vortheilhaftesten Eindruck gemacht haben; und wenn mir auch die Schattenseiten nicht verborgen blieben, so war ich doch bemüht nicht vorschnelle Urtheile zu fällen, sondern die geschichtlichen und natürlichen Bedingungen und somit die Nothwendigkeit der bemerkten Uebelstände zu erkennen. Sollte es mir gelungen sein meinen deutschen Lesern eine so günstige Meinung von diesem interessanten Lande, als ich selbst hege, beizubringen, so wäre meine Aufgabe vollkommen gelöst. Durch die in's Deutsche übersetzten Reisen mancher Engländer, unter anderen der berühmten Dame Mrs Trollope, welche viele falsche Urtheile und unrichtige Thatsachen enthalten, sind im deutschen Publikum ungünstige Vorstellungen von Nord-Amerika verbreitet worden, und es würde mich freuen, wenn mein unbedeutender Reise-Bericht etwas dazu beitrüge, günstigere und richtigere an deren Stelle zu setzen.

Achtundsechzigstes Capitel.

Rückreise.

Freitag den 6. October verließ ich Cambridge, um meine Rückreise anzutreten. Ich fuhr von Boston auf der Eisenbahn nach Providence und von da auf dem Dampfschiffe nach New-York. Die

Trennung von meinem Bruder hatte mich so ergriffen, daß ich nicht geneigt war mich viel mit der Gegend und meiner Reisegesellschaft zu beschäftigen. Uebrigens hatte sich der Herbst dieß Mal frühe eingestellt, und viele der Bäume schon ihrer Blätter beraubt, andere wenigstens mit dem melancholischen Gelb bekleidet. Die Bai von Providence erschien in einem glänzenderen, freundlicheren Lichte, und ihr Anblick wurde noch durch den farbenreichen Sonnenuntergang verschönert. Die ganze Reise ging sehr schnell. Um ein Uhr Mittags verließ ich Boston und um drei und ein halb Uhr kamen wir schon in dem vierzig Meilen entfernten Providence an. In Newport hielten wir nur kurze Zeit an, und es war erst sechs Uhr Abends als wir um Point Juda, den Eingang in den Sund aus dem offenen Meere, der zwischen der Bai von Providence und dem Sunde liegt, herumfuhren. Als ich am Morgen aufwachte und auf's Verdeck kam, fanden wir uns schon ganz in der von New-York, und bald nach der Ankunft des Bootes um sechs Uhr Morgens war ich im Astorhouse in einem freundlichen Zimmer einquartirt.

Die Abreise des Schiffes Charlemagne, auf dem ich mich nach Havre einschiffen wollte, war auf Montag den 9. October bestimmt; ich hatte daher noch zwei Tage in New-York zu meiner Verfügung, die ich dazu benutzte, meine dortigen Freunde aufzusuchen. In der Stadt fand ich ein viel regeres Leben, und es schien mir, als lasse sich der früher allerdings bemerkte Stillstand des Handels und der Geschäfte gar nicht mehr wahrnehmen. Man hegte damals gute Hoffnungen, der Unternehmungsgeist regte sich wieder, und viele der Käufer aus dem Innern hatten sich eingestellt, was ziemlich viel dazu beitrug die Stadt lebhafter zu machen. Sehr angenehm war es mir einen Landsmann zu treffen, der gerade von einer Reise nach der Heimath zurückgekehrt war und mir viele Neuigkeiten mittheilen konnte.

Montag Mittag sollte denn die Abfahrt Statt finden. Unser Schiff hatte sich im Flusse vor Anker gelegt, um früher abgehen zu können, und wir fuhren auf einem Dampfschiffe, das es aus dem Hafen bringen sollte, an Bord. Das Ankerlichten dauerte ziemlich lange, und das Liverpoolsche Paketschiff Quebec war schon unter Segel, als wir noch immer mit unserem Anker zu thun hatten. Die Matrosen, die sich auf dem Lande für die ihnen bevorstehende vierwöchentliche Mäßigkeit zu entschädigen gesucht hatten, waren meist betrunken und ganz unfähig zur Arbeit. Der Wind erlaubte wohl bis in die

äußere Bai zu gehen, aber dort mußten wir wieder, wie auch das Schiff Quebec, Anker werfen, weil er gerade vom Ausgange her blieb. Das Dampfsschiff verließ uns schon an den Narrows, indem die See so hoch ging, daß es uns nicht viel hätte helfen können; mit demselben kehrten auch die Freunde und Bekannten der Mitreisenden zurück, deren Begleitung wir bis jetzt gehabt hatten. Es war ganz in der Nähe von Sandy Hook, etwa drei bis vier Stunden von New-York, wo wir Anker warfen; und hier mußten wir, auf guten Wind wartend, eine Zeit verbringen, die wir gern noch in New-York genossen hätten. Am folgenden Tage kam das Londoner Paketschiff mit Namen Washington, und warf in der Nähe von uns Anker. Zwei unserer Mitreisenden hatten Bekannte auf diesem Schiff, und ich beschloß mit ihnen dort einen Besuch zu machen. Der Capitain ließ uns sein kleines Boot, ohne gerade unsere Absicht zu wissen. Das Rudern wurde uns ziemlich schwer, und obgleich die Entfernung nur eine Seemeile betragen mochte, so waren wir doch einmal nahe daran unser Unternehmen aufzugeben; indeß führten wir es glücklich aus. Als wir zurückkamen, überhäufte uns einige Mitreisende mit Vorwürfen, weil wir angeblich dadurch, daß wir uneingeladen einen Besuch gemacht, gegen die Schiffs-Höflichkeit gehandelt hatten. Der Capitain sagte indeß nichts und es war uns ziemlich gleichgültig, wie die Andern unser Benehmen auslegten. Aber dieß war der Anfang zu Reibungen, welche späterhin in der Schiffs-gesellschaft eintraten; und wir konnten daraus schließen, daß wir keine ganz friedliche Ueberfahrt haben würden.

Mittwoch Morgen den 11. October erhob sich endlich ein günstiger Wind. Als ich um fünf Uhr auf das Verdeck kam, waren schon Alle in Thätigkeit, aber die anderen in der Nähe liegenden Schiffe, Washington und Quebec, schienen noch früher angefangen zu haben, sie wurden eher segelfertig, als wir, und verließen die Bai vor uns. Anfangs schien es, als würden wir sie einholen; aber die Freude dauerte nicht lange, und wir sahen bald, daß jene besser segelten. Der Washington entfernte sich immer weiter, schien auch eine etwas nördlichere Richtung zu nehmen als wir. Sobald wir Sandy-Hook passiert hatten, verließ uns der Lotse. Der, welcher den Quebec hinausgebracht hatte, wurde nicht zur rechten Zeit von seinem Boote abgeholt; es kam in der Dämmerung an unser Schiff, konnte aber natürlich das andere nicht mehr einholen auch schon der Dunkelheit wegen.

Der arme Lotse wird also wider Willen die Reise nach Liverpool haben mitmachen müssen. Dergleichen Unglücksfälle sollen sich manchmal mit den Piloten ereignen.

Unser Schiff war eines der älteren aus der Linie der Havre-Paketschiffe und nicht so bequem eingerichtet, auch nicht so groß, als manche neueren; da wir jedoch nur wenig Passagiere waren, so konnte jeder ein Zimmerchen für sich erhalten und die beiden Betten benutzen. In der Damencajüte waren zwei Ehepaare, das eine aus Amerika mit zwei Kindern, das andere aus Deutschland, das ich auch schon am Niagara angetroffen hatte. Der Mann war sogar mit mir als Knabe eine Zeit lang in dieselbe Schule gegangen, und unser zweimaliges zufälliges Zusammentreffen, (denn wir hatten die Zeit unserer Abreise nicht gewußt), kam uns höchst sonderbar vor. Der Amerikaner war ein Bildhauer, der nach Florenz gehen wollte, um dort mehrere Arbeiten, die man bei ihm zu Hause bestellt hatte, auszuführen. Seine Frau war beinahe die ganze Zeit über krank, und mußte sich noch viel mit den beiden Knaben beschäftigen, von denen der jüngere erst zwei Jahre alt war. Die übrige Gesellschaft bestand aus drei Spaniern, einem Italiäner, einem Franzosen und zwei Deutschen. Mit den letztern konnte mein deutscher Bekannter nicht in Frieden leben, und es kam hie und da zu Reibungen; auch ich fand die beiden Herrn nicht liebenswürdig, und hielt mich von ihnen so fern wie möglich. Am Abend nach dem Thee spielten wir, mein deutscher Freund, seine Frau, der Franzose und ich regelmäßig Whist; manche langweilige Stunde ging auf diese Art angenehm vorüber, und wir freuten uns den ganzen Tag über auf diese Spielzeit. Das Frühstück nahmen wir um acht Uhr ein, das Mittagessen um drei Uhr, und der Thee kam gewöhnlich schon um sieben Uhr. Unser Koch, ein Schwarzer, schien seine Sache gut zu verstehen und wir wurden im Ganzen ausgezeichnet gut bedient. Fleisch und Geflügel, die man von New-York mitgenommen hatte und in einem Eishause frisch erhielt, zeichneten sich durch große Weichheit und Zartheit aus; die größte Kunst aber bewies der Koch in seinen überaus schmackhaften Fleischpasteten und Fruchtkuchen. Die Tafel gehört auf einem Schiffe mit unter die Hauptsachen, und das Essen zu den vorzüglichsten Unterhaltungen; und da die Seelust denjenigen, die nicht seekrank sind, in welchem Falle ich war, sehr viel Appetit macht; so schämte ich mich oft vor mir selber über meine großen Leistungen im Essen. Auf

dem Lande wäre ich gewiß krank geworden, wenn ich eine solche Lebensart drei Wochen hindurch fortgesetzt hätte; zur See aber bekam sie mir ganz gut. Anfangs eilten wir nach amerikanischer Sitte sobald wie möglich vom Tische weg, später aber führten wir vier Spieler es ein länger sitzen zu bleiben, um den Tag auf diese Art abzukürzen.

Der erste Tag verging ziemlich angenehm, das Leben war noch neu, und es gab noch hie und da etwas zu sehen. Bald aber verloren wir das Land aus den Augen; der Wind war nicht sehr stark, aber günstig, so daß wir eine angenehme und kurze Ueberfahrt hoffen konnten. Am Abend des zweiten Tages wurde der Wind stärker, sprang aber zugleich vom Westen nach Norden und wehte mit solcher Heftigkeit, daß alle Passagiere glaubten, es sei ein Sturm, während der Capitain es bloß für einen schönen starken Wind wollte gelten lassen. Durch diesen Nordwind, der drei Tage lang anhielt, wurden wir etwas nach Süden getrieben, konnten wenigstens nicht nördlich genug steuern, so daß wir am Sonnabend uns im sogenannten Golf-Strome befanden, d. h. dem Meeresstrome, der aus dem mexikanischen Meerbusen kommt, an der amerikanischen Küste in einer Entfernung von hundert bis zweihundert Meilen nordwärts bis zur Neufundlandbank geht, sich dann in der Höhe derselben nach Osten wendet, einen Bogen macht, an die biscayische Bai streift, und seinen Lauf dadurch vollendet, daß er nach dem mexikanischen Meerbusen zurückkehrt. Wir vermutheten dieß aus der Wärme der Luft, und fanden es bestätigt durch die Lauheit des Seewassers, das wohl auch die Luft trotz des starken Nordwindes so milde gemacht hatte: denn bei der Untersuchung mit dem Thermometer zeigte das Wasser einen ziemlich höheren Wärmegrad als die Luft. Während dieser drei Tage brachte ich die meiste Zeit auf dem Verdecke zu, obgleich der starke Wind und die feuchte, nebellichte Luft ziemlich unangenehm waren; aber in der Cajüte fand ich es noch schlechter, besonders da die starke Seitenlage des Schiffes Schreiben und Lesen u. s. w. nicht gut zuließ. Ich sah den ganzen Tag dem Spiele der Wellen und der Wirkung des Windes zu, und unterhielt mich öfter mit dem zweiten Offiziere, an dem ich einen gefälligen jungen Mann fand. Auffallend war es, daß wir an diesem Tage gar keinem Schiffe begegneten; man hätte meinen sollen, so nahe beim Lande würden deren viele zu sehen sein; vielleicht waren wir aber auch vom gewöhnlichen Wege zu weit nach dem Süden abgewichen. Man vermeidet nehme-

lich im Allgemeinen in den Golf-Strom zu kommen, weil dort Nebel und Windstillen herrschen, und oft ganz andere Winde als in dem umgebenden Meere wehen. Der Golf-Strom hat da, wo wir waren, eine nordöstliche Richtung, und seine Strömung soll ungefähr ein und ein halb bis zwei Meilen in der Runde betragen: insofern war es kein Nachtheil für uns, daß wir uns in ihm befanden; aber die widerwärtigen Winde hielten uns mehr auf, als wir dadurch gewannen.

Am 16. bekamen wir endlich günstigen Wind, das Vergnügen dauerte aber nicht lange; denn am 17. wandte er sich wieder nach Norden, und wenn er uns auch nicht gerade zuwider war, so hinderte er uns doch etwas, unserer Richtung zu folgen und mehr nach Norden zu kommen. Am 18. besuchte uns sogar eine Windstille, während deren wir die geringe Bewegung des Schiffes benutzten um ein Schiebkegelspiel zu machen. Man bedient sich dazu glatter, runder Hölzer, die auf dem Berdecke nach einem, zum Ziele dienenden Vierecke geschoben werden, das in neun kleinere Vierecke getheilt ist, von denen jedes einen anderen Werth hat. Die Gesellschaft theilt sich in zwei Partien, deren Spieler der Reihe nach die feindlichen Hölzer wegzuschieben und die ihrigen ins Ziel zu bringen suchen. Wir fanden in dem Spiele eine angenehme Beschäftigung und setzten es längere Zeit fort.

Am Abend den 18. kam ein guter Westwind, der in der Nacht ziemlich stark wurde und vierundzwanzig Stunden dauerte. Obgleich die Wellen ziemlich hoch waren, so fühlten wir doch im Schiffe wenig Bewegung, weil wir mit demselben gingen. Am 19. sahen wir das erste Schiff, seitdem wir den Quebec aus den Augen verloren hatten; es schien ein großes Schiff zu sein, der Capitain hißte die Flagge auf, erhielt aber keine Antwort, was ihn um so mehr wunderte, da er es nach der Malerei der Seitenwände für ein amerikanisches Kriegsschiff erklärt hatte. Am Abend beglückte uns der Nordwind wieder, und dauerte beinahe ohne Unterbrechung bis zum 25. October, wo er sich ziemlich legte. Wir hofften nun auf einen Westwind, aber der alte Nordwind kam immer wieder, und machte, daß wir nie ganz unsere Richtung verfolgen konnten.

Den 22. October war ein Sonntag, und das Wetter ziemlich angenehm, so daß wir die meiste Zeit auf dem Berdecke zubrachten. Wir hätten gern unser Kegelspiel gemacht, aber der Capitain würde es nicht zugegeben haben, indem Spiel als eine Entweihung des

Sonntags betrachtet wird. Um uns nun die Langeweile zu vertreiben, beschlossen wir, nehmlich unser Quartett, so lange wie möglich am Mittagessen sitzen zu bleiben, was wir auch ausführten. Die Fahrt wurde nun wirklich langweilig, bisher hatten wir kaum einige Tage günstigen Wind gehabt, und wir fingen an uns auf eine lange Ueberfahrt gefaßt zu machen. Endlich am 27. October stellte sich der Westwind ein, und nun waren alle sogleich wieder voll Hoffnungen und meinten, dieser Wind müsse bis zu unserer Ankunft in Havre anhalten, obgleich wir noch mehr als die Hälfte des Weges zurückzulegen hatten. Genau wußten wir freilich nicht, wo wir waren. Die Capitaine sind in dieser Beziehung mit ihren Mittheilungen gegen die Passagiere immer äußerst karg, und wollen beinahe nie angeben, wie weit man gekommen ist, weil sie fürchten sich bei ihren Berechnungen geirrt zu haben. Gewöhnlich geben sie eher zu wenig an, auch schon deswegen, weil dann bei gutem Wind ihr Schiff merkwürdig geschwind vorwärts zu gehen scheint. Dieß war der Fall mit uns; in den letzten acht Tagen sollte unser Schiff mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, während wir wahrscheinlich schon die Hälfte gemacht hatten, als der günstige Wind eintrat.

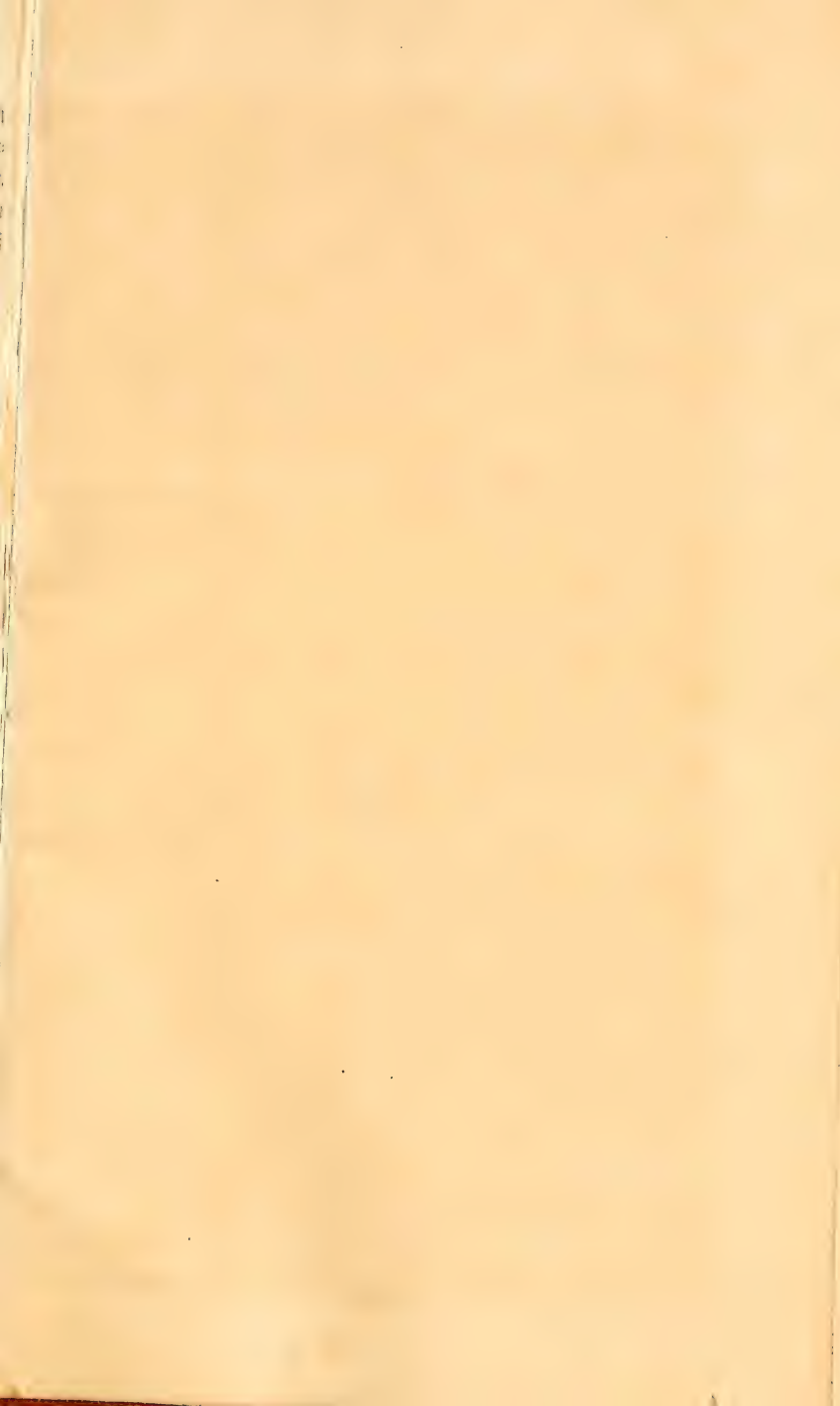
Am 25. October Abends wurden wir durch Feuersgefahr erschreckt. Wir hatten ziemlich spät beim Whistspiele beisammen gesessen, und wollten uns noch ein wenig auf dem Verdecke umsehen: wie ich die Treppe hinaufgehe, rieche ich Rauch, der nur aus der Damencajüte zu kommen scheint, eile dahin und sehe in einem offenen Zimmerchen eine Matraze in Flammen. Das Erste, was ich that, war die Matraze aus dem Bett herauszureißen und die Flammen mit einem Leintuche zu ersticken, bis Wasser gebracht wurde. Wie es scheint, hatte der Aufwärter ein Licht auf dem neben dem Bette befindlichen Tische brennen lassen, das bei einer starken Bewegung des Schiffes auf das Bett gefallen war: der Leuchter lag wenigstens neben dem Bett. Ware ich nicht zufällig dahin gekommen und hätte das Feuer Zeit gehabt das überliegende Bett anzugreifen, so hätte unser Zustand bei dem heftigen Winde sehr gefährlich werden können. Der Rauch und Gestank der verbrannten Haare würde wahrscheinlich jede Annäherung an das Feuer unmöglich gemacht haben. Dieses Ereigniß regte uns natürlich sehr auf, wir wurden plötzlich auf eine Gefahr aufmerksam gemacht, an die wir bis jetzt wenig gedacht hatten, und es dauerte einige Zeit, ehe wir uns ent-

schließen konnten uns zur Ruhe zu begeben. Freilich welche Aussicht auf Rettung hätten wir gehabt, wenn unser Schiff völlig in Brand gerathen wäre, so daß wir es hätten verlassen, uns auf die Schaluppe und das kleine Boot flüchten und auf denselben bei dem starken Winde und der hohen See die Ueberfahrt unternehmen müssen? Die einzige Hoffnung wäre wohl noch gewesen ein Schiff anzutreffen und von demselben aufgenommen zu werden.

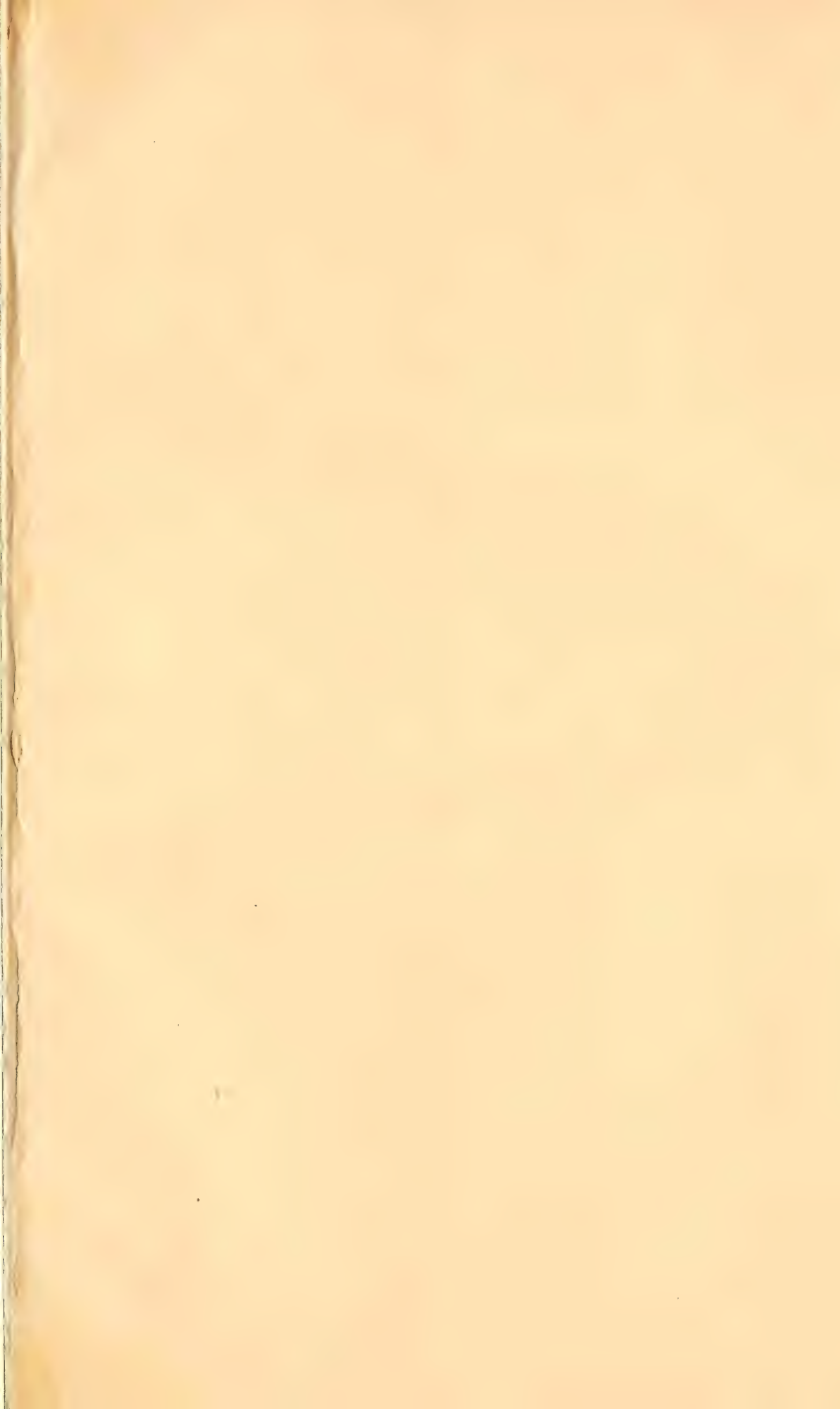
Am 31. October verwandelte sich der starke Westwind in einen Sturm, so daß wir mehrere Segel einzuziehen genöthigt waren. Die Bewegung des Schiffes war so stark, daß wir uns kaum auf unseren Beinen halten konnten; und es erforderte wirklich Kunst und Geschicklichkeit, um es zum Einschlafen zu bringen; denn da das Schiff von einer Seite auf die andere rollte, so konnte man sich kaum im Gleichgewichte halten. Am Morgen wollte Niemand geschlafen haben, ich war beinahe der Einzige der nicht dieselbe Bemerkung machte. Wir waren nun schon seit dem 27. October sehr gut gelaufen, und der Capitain fing an zu vermuthen, wir möchten dem Lande ziemlich nahe sein, er war nehmlich gar nicht recht sicher, in welchem Breitegrade er sich befinde, indem er seit mehreren Tagen die Sonne fast gar nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte: um daher nicht in der Dunkelheit auf Land zu stoßen, legten wir in der Nacht vom 31. October auf den 1. November mehrere Stunden bei, und ließen uns nur von den Wellen treiben. Der Sturm wurde immer ärger, und der Capitain fing endlich auch an von einer „gale“ zu sprechen. In der Nacht hatten wir schon die meisten Segel eingenommen, und am Morgen wurden noch die wenigen, die stehen geblieben, stark eingerafft, so daß wir am Ende dem Winde beinahe keine Leinwand mehr zeigten; er wehte aber mit solcher Heftigkeit, daß wir trotz dem mit einer Geschwindigkeit von zehn bis elf Meilen die Stunde dahin eilten. Wie man sich leicht denken kann, war der Anblick des schäumenden, wüthenden Meeres äußerst interessant. Die Wellen erreichten eine Höhe wie noch nie: wir schätzten sie auf dreißig Fuß, und sie nahmen oft die Aussicht auf die Wasserfläche ganz weg. Da wir den Wind hinter uns hatten, so kamen sie von hinten; manchmal, wenn man sie ankommen sah, schien es als würden sie das Schiff verschlingen, so viel höher waren sie; aber auf einmal war es auf dem Gipfel derselben, und ehe man sich dessen versah, sank das Hintertheil, und die Welle rollte unter dem

Schiffe weg. Oft sah es aus, als müsse dasselbe Berge erklettern, wenn sich das Vordertheil gerade in einer Vertiefung befand. Den interessantesten Anblick boten übrigens die sich brechenden Wellen dar. Die runde Oberfläche derselben hob sich in eine dünne, scharfe Spitze oder Kante, die am Ende nach vorn überfiel, und oft so weit, daß sich gleichsam eine Höhle unter dem überfallenden Schaume bildete. Jedes Mal, daß eine solche Welle kam, fühlte man einen Stoß und das Schiff wurde wie fortgeschoben. Hie und da meldeten sich auch Meerschweine, um mit uns in die Wette zu laufen; sie hatten aber ziemlich viel Mühe mit uns Schritt zu halten; und wenn sie triefend und tropfend aus den Wellen hervorsprangen, hieß es immer: sie schwigen, die armen Thiere.

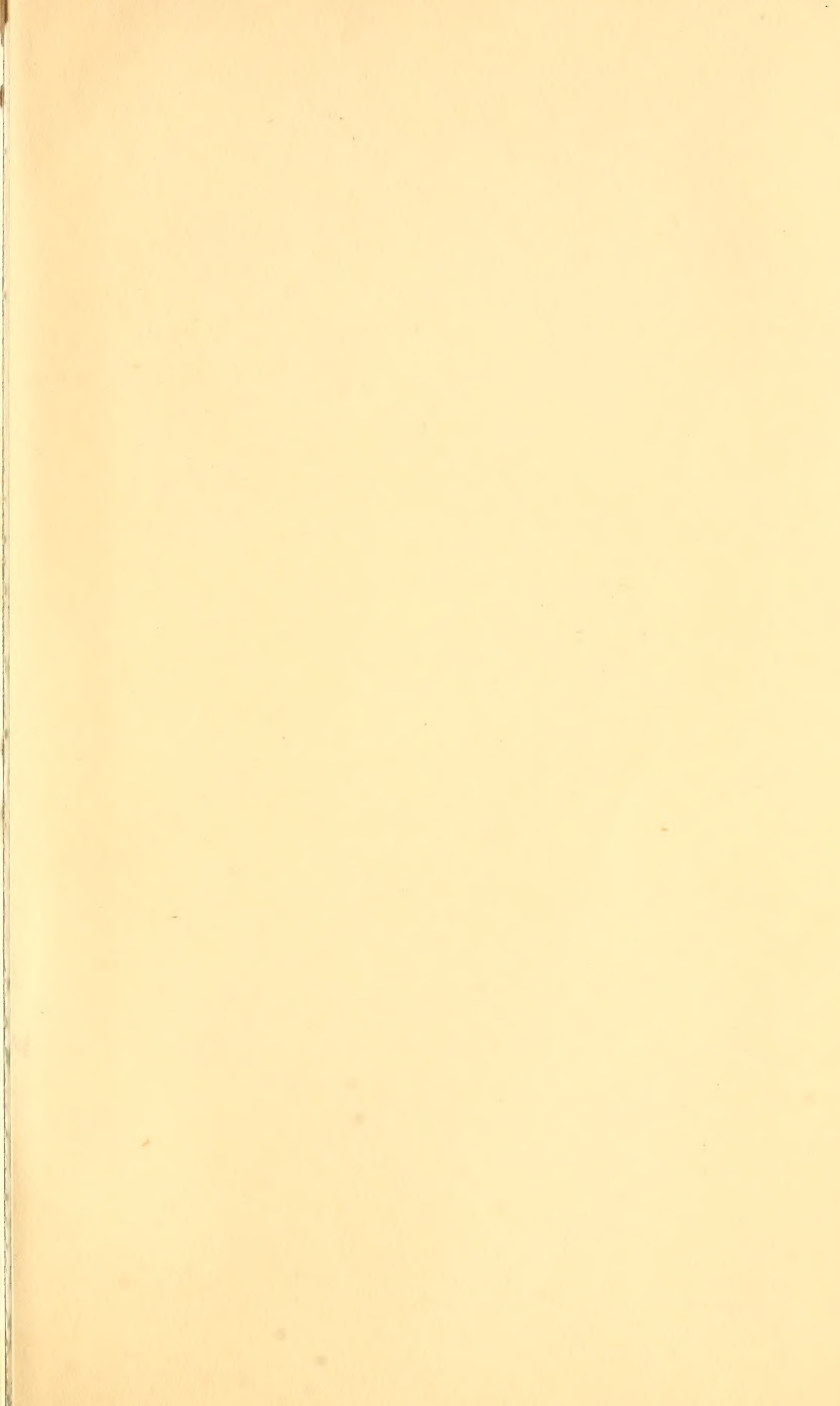
Freitag den 3. November am Morgen sahen wir endlich Land, die englische Küste. Die Heftigkeit des Windes hatte sich ziemlich gelegt, nur von Zeit zu Zeit kamen Windstöße, die uns nöthigten auf unserer Hut zu sein. Unsere Richtung wurde nun verändert, und wir segelten nach der französischen Küste hinüber, die wir ungefähr um Mittag vor uns sahen. Wir glaubten in der Nähe von Cherbourg zu sein, sahen aber später ein, daß wir uns geirrt hatten, und viel weiter von Havre entfernt waren, als wir vermuthet hatten. Gegen Abend sahen wir die Kaskets, Leuchttürme auf einer felsigen Insel an der französischen Küste, in deren Nähe höchst gefährliche Strömungen sein sollen. Wir waren jetzt noch hundert Meilen von Havre entfernt, und hatten wenig Hoffnung schon am morgenden Tage einzulaufen. Der gute Wind hielt aber an. In der Frühe am Samstag kamen wir an Barfleur vorüber und legten in der Nähe von Havre bei, um die Höhe der Fluth zum Einlaufen in den Hafen abzuwarten. Bald nach dem Frühstück kam ein Pilote an Bord, der uns gegen ein Uhr in den Hafen brachte; und so betrat ich wieder den europäischen Boden nach einer sechzehnmonatlichen Abwesenheit.



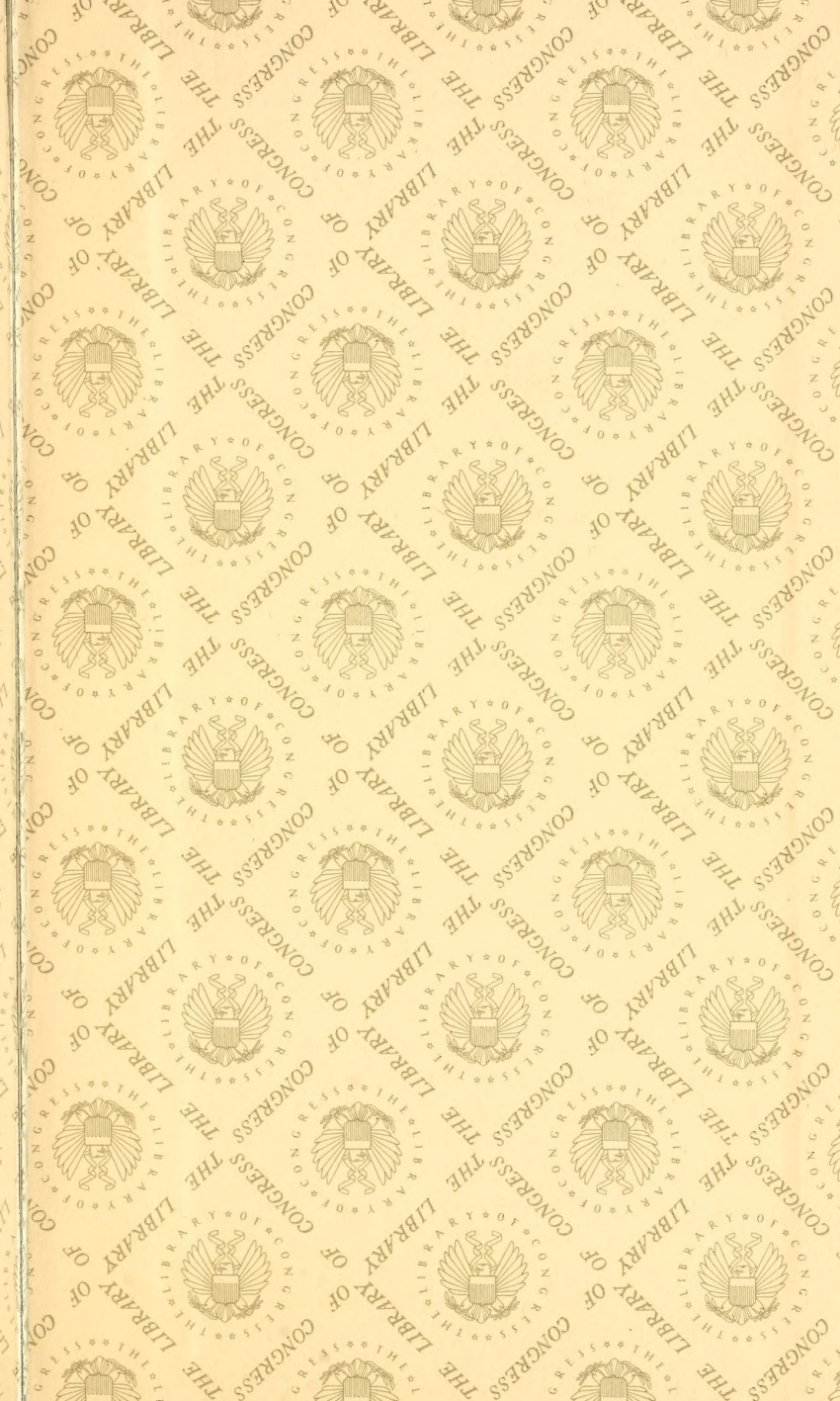












LIBRARY OF CONGRESS



0 011 291 782 2